This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

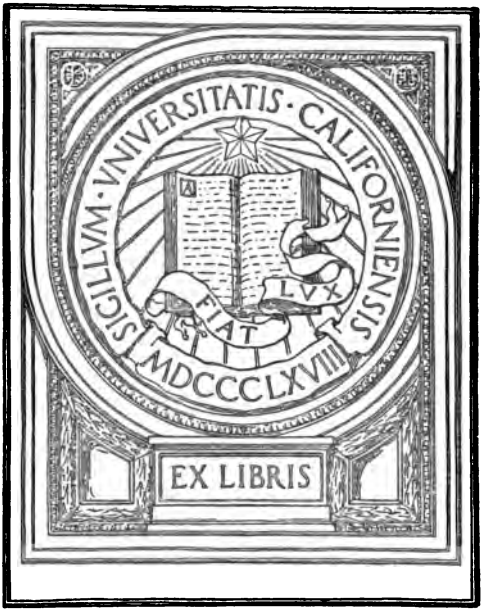
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 63 1

UC-NRLF
$B 63 110

GIFT OF

Felix Flügel



UNIV. OF
CALIFORNIA

# Deutsches Lesebuch

von

G. Wendt.

—✤—

## II. Teil

für die vierte und dritte Klasse der Gymnasien und Realschulen.

Zweite Auflage.

———✤———

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1891.

UNIV. OF
CALIFORNIA

PF3117
W3
v. 2

# Vorwort.

Während der erste Band des Lesebuchs den beiden untersten Jahrgängen unsrer höheren Bildungsanstalten zu dienen sucht, ist dieser für die drei nächsten Schuljahre der Quarta und Tertia bestimmt. Ein etwas größerer Umfang des Buchs war daher geboten. Es enthält zugleich in reicherer Zahl solche Lesestücke, welche bis jetzt in ähnlichen Büchern noch nicht zu finden sind. Unverkennbar hat sich unsere Prosalitteratur während der letzten Jahrzehnte außerordentlich reich und erfreulich entwickelt; die meisten Populärschriftsteller des XVIII. Jahrhunderts treten mehr und mehr in den Hintergrund. — Bei der Auswahl ist der Grundsatz festgehalten, nur Abgeschlossenes und dabei nach Inhalt und Form Wertvolles aufzunehmen. Mehr als auf der untersten Stufe drängt sich hier die Rücksicht auf die eigentlich klassische Nationallitteratur hervor, ohne doch ausschließlich in Betracht zu kommen. Auch des berühmtesten Namens wegen durfte kein Aufsatz zugelassen werden, der an sich die Jugend nicht zu interessieren vermochte. — So sind Goethe und Schiller in diesem Bande wenig, Lessing ist gar nicht vertreten. Ebensowenig sind Darstellungen aufgenommen, welche zur Erläuterung klassischer Werke dienen könnten, oder deren Stoff, etwa in erzählender Inhaltsübersicht, vorwegnähmen; das gehört alles an die Stelle, wo man die größeren Dichtungen selbst in der Schule behandelt. Andrerseits soll freilich das deutsche Buch keine Encyklopädie von allem möglichen Wissensstoff sein. Den mitzuteilen ist Aufgabe des übrigen Unterrichts. Hier handelt es sich darum, durch Aufnahme, Besprechung und freie Wiedergabe guter Darstellungen die allgemeine geistige Bildung zu fördern, den Gesichtskreis zu erweitern, das Verständnis zu vertiefen, das Gemüt, namentlich auch patriotisch, anzuregen und das Sprachvermögen zu üben. Dazu bedarf es solcher Lesestücke, welche einen bedeutenden Inhalt in schöner und charakteristischer Form behandeln und ihn eben dadurch zu einem Gegenstand allgemeiner Bildung erheben. — Von solchen Gesichtspunkten aus mußten Schriftsteller wie G. Freytag, F. Gregorovius, V. v. Scheffel u. a. besonders in Betracht kommen; aber auch die trefflichen Aufsätze von Hehn werden sich von selbst recht-

M303569

fertigen. Eine genau wörtliche und unverkürzte Wiedergabe der Originale empfahl sich nur teilweise. So ließ sich die Episode aus dem Ekkehard ohne jede Änderung aus Scheffels Dichtung auslösen; einige wenige Zusätze sind durch kleineren Druck kenntlich gemacht. Bei vielen andern Zusätzen werden die unbedeutenden Fortlassungen und Zusammenziehungen hoffentlich nirgends das eigentümliche stilistische Gepräge der Verfasser verwischt haben. Das Inhaltsverzeichnis giebt darüber Auskunft, ob der ursprüngliche Wortlaut beibehalten oder überarbeitet worden ist. Bei der Erzählung aus Seumes Lebensgeschichte bot sich erwünschte Gelegenheit, eine der vortrefflichen volkstümlichen Lebensbeschreibungen von W. Buchner zu benutzen, welche noch nicht nach Gebühr gewürdigt zu werden scheinen.

G. Wendt.

# Inhaltsverzeichnis.


| | | 1. Aufl. Seite | 2. Aufl. Seite |
|---|---|---|---|
| 1. | Peter Schlemihl (nach Chamisso) | 1 | 1 |
| 2. | Aus der Geschichte der Schildbürger (nach Schwab und v. d. Hagen) | 10 | 10 |
| 3. | Heinrich der Löwe (von den Brüdern Grimm) | 18 | 18 |
| 4. | Warm muß ich werden (von Auerbach) | 22 | 22 |
| 5. | Wer ist ein größerer Held? (von Auerbach) | 23 | 23 |
| 6. | Tobias Witt (von Engel) | 23 | 23 |
| 7. | Das Glück durch die Gelbwurst (von Auerbach) | 27 | 27 |
| 8. | Das Loch im Ärmel (von Zschokke) | 28 | 28 |
| 9. | Die Treue (von Krummacher) | 30 | 30 |
| 10. | Das Wunder (von Krummacher) | 31 | 31 |
| 11. | Der Gotteskasten (von Krummacher) | 33 | 33 |
| 12. | Die Stimme des Gerichts (von Krummacher) | 34 | 34 |
| 13. | Nacht und Tag (von Herder) | 35 | 35 |
| 14. | Von der Freundschaft (aus dem Wandsbecker Boten) | — | 35 |
| 15. | Ein Gespenst (von Auerbach) | 36 | 37 |
| 16. | Du, Ihr, Sie (von Auerbach) | 36 | 37 |
| 17. | Einige Sprichwörter (von Hebel) | 38 | 39 |
| 18. | Über die Zeit (von Jean Paul) | 40 | 41 |
| 19. | Ein Morgen in der Schreibstube eines Hamburger Kaufmanns (Verfasser unbekannt) | 41 | 42 |
| 20. | Aus dem Leben von Joachim Nettelbeck | 46 | 47 |
| | 1. Der brennende Turm | 46 | 47 |
| | 2. Die Probe | 49 | 50 |
| | 3. Geistesgegenwart bei einer Meuterei seiner Schiffsleute | 51 | 52 |
| 21. | Ein mecklenburgischer Hausierer vor 60 Jahren (nach Reuter) | 55 | 56 |
| 22. | Ein kölnischer Karneval (nach Kinkel) | 59 | 60 |
| 23. | Die Erzgießerei zu München (Boner) | 62 | 63 |
| 24. | Ein spanisches Stiergefecht (von Moltke) | 65 | 66 |
| 25. | Die Katze (nach Hehn) | 68 | 69 |
| 26. | Die Gans (nach Hehn) | 72 | 73 |
| 27. | Die Dattelpalme (nach Hehn) | 75 | 76 |
| 28. | Unter den Cedern (von Fraas) | 80 | 81 |
| 29. | Die Llanos von Südamerika (nach Humboldt) | 84 | 85 |
| 30. | Der Urwald von Südamerika (nach Humboldt) | 87 | 88 |
| 31. | Der Ausbruch des Vesuvs (von L. v. Buch) | 92 | 93 |

| | 1. Aufl. Seite | 2. Aufl. Seite |
|---|---|---|
| 32. Römiſche Scenen (nach Gregorovius) | 98 | 99 |
| 1. Unter der Erde | 98 | 99 |
| 2. Bibliſche Darſtellungen | 99 | 100 |
| 3. Marionetten | 100 | 101 |
| 4. Der Graſſo Lucido | 103 | 104 |
| 33. Die pontiniſchen Sümpfe (nach Gregorovius) | 105 | 106 |
| 34. Aus Sicilien (nach Gregorovius) | 106 | 107 |
| 1. Die Ruinen von Selinunt | 106 | 107 |
| 2. Die Ruinen von Agrigent | 108 | 109 |
| 35. Die Schlacht bei Thermopylae (nach Langes Herodot) | 110 | 111 |
| 36. Alexanders Übergang über den Indus und Kampf gegen Poros (von Droyſen) | 115 | 116 |
| 37. Alexanders Zug durch die Wüſte von Gedroſien (von Droyſen) | 124 | 125 |
| 38. Aus der jüngeren Edda (nach Simrock) | 127 | 128 |
| 1. Die Entſtehung der Welt | 127 | 128 |
| 2. Die Aſen | 128 | 129 |
| 3. Der Bau Asgards | 129 | 130 |
| 4. Thors Reiſe zum Utgardloki | 130 | 131 |
| 5. Baldurs Tod | 136 | 137 |
| 6. Vom Weltuntergang | 137 | 138 |
| 39. Kaiſer Ottos Wahl und Krönung (von Gieſebrecht) | 138 | 139 |
| 40. Audifax und Hadumoth (Epiſode aus Scheffels Ekkehard) | 142 | 143 |
| 41. Die Gralsſage (nach Vilmar) | 164 | 165 |
| 42. Die Weiber von Weinsberg (von den Brüdern Grimm) | 170 | 171 |
| 43. Der hart geſchmiedete Landgraf (von den Brüdern Grimm) | 170 | 171 |
| 44. Ludwig ackert mit ſeinen Adligen (von den Brüdern Grimm) | 171 | 172 |
| 45. Schilderung einer deutſchen Stadt nach 1300 (nach Freytag) | 172 | 173 |
| 46. Herzog von Alba auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt im Jahre 1547 (von Schiller) | 182 | 183 |
| 47. Soldatenleben am Ende des XVI. Jahrhunderts aus Adam Junghanns von der Olnitz' Kriegsordnung zu Land und zu Waſſer (in Freytags Bildern aus der deutſchen Vergangenheit) | 184 | 185 |
| 48. Die Krönung Joſefs II. (von Goethe) | 188 | 189 |
| 49. Aus Seumes Soldatenleben (die Einleitung nach Buchner) | 195 | 196 |
| 50. Die erſten Folgen der franzöſiſchen Invaſion in Deutſchland im Jahre 1792 (nach Häußer) | 207 | 208 |
| 51. Die große Armee 1812 und 1813 (nach Freytag) | 213 | 214 |
| 52. Einiges aus meinem Schulmeiſterleben (von Karl Mathy) | 217 | 218 |

UNIV. OF CALIFORNIA

# 1. Peter Schlemihl.

Nach Adalbert von Chamisso.

## 1.

Nach einer glücklichen Seefahrt erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote ans Land kam, belud ich mich selbst mit meinem Bündel und ging in das nächste, geringste Haus hinein, vor welchem ich ein Schild hängen sah. Ich begehrte ein Zimmer; der Hausknecht maß mich mit einem Blick und führte mich unters Dach. Ich ließ mir frisches Wasser geben und dann genau beschreiben, wo ich den Herrn Thomas John aufzusuchen habe: — „Vor dem Norderthore, das erste Landhaus rechts, ein großes neues Haus von buntem Marmor mit vielen Säulen.“ Gut. Es war noch früh an der Zeit; ich schnürte sogleich mein Bündel auf, nahm meinen neugewendeten schwarzen Rock heraus, zog mich an, steckte das Empfehlungsschreiben zu mir und machte mich auf den Weg zu dem Manne, der mir bei meinen bescheidenen Hoffnungen förderlich sein sollte. Vor dem Thor sah ich bald die Säulen durch das Grüne schimmern. Ich wischte den Staub von meinen Füßen mit dem Taschentuch ab, zog in Gottes Namen die Klingel und hatte — nach kurzem Verhör des Dieners — die Ehre, in den Park gerufen zu werden, wo Herr John sich mit einer kleinen Gesellschaft erging. Er empfing mich sehr gut — wie ein Reicher einen armen Teufel —, wandte sich sogar gegen mich und nahm mir den dargebotenen Brief aus der Hand. „So, so, von meinem Bruder; habe lange nichts von ihm gehört. Er ist doch gesund? — Dort,“ fuhr er gegen die Gesellschaft fort und wies mit dem Brief auf einen Hügel, „dort lass' ich das neue Gebäude aufführen.“ Er brach das Siegel auf und das Gespräch nicht ab, das sich auf den Reichtum lenkte. „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million,“ warf er hinein, „der ist — man verzeihe mir das Wort — ein Schuft!“ „O wie wahr!“ rief ich aus mit überströmendem Gefühl. Das schien ihm zu gefallen, denn er sagte: „Bleiben Sie hier,

UNIV. OF CALIFORNIA



lieber Freund, vielleicht habe ich nachher Zeit, Ihnen zu sagen, was ich über den Brief denke." Dann ging er mit der Gesellschaft nach dem Rosenhügel, und ich schlich bescheiden hinten nach. Eine Dame wollte einen blühenden Zweig selbst brechen und ritzte die Hand an den Dornen. Englisches Pflaster wurde gesucht. Ein stiller, hagerer, ältlicher Mann, der neben mir ging und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schoßtasche seines altmodischen grauen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie und reichte der Dame mit tiefer Verbeugung das Verlangte, das sie ohne Dank annahm. Die Wunde ward verbunden, und wir wandelten weiter, dem Gipfel zu. Die Aussicht über das Meer hin war wirklich herrlich. Ein lichter Punkt erschien am Horizont zwischen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!" rief John. Ehe noch die Diener in Bewegung kamen, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus ein großes Fernrohr gezogen und es dem Herrn John eingehändigt. Dieser, es sogleich an das Auge bringend, benachrichtigte die Gesellschaft, es sei das Schiff, das gestern ausgelaufen und das widrige Winde noch vor dem Hafen zurückhielten. Das Fernrohr ging von Hand zu Hand und nicht wieder in die des Eigentümers; ich sah verwundert den Mann an und wußte nicht, wie die große Maschine aus der winzigen Tasche herausgekommen war; es schien aber niemandem aufgefallen zu sein, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann als um mich selber. Man hätte sich gern auf den Rasen gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht gescheut. „Hier fehlen uns türkische Teppiche," meinte ein Herr. Der Wunsch war nicht sobald ausgesprochen, als schon der Mann mit dem grauen Rocke die Hand in der Tasche hatte und mit bescheidener, ja demütiger Gebärde einen reichen, golddurchwirkten türkischen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als müsse es so sein, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Gesellschaft nahm ohne Umstände Platz darauf; ich wiederum sah betroffen den Mann, die Tasche, den Teppich an, der über 20 Schritt in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wissend, was ich dazu denken sollte, besonders da niemand etwas Merkwürdiges dabei fand. Ich hätte gern Aufschluß über den Mann gehabt und gefragt, wer er sei; nur wußte ich nicht, an wen ich mich wenden sollte, denn ich fürchtete mich fast mehr vor den Herren Bedienten als vor den bedienten Herren. Ich faßte endlich ein Herz und trat an einen jungen Mann heran, der mir minder vornehm schien als die andern, und bat ihn leise, mir zu sagen, wer der gefällige Mann sei dort im grauen Kleide. „Dieser, der wie ein Ende Zwirn aussieht,

das einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?“ „Ja, der allein steht.“ — „Den kenn' ich nicht,“ gab er mir zur Antwort und um, wie es schien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden, wandte er sich weg und sprach über gleichgültige Dinge mit einem dritten. — Die Sonne ward der Gesellschaft beschwerlich, und eine Dame richtete an den grauen Mann, den, so viel ich weiß, noch niemand angeredet hatte, die Frage, ob er nicht vielleicht ein Zelt bei sich habe. Er beantwortete sie durch eine so tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte schon die Hand in der Tasche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schnüre, Eisenwerk, kurz alles, was zu dem prachtvollsten Lustzelt gehört, heraus kommen sah. Die jungen Herren halfen es ausspannen; es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs, und niemand fand etwas Außerordentliches darin. — Mir war schon lange unheimlich zu Mute; wie ward mir aber vollends, als beim zunächst ausgesprochenen Wunsche ich ihn aus seiner Tasche drei Reitpferde, drei schöne große Rappen mit Sattel und Zeug ziehen sah! Man denke um Gotteswillen, drei gesattelte Pferde aus derselben Tasche, woraus schon eine Brieftasche und ein Fernrohr, ein Teppich, zwanzig Schritt lang und zehn breit, und ein Lustzelt von derselben Größe herausgekommen waren! So verlegen und demütig der Mann selbst zu sein schien, so wenig Aufmerksamkeit ihm die andern schenkten, so ward mir doch seine bloße Erscheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, so schauerlich, daß ich sie nicht länger ertragen konnte. Ich beschloß, mich aus der Gesellschaft zu stehlen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darin spielte, mir ein Leichtes schien. Ich wollte am andern Morgen mein Glück bei Herrn John wieder versuchen und, wenn ich den Mut dazu fände, ihn über den seltsamen grauen Mann befragen. Ich befand mich schon nahe dem Ausgange des Gartens, als ich den Mann im grauen Rock plötzlich auf mich zukommen sah. Er nahm sogleich den Hut vor mir ab und verneigte sich so tief, wie noch niemand vor mir gethan hatte. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder und stand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich sah ihn voller Furcht stier an und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat. Er selber schien sehr verlegen zu sein; er redete mich mit leiser, unsicherer Stimme an, fast im Tone eines Bettelnden. „Möge der Herr meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn ich es wage, ihn so unbekannter Weise aufzusuchen, ich habe eine Bitte an ihn.“ „Aber um Gotteswillen, mein Herr,“ brach ich in meiner Angst los, „was kann ich für einen Mann thun, der“ — wir stutzten beide und wurden, wie mir schien, rot. Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, in der ich das Glück genoß, mich in Ihrer

Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einigemal wirklich mit Bewunderung den schönen, schönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne und gleichsam mit einer gewissen edlen Verachtung, ohne selbst darauf zu merken, von sich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumutung. Sollten Sie sich wohl abgeneigt finden, mir diesen Ihren Schatten zu überlassen?" Er schwieg, und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was sollt' ich aus dem seltsamen Antrag machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt sein, dachte ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demut des seinigen besser paßte, erwiderte ich also: „Ei, ei, guter Freund, habt Ihr denn nicht an Eurem eigenen Schatten genug? Das heiß' ich einen Handel von ganz absonderlicher Sorte." Er fiel sogleich wieder ein: „Ich habe in meiner Tasche manches, was dem Herrn nicht ganz unwert scheinen möchte; für diesen unschätzbaren Schatten halte ich den höchsten Preis gering." Nun überlief es mich wieder kalt, da ich an die Tasche erinnert ward, und ich wußte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort und suchte es womöglich mit doppelter Höflichkeit wieder gut zu machen. „Aber, mein Herr, verzeihen Sie Ihrem unterthänigsten Knecht. Ich verstehe wohl Ihre Meinung nicht recht. Wie könnte ich denn meinen Schatten" — er unterbrach mich. „Ich erbitte mir nur Ihre Erlaubnis, hier auf der Stelle diesen edlen Schatten aufheben und zu mir stecken zu dürfen. Wie ich das mache, das sei meine Sorge. Dagegen überlasse ich Ihnen die Wahl unter den Kleinodien, die ich in der Tasche trage: die echte Springwurzel, das Tellertuch von Rolands Knappen, Wechselpfennige, Raubthaler, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch das wird wohl nichts für Sie sein; besser Fortunati Wünschhütlein, neu und haltbar wieder ausgebessert, auch ein Glücksseckel, wie der seine gewesen." „Fortunati Glücksseckel," fiel ich ihm in die Rede, und so groß meine Angst auch war, so hatte er mit dem einen Worte meinen ganzen Sinn gefangen. „Belieben gnädigst der Herr diesen Seckel zu besichtigen und zu erproben." Er steckte die Hand in die Tasche und zog einen mäßig großen festgenähten Beutel von starkem Korduanleder an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir denselben ein. Ich griff hinein und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn — ich hielt ihm schnell die Hand hin: „Topp, der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten!" Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten und zuletzt einstecken. Er stand

auf, verbeugte sich noch einmal vor mir und zog sich dann nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkte, ich hörte ihn da leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest, rings um mich war die Erde sonnenhell, und in mir war noch keine Besinnung.

## 2.

Endlich eilte ich, diesen Ort zu verlassen, kam auf die Landstraße und ging nach der Stadt. Bald hörte ich hinter mir schreien: „Junger Herr, hören Sie doch, Sie haben Ihren Schatten verloren!" Ein altes Weib rief mir nach; ich warf ihr ein Goldstück für den guten Rat hin und trat unter die Bäume. Am Thore mußte ich gleich wieder von der Schildwache hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?" und dann wieder von ein paar Frauen: „Jesus Maria, der arme Mensch hat keinen Schatten!" Das verdroß mich, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht immer an. Zum Beispiel mußt' ich eine breite Straße kreuzen, als gerade die Schule aus war. Ein verdammter Schlingel — ich sehe ihn noch — hatte gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verriet es mit großem Jubel der gesamten literarischen Straßenjugend der Vorstadt, die alsbald mich mit dem Geschrei verfolgte: Ordentliche Leute pflegen ihren Schatten mitzunehmen, wenn sie in die Sonne gehn. Um sie von mir abzuwenden, warf ich Gold mit vollen Händen unter sie, sprang in einen Mietwagen und ließ schnell vor dem vornehmsten Hotel vorfahren. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, suchte mir eine Reihe der schönsten Zimmer aus und verschloß mich darin. Noch jetzt schäme ich mich bei dem Gedanken an diesen Abend. Ich zog Gold, Gold, immer mehr Gold aus dem Zauberseckel, spielte damit, ließ es klingen und blitzen, bis ich endlich bei dieser unwürdigen Spielerei einschlief. Mit Tagesgrauen erwachte ich wieder und hatte nun die Mühe, das viele umherliegende Gold in einen Schrank verpacken zu müssen, um kein Aufsehen zu erregen. Dabei dachte ich über meine Zukunft nach. Der Auftritt mit den Schulknaben hatte mich sehr erschreckt, ich begriff, daß ich, im Besitze königlicher Reichtümer, doch meine Freiheit verloren hatte, daß mich, wie einen Gefangenen, Mond und Sonne nicht mehr bescheinen durften; ich weinte bitterlich und bejammerte meine Verblendung. Dann ließ ich den Wirt kommen und richtete meinen Haushalt als großer Herr ein, der mit dem Gelde nicht zu sparen braucht. Fürstliche Pracht herrschte bald in meinen Zimmern, aber jeder Sonnenstrahl erschreckte mich, ich wagte den Tag über nicht, sie zu verlassen, meine Ruhe konnte ich mit allem Golde nicht zurückkaufen. Vergebens ließ ich nach dem grauen Mann überall suchen, in der Hoffnung, daß vielleicht ihn, wie mich,

der thörichte Handel gereuen möchte. Niemand hatte ihn gekannt, keiner von jener Gesellschaft erinnerte sich an ihn, er war und blieb verschwunden. — Ein Jahr lang lebte ich so als reicher — armer Mann. Niemand kannte mich, denn der einzige, dem ich bei meiner Ankunft bekannt geworden war, Herr John, war nach wenig Tagen an einem Schlagfluß gestorben. Mein Reichtum hatte mir den Titel eines Grafen eingetragen, den ich mir nach einiger Abwehr gefallen ließ. Am Tage hielt ich mich in meinen Zimmern verschlossen, abends empfing ich in meinen Sälen oder unter meinen Bäumen im Garten Gesellschaft, und ein sehr gewandter Diener, Rascal, wußte stets von neuem durch kostbare und zierliche Bewirtung die Gäste zu überraschen. Deshalb behielt ich ihn auch, obwohl mir von Anfang an seine Ehrlichkeit zweifelhaft war. Aber was kam in meinem Hause darauf an, ob Tausende unterschlagen wurden! Rascal diente mir mit Aufmerksamkeit und half mir die fürstliche Rolle durchführen, die ich spielte. Aber etwa nach einem Jahre wurde ich früh morgens durch Stimmen geweckt, die sich in meinem Vorzimmer in heftigem Wortwechsel erhoben. Mein Kammerdiener verbot meine Thüre. Rascal schwur hoch und teuer, keine Befehle von seinesgleichen anzunehmen und bestand darauf, in meine Zimmer einzudringen. Ich riß zornig die Thür auf und fuhr auf ihn zu. „Was willst du, Schurke — —?“ Er trat zwei Schritte zurück und antwortete ganz kalt: „Sie unterthänigst bitten, Herr Graf, mich doch einmal Ihren Schatten sehn zu lassen, — die Sonne scheint eben so schön auf dem Hofe.“ Ich war wie vom Donner gerührt. Es dauerte lange, bis ich die Sprache wieder fand. „Wie kann ein Knecht gegen seinen Herrn —?“ Er fiel mir ganz ruhig in die Rede: „Ein Knecht kann ein sehr ehrlicher Mann sein und einem Schattenlosen nicht dienen wollen; ich fordere meine Entlassung.“ Ich nahm zu dem alles beschwichtigenden Golde meine Zuflucht, aber auch das hatte seine Kraft verloren, er warf mir's vor die Füße. „Von einem Schattenlosen nehme ich nichts an!“ kehrte mir den Rücken und ging, den Hut auf dem Kopfe, ein Liedchen pfeifend, aus dem Zimmer. Ich blieb verzweifelnd zurück. Offenbar hatte er schon von Anfang an meine Schattenlosigkeit gekannt, aber die Gelegenheit, sich zum reichen Manne zu machen, erst benutzen wollen, ehe er mich verriet. Jetzt kam nach wenig Stunden eine polizeiliche Ausweisung für mich, und während ich noch packte, versammelte sich der Pöbel, warf die Fenster ein und machte Anstalten, ins Haus zu dringen. Ich floh schnell durch eine Hinterthüre und eilte auf Nebenwegen einem nahen Walde zu, um mich in dessen Schatten vor den Menschen und der Sonne zugleich zu verbergen. Weiter und weiter flüchtete ich, bis ich im Tannendickicht zwischen einer Felswand und einem

Abgrunde ſicher zu ſein hoffte, hinter einem großen Stein mich auf das Moos warf und, von der Anſtrengung erſchöpft, einſchlief. Als ich erwachte, war es Morgen, ich hatte die ganze Nacht im Grünen verſchlafen. Ich erhob mich und blickte um mich. Wenig Schritte von mir, an einen Baum gelehnt, ſtand der Mann im grauen Rock. Er verbeugte ſich lächelnd und nahm ſogleich das Wort: „Mit tiefem Bedauern habe ich gehört, Herr Graf, daß Ihnen in Folge unſeres Handels einige Verdrießlichkeiten zugeſtoßen ſind. Die Beſtrafung ihres unverſchämten Dieners nehme ich auf mich, der Kerl iſt reif. Aber da ein reicher Mann, wie Sie, notwendig einen Schatten braucht, ſo komme ich, um den Ihrigen wieder zurück zu bringen.“ Ich atmete auf, wie von ſchwerer Laſt befreit, und griff in die Taſche, um den Seckel heraus zu ziehn. Er erriet mich und trat zwei Schritte zurück. „Nein, Herr Graf, der iſt in zu guten Händen, den behalten Sie. Ich erbitte mir bloß eine Kleinigkeit zum Andenken. Sie ſind nur ſo gut und unterſchreiben mir den Zettel da.“ Auf dem Pergament ſtanden die Worte: Kraft dieſer meiner Unterſchrift vermache ich dem Inhaber dieſes meine Seele nach ihrer natürlichen Trennung von meinem Leibe. Ich ſah mit ſtummem Staunen die Schrift und den grauen Unbekannten abwechſelnd an. Er hatte unterdeſſen mit einer Feder einen Tropfen Blut aufgefangen, der mir aus einem friſchen Dornenriß auf die Hand floß, und hielt ſie mir hin. „Wer ſind Sie denn?“ fragte ich endlich. „Was thut das?“ gab er mir zur Antwort. „Ein armer Teufel bin ich, eine Art Gelehrter und Phyſikus, der von ſeinen Freunden für vortreffliche Künſte ſchlechten Dank erntet und für ſich ſelber auf Erden keinen andern Spaß hat, als ſein bißchen Experimentieren — aber unterſchreiben Sie doch, rechts, da unten, Peter Schlemihl.“ Ich ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, das unterſchreibe ich nicht.“ „Nicht?“ wiederholte er verwundert, „und warum nicht?“ „Es ſcheint mir doch gewiſſermaßen bedenklich, meine Seele an meinen Schatten zu ſetzen.“ „So, das iſt bedenklich,“ antwortete er und brach in lautes Lachen aus. „Haben Sie denn das Ding, das Sie Ihre Seele nennen, je geſehen? Wiſſen Sie, was Sie ſpäter mit ihr anfangen wollen? Sie ſollten froh ſein, Ihren Schatten wieder zu bekommen, den Sie doch bitter vermißt haben, und den Seckel dabei behalten zu können. Sie haben ſchwerlich zum zweitenmale Gelegenheit, einen ſo guten Handel zu machen.“ Es klang ganz gut und doch hielt mich Widerwillen und inneres Grauen zurück, ihm ſeinen Willen zu thun. — Eine Erinnerung aus alter Zeit trat vor meine Seele. „Hatten Sie denn eine Unterſchrift von Herrn John?“ Er lächelte. „Mit einem ſo guten Freund habe ich es keineswegs nötig gehabt.“ „Wo iſt er jetzt? Bei Gott, ich will es wiſſen!“ Er

steckte zögernd die Hand in die Tasche, und, daraus bei den Haaren heraus gezogen, erschien Thomas Johns bleiche, entstellte Gestalt, und die blauen Leichenlippen bewegten sich zu schweren Worten: „Justo judicio Dei judicatus sum; justo judicio Dei condemnatus sum.“ Ich entsetzte mich und, schnell den klingenden Seckel in den Abgrund werfend, sprach ich zu ihm die letzten Worte: „So beschwör' ich dich im Namen Gottes, Entsetzlicher, hebe dich von dannen und laß dich nie wieder vor meinen Augen blicken!“ Er erhub sich finster und verschwand sogleich hinter den Felsenwänden, die den wild bewachsenen Ort begrenzten.

## 3.

Ich saß da ohne Schatten und ohne Geld, aber ein schweres Gewicht war von meiner Brust genommen, ich war ganz heiter — nur wußte ich nicht, was ich nun anfangen sollte. Ich zählte die wenigen Goldstücke, die ich noch in den Taschen fand, und lachte; der Gedanke, mir jetzt mein Brot selbst zu verdienen, kam mir wie die lustigste Sache von der Welt vor, nachdem ich im Reichtum so unglücklich geworden war. Im Gebirge war ein Bergwerk; dort unter der Erde, fern von der Sonne, hoffte ich Arbeit zu finden und begab mich auf den Weg dorthin. Ein paar regnichte Tage, an denen ich nichts zu fürchten hatte, brachten mich schnell vorwärts, aber auf Kosten meiner Stiefel, deren Sohlen für den Grafen Peter und nicht für den Fußknecht berechnet waren. Ich ging schon auf den bloßen Füßen und mußte ein Paar neue Stiefel anschaffen. Am nächsten Morgen besorgte ich dieses Geschäft mit vielem Ernst in einem Flecken, wo Kirmes war und wo in einer Bude alte und neue Stiefel zu Kauf standen. Ich mußte auf ein Paar neue, die ich gern gehabt hätte, Verzicht leisten; mich schreckte die unbillige Forderung. Nach langem Handeln begnügte ich mich mit alten, die noch gut und stark waren und die mir der schöne blondlockige Knabe, der die Bude hielt, gegen gleich bare Bezahlung freundlich lächelnd einhändigte, indem er mir Glück auf den Weg wünschte. Ich zog sie gleich an und ging zum nördlich gelegenen Thor aus dem Ort. Ich war in meine Gedanken sehr vertieft und sah kaum, wo ich den Fuß hinsetzte, denn ich dachte an das Bergwerk, wo ich auf den Abend noch anzulangen hoffte und wo ich nicht recht wußte, wie ich mich ankündigen sollte. Ich war noch keine 200 Schritte gegangen, als ich bemerkte, daß ich aus dem Wege gekommen war; ich sah mich danach um, ich befand mich in einem wüsten, uralten Tannenwalde, woran die Axt nie gelegt worden zu sein schien. Ich drang noch einige Schritte vor, ich sah mich mitten unter öden Felsen, die nur mit Moos und Steinbrecharten bewachsen waren und zwischen welchen

Schnee- und Eisfelder lagen. Die Luft war sehr kalt; ich sah mich um, der Wald war hinter mir verschwunden Ich machte noch einige Schritte; um mich herrschte die Stille des Todes, unabsehbar dehnte sich das Eis, worauf ich stand, und worauf ein dichter Nebel schwer ruhte; die Sonne stand blutig am Rande des Horizontes. Die Kälte war unerträglich. Ich wußte nicht, wie mir geschehen war; der erstarrende Frost zwang mich, meine Schritte zu beschleunigen, ich vernahm nur das Gebrause ferner Gewässer; ein Schritt — und ich war am Eisufer eines Oceans. Unzählbare Herden von Seehunden stürzten sich in die Flut. Ich folgte diesem Ufer, ich sah wieder nackte Felsen, Land, Birken- und Tannenwälder, ich lief noch ein paar Minuten gerade vor mich hin. Es war erstickend heiß. Ich stand zwischen schön angebauten Reisfeldern unter Maulbeerbäumen. Ich setzte mich in deren Schatten, ich sah nach meiner Uhr, ich hatte vor nicht einer Viertelstunde den Marktflecken verlassen, — ich glaubte zu träumen; ich biß mich in die Zunge, um mich zu erwecken, aber ich wachte wirklich. Ich schloß die Augen zu, um meine Gedanken zusammen zu fassen. Ich hörte vor mir seltsame Silben durch die Nase zählen; ich blickte auf; zwei Chinesen, an der asiatischen Gesichtsbildung unverkennbar, wenn ich auch ihrer Kleidung keinen Glauben beimessen wollte, redeten mich mit landesüblichen Begrüßungen in ihrer Sprache an; ich stand auf und trat zwei Schritte zurück. Ich sah sie nicht mehr, die Landschaft war ganz verändert, Bäume, Wälder statt der Reisfelder. Ich betrachtete diese Bäume und die Kräuter, die um mich blühten; die ich kannte, waren südostasiatische Gewächse. Ich wollte auf den einen Baum zugehn; ein Schritt, und wiederum alles verändert. Ich trat nun an wie ein Rekrut, der geübt wird, und schritt langsam, gesetzt einher. Wunderbar veränderliche Länder, Fluren, Auen, Gebirge, Steppen, Sandwüsten entrollten sich vor meinem staunenden Blick; es war kein Zweifel, ich hatte Siebenmeilenstiefel an den Füßen. Ich fiel andächtig auf die Knie und vergoß Thränen des Dankes, denn klar stand plötzlich meine Zukunft vor der Seele. Ich hatte mich durch meine Gier nach Gold, durch mein Überschätzen des Reichtums mit Schuld belastet und war zur Strafe aus der menschlichen Gesellschaft durch meine Schattenlosigkeit ausgeschlossen. Jetzt ward mir die Erde zu einem weiten Garten gegeben; ich hatte stets die Natur geliebt, sie sollte mir Ersatz für die Menschen werden. Ich raffte mich auf, um ohne Zögern mein Reich kennen zu lernen. Ich stand auf den Höhen des Tibet, und die Sonne, die mir vor wenigen Stunden aufgegangen war, neigte sich hier schon am Abendhimmel, ich durchwanderte Asien von Osten gegen Westen, sie in ihrem Lauf einholend, und trat in Afrika ein. Ich sah mich neugierig darin um, indem ich es

wiederholt in allen Richtungen durchmaß. Wie ich in Ägypten die alten Pyramiden und Tempel angaffte, erblickte ich in der Wüste, unfern des hundertthorigen Thebens, die Höhlen, wo christliche Einsiedler sonst wohnten. Es stand plötzlich fest und klar in mir: hier ist dein Haus. Ich erkor eine der verborgensten, die zugleich geräumig, bequem und den Schakalen unzugänglich war, zu meinem künftigen Aufenthalte und verfolgte meinen Weg weiter. Ich trat bei den Herkulessäulen nach Europa über, und nachdem ich es im Süden und Norden durchstreift hatte, ging ich von Nordasien nach Amerika, durchschritt die beiden Teile dieses Kontinents, und der Winter, der schon im Süden herrschte, trieb mich schnell von Kap Horn nordwärts zurück. Ich verweilte mich, bis es im östlichen Asien Tag wurde, und setzte erst nach einiger Ruh' meine Wanderung fort. Ich verfolgte durch beide Amerika die Bergkette und schritt langsam und vorsichtig von Gipfel zu Gipfel, bald über flammende Vulkane, bald über beschneite Kuppen, oft mit Mühe atmend; ich erreichte den Eliasberg und sprang über die Beringstraße nach Asien. Ich verfolgte dessen westliche Küsten und untersuchte, welche Sundainseln mir zugänglich wären. Von der Halbinsel Malakka trugen mich meine Stiefel auf Sumatra, Java, Bali und Lamboc, aber vergebens suchte ich nach Borneo oder andern Inseln dieses Archipelagus zu gelangen, sie waren zu weit entfernt, und Neuholland und die Südseeinseln blieben mir vollends verschlossen. So ist von vornherein all' meine Arbeit verurteilt worden, Fragment zu bleiben, und es hat mich oft geschmerzt. Aber dennoch habe ich mein Leben benutzt, die Zahl der bekannten Pflanzen etwa um ein Drittel vermehrt und arbeite jetzt noch fleißig an meiner Fauna. Die Eier der afrikanischen Strauße oder der nördlichen Seevögel und Früchte, besonders der Palmen oder Bananen, sind meine gewöhnliche Nahrung. Ein treuer Pudel hütet in meiner Abwesenheit meine Wohnung, und seine Freude, wenn ich von meinen Exkursionen zurückkehre, läßt mich die Einsamkeit weniger empfinden. Mein Haar ist ergraut und ich fühle, daß meine Kräfte abnehmen. Aber wo mein Ende mich auch ereilt, in welchem Weltteil, in der Wüste oder am Ufer des Oceans, ich bin bereit Gottes Ruf zu folgen und befehle meine gerettete Seele in seine Hand.

---

## 2. Aus der Geschichte der Schildbürger.

Nach Schwab und v. d. Hagen.

### 1.

Die Einwohner des Dorfes Schilda waren weit und breit wegen ihrer Weisheit berühmt. Viele Fürsten und Herren begehrten sich ihren Rat, und

zuletzt wollten sie an allen Höfen einen Schildbürger als ständigen Ratgeber haben. So wurde das Dorf ganz entvölkert, die Frauen blieben allein zurück und vermißten beim Hausregiment und in der Kinderzucht schmerzlich ihre Männer und sandten ihnen endlich Botschaft und ließen sie heimfordern, da denn die Schildbürger solche Verwirrung fanden, daß sie wohl einsahen, wie sie nicht wieder das Dorf verlassen dürften. Da aber ihre große Klugheit ihnen solch Unheil gebracht hatte, so beschlossen sie jetzt, derselben ganz zu entsagen und so ausgemachte Narren zu werden, daß kein Fürst sie mehr als Ratgeber verlangen würde. Und das Gerücht von ihrer Thorheit verbreitete sich bald noch schneller und weiter in der Welt, als vordem ihre Weisheit gerühmt war, also daß der Kaiser beschloß, auch einmal auf einer Reise das Dorf Schilda zu besuchen. Er fertigte einen Gesandten ab, um den Schildbürgern seine Ankunft zu verkündigen, damit sie ihre Zurüstungen treffen könnten. Dabei ließ er ihnen anzeigen, daß er sie bei allen ihren Freiheiten schirmen werde, unter der Bedingung, daß sie ihm auf seine erste Anrede so antworten könnten, daß sein Gruß und ihre Antwort sich reime. Die armen Schildbürger gerieten in große Angst ob solcher Forderung. Da sie aber gerade damals keinen Schultheißen hatten, so beschlossen sie, daß derjenige Schultheiß werden solle, der am andern Tag den besten Reim hervorbringen könne. Darüber wollten sie die Nacht schlafen. Nun zerbrachen sich die weisen Herrn die ganze Nacht den Kopf, denn da war keiner von allen, der nicht gedacht hätte, Schultheiß zu werden. Am unruhigsten schlief derjenige Schildbürger, der bisher einer andern Gemeinde vorgestanden, d. h. die Schweine gehütet hatte. Er warf sich so wild hin und her, daß seine Frau endlich erwachte und fragte, was ihm fehle. Der Schweinehirt aber wollte nicht aus dem Rate schwatzen, und nur mit vieler Mühe konnte ihn sein Weib bewegen, ihr zu sagen, was sich Wichtiges begeben habe. Als er ihr aber endlich anvertraut hatte, womit die Schildbürger umgingen, da wäre des Schweinehirten Frau eben so gern Schultheißin gewesen als der Schweinehirt Schultheiß. „Kümmere dich um diesen Handel nicht, lieber Mann;“ sagte sie, „was willst du mir geben, wenn ich dich einen Reim lehre, daß du Schultheiß werdest?“ „Wenn du das kannst,“ sprach der Schweinehirt vergnügt, „so will ich dir einen schönen neuen Pelz kaufen.“ Damit war die Frau sehr zufrieden, besann sich eine kleine Weile und fing an, ihm folgenden Reim vorzusprechen:

Ihr lieben Herrn, ich tret' herein,
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Ist schöner als mein schönstes Schwein,
Und trinkt gern guten kühlen Wein.

Diesen Reim sprach die Schildbürgerin, die sich nicht wenig auf ihre Dichtkunst zu gute that, ihrem Hauswirt neunundneunzigmal vor und er eben so oft ihr nach, bis er ihn ganz gekaut und verschluckt zu haben meinte. Aber auch die andern Schildbürger hatten nicht gerastet, vielmehr hatten alle vom eifrigen Reimen größere Köpfe gekriegt, und da war ihrer keiner, der nicht die ganze Nacht über Schultheiß gewesen wäre. Als nun der angesetzte Tag erschien, an welchem ein weiser Rat zusammen trat, um zur Wahl eines Schultheißen zu schreiten, da hätte man Wunder hören können, welch zierliche wohlgeschlossene Reime von ihnen vorgebracht wurden. Freilich war es schade, daß die edlen Ratsherrn sämtlich in langer Ausübung ihrer verstellten Narrheit zu einem so schwachen Gedächtnisse gekommen waren, daß ihnen allemal das rechte Schlagwort des Reimes beim Hersagen ausging, so daß zum Beispiel der fünfte (denn der ersten vier vortreffliche Reime sind verloren gegangen) seinen Reim also vorbrachte:

Ich heiße Meister Hildebrand
Und lehne meinen Spieß an die — Mauer.

Worüber denn jedesmal die andern alle lachten, jeder, bis das Reimen an ihn selber kam. Der Schweinehirt stand weit hinten und wegen seines niedrigen Standes kam die Reihe unter den letzten an ihn. Er war in tausend Ängsten, denn er fürchtete immer, es möchte ein anderer seinen Reim vorbringen und dadurch Schultheiß werden. Und so oft ein anderer nur ein einziges Wörtchen sagte, das auch in seinem Reime vorkam, erschrak er, daß ihm das Herz hätte mögen entfallen. Da nun die Ordnung endlich auch an ihn kam, stand er auf und sprach mit kühner Stimme:

Ihr lieben Herrn, ich tret' — hieher,
Mein feines Weib, das heißt — Kathrein,
Ist schöner als mein schönstes — Ferk'l,
Und trinkt gern guten kühlen — Most!

Das ist einmal ein Reim! riefen die Ratsherrn von Schilda einmütig und verwundert, das lautet wie etwas! Das möcht's heben und ausrichten. Und bei der Umfrage fiel die Wahl einhellig auf den Schweinehirten, denn sie waren überzeugt, er würde dem Kaiser wohl reimweis antworten können und ihm würdige Gesellschaft leisten. So war der Schweinehirt von Schilda über Nacht Schultheiß geworden.

## 2.

Diese Ehre und Würde that dem Hüter der Schweine so wohl, daß er alsbald beschloß, seinen Hirtenschweiß und -staub abzuwaschen und in der Nachbarschaft ins Bad zu gehn, denn zu Schilda war kein Badehaus.

Dort angekommen, ſtellte er ſich gar weiſe, ſaß in ſchweren tiefen Gedanken, zählte von Zeit zu Zeit ſeine Finger ab, ſo daß alle, die ihn zuvor kannten, ſich über dieſe Veränderung verwunderten und ihn für melancholiſch hielten. Indeſſen fragte er einen, der neben ihm ſaß, ob dies die Bank ſei, auf welcher die Herren zu ſitzen pflegen. Ja! ward ihm geantwortet. Ei, wie fein habe ich es getroffen, dachte da der Schultheiß, iſt es doch, als habe die Bank mir's angerochen, daß ich Schultheiß zu Schilda ſei! Wie er nun lange ſo ſitzt und vor lauter Nachdenken tüchtig ſchwitzt, kommt der Bader und ſagt: „Guter Freund, Ihr habt den Kopf gewaſchen, aber Ihr habt Euch noch nicht reiben und kratzen laſſen! Ich will Lauge verlangen und Euch ausreiben!“ Der Schultheiß, der in tiefen Gedanken geſchwitzt, antwortet: „Lieber Bader, ich weiß wahrlich nicht ob ich gebadet habe, aber gerieben bin ich noch nicht! Unſer einer hat gar viel zu ſinnen und zu denken, ſonderlich ich, der ich trachten ſoll, wie ich dem Kaiſer reimweis antworte, denn verſteht mich recht! ich bin der Schultheiß von Schilda.“ Über dieſe Rede des Schweinehirten, die doch ſein bitterer Ernſt war, fingen alle, die im Bade waren, zu lachen an, ließen ihn jedoch bei ſeinen Ehren bleiben und noch eins drauf ſchwitzen. —

Als der Schultheiß bald darauf wieder in die Stadt gehn mußte, unterließ ſeine Frau nicht, an den verſprochenen Pelz zu erinnern. Da fragte er gleich den Thorwart, wo der Kürſchner wohne, bei dem die Schultheißenfrauen ihre Pelze kaufen. Der Thorwart merkte, daß er mit einem Schildbürger zu thun hätte, und ſchickte ihn zu einem Kübler. Dieſer, ein luſtiger Geſell, bedauerte, daß er nichts mehr in Vorrat hätte, und ſchickte ihn zu einem Wagner; der hieß ihn bei einem Schreiner nach Schultheißenpelzen fragen, und der wieder ſandte ihn zu einem Lebküchler; dort finde er Pelze, wie er ſie nur haben wollte, zum Freſſen ſchön. Als nun der Schultheiß auch hier nach Pelzen fragte, da antwortete ihm der Lebküchler, er habe diesmal keine; wenn er aber eine kleine Zeit Geduld haben wolle, ſo werde er ihm einen feinen Plez von Lebkuchen anmeſſen, anſchneiden und backen; den könne er, wenn er ſeinem Weibe nicht gefiele, ſelber eſſen, alle Morgen einen Mund voll. Der Herr Schultheiß bedankte ſich aufs höchſte, erklärte aber, daß er nun ſo lange nach einem Pelz herumgelaufen ſei und keine Zeit mehr habe. Da ſchickte ihn der Lebküchler, der etwas gutmütiger war als die andern, zu einem Kürſchner, wo er einen prächtigen Pelz kaufte, deſſen ſich keine Stadtfrau hätte zu ſchämen gehabt. Die Frau empfing ihn mit Freuden; der Schultheiß aber verlangte, ſie ſollte ihm jetzt dafür auch Küchlein backen, er wolle eine Wurſt, die er aus der Stadt mitgebracht, dazu geben und eine Maß Wein bezahlen. Da begann

seine Frau, wie vor Zeiten, grobe dicke Schnitten zu backen; er aber stieß die ersten, so aus der Pfanne kamen, voll Unmut zurück. „Wofür hast du mich angesehen?“ sagte er, „meinst du nicht gar, ich sei ein Schweinehirt? Weißt du nicht, daß ich der Herr Schultheiß bin?“ Da mußte die Frau ihm Sträublein backen, die zehrten sie mit einander auf und tranken einen guten Schluck Weins dazu.

## 3.

Endlich war der Kaiser auf dem Weg nach Schilda. Das wußten die Schildbürger und beschlossen, dem Herrn zuvorzukommen und das erste Wort an ihn zu richten. Deswegen sollte der Schultheiß ihn zuerst anreden und mit den Worten: „Seid uns willkommen!“ empfangen. Dann mußte der Kaiser notwendig antworten: „Und du auch!“ Und darauf hatte der Schultheiß schon einen Reim bereit: „Der witzigste von uns ist ein Gauch.“ Mit dieser Erfindung hielten sie ihre Freiheiten für gesichert. Um aber den Kaiser zu Pferde einholen zu können, ließen sie sich Steckenpferde machen. Denn da war keiner so arm, daß er sich nicht beim Schreiner um ein weißes schwarzes, graues, braunes, rotes, auch gesprenkeltes Pferd umgesehen hätte; dieselben tummelten sie und richteten sie meisterlich ab.

Als nun der festgesetzte Tag herbei gekommen und der Kaiser mit seinem Gefolge heranrückte, sprengten die Schildbürger hinaus mit ihren Steckenpferden, ihm entgegen. Wie der Schultheiß den Kaiser gewahr wurde sprang er im Eifer von seinem Gaul auf einen Misthaufen und band sein hölzernes Roß vorsichtig an einen daneben stehenden Baum. Und weil er dazu beide Hände brauchte, nahm er den Hut zwischen die Zähne, behielt ihn auch darin, nachdem das Steckenpferd angebunden war, und murmelt, zwischen den Zähnen: „Nun seid uns willkommen auf unserm Grund und Boden, vester Junker Kaiser!“ Der Kaiser erkannte zwar auf den ersten Blick und auf das erste Wort, wie es mit den Schildbürgern beschaffen sei und hatte Mühe, den Gruß zu verstehn, doch merkte er, was der Schultheiß sagen wollte und erwiderte: „Hab' Dank, mein lieber Schultheiß, und du auch!“ Aber der hatte seinen Hut wieder fest mit den Zähnen gepackt und konnte nicht antworten. Schnell besann sich sein Nebenmann, warf den verabredeten Reim in seinem Kopfe herum, konnte aber über das Endwort nicht bei sich einig werden, ob es hieße Narr oder Gauch oder etwas anderes, und platzte endlich heraus mit den Worten: „Der Schultheiß ist ein Narr!“

Auf diese Weise wurde der Kaiser empfangen, und als er noch zu guter Letzt den Schultheiß lächelnd befragte: „Wozu stehst du denn auf dem Mist?“ erwiderte dieser mit einem Funken seiner alten Weisheit: „Ach Herr,

ich armer Tropf bin nicht wert, daß mich der Erdboden vor Euch trage!“ Hierauf geleiteten sie den Kaiser in die Wohnung, die für ihn zugerichtet war. Und weil der Tag noch lang war, baten sie um die Erlaubnis, ihn auf ihren Salzacker zu führen. Um das teure Salz nicht kaufen zu müssen, hatten sie nämlich ein gut Stück Land damit besäet. Da sie aber das Kraut, das auf dem Acker gewachsen war, einernten wollten, verbrannten sie sich die Hände, denn es waren große Brennnesseln. Das schien ihnen ein Beweis von der Kraft des Salzkrautes. Da sie aber keine Handschuhe hatten, ließen sie die Ernte vorläufig noch auf dem Felde stehn und zeigten jetzt dem Kaiser ihr vortreffliches Gewächs; auch brachten sie die unterthänigste Bitte vor, wenn ihnen diese Kunst geraten sollte, sie mit gnädigem Privilegium dafür auszustatten. Welches alles ihnen der Kaiser mit lachendem Munde gewährte.

Am andern Tage luden die Schildbürger den Kaiser zu Gaste, und dieser erzeigte sich, um der Kurzweil willen, die ihn erwartete, bereit dazu. Nachdem sie ihn daher in dem Dorfe umher geführt und ihm ihre Misthaufen gezeigt, geleiteten sie ihn in ihr Rathaus und hießen ihn an dem frischgedeckten Tische Platz nehmen. Das vornehmste Gericht, das aufgetischt wurde, war eine frische, saure, kalte Buttermilch; auf diese Seltenheit thaten sich die Schildbürger am meisten zu gute. Der Schultheiß setzte sich mit dem Kaiser zu Tische; die übrigen Bürger standen aus Ehrfurcht vor beiden um sie herum und langten von oben herab in die Schüssel. Sie hatten aber weislich zweierlei Brot in die Milch gebrockt. Vor des Kaisers Platz schwammen weiße Weckbrocken in dem Rahm, vor den Bauern lag schwarzes Brot in der Grundsuppe. Während sie nun aßen, der Kaiser das weiße, die Schildbürger das Haberbrot, erwischt von ungefähr ein derber Bauer einen Brocken von dem weißen Brote. Gleich schlug der Schultheiß den Bengel auf die Hände und fuhr ihn zornig an: „Flegel! willst du des Kaisers Brot essen?“ Der Schildbürger erschrak, zog den Löffel schleunig zurück und legte den Bissen aus dem Munde wieder fein bescheidentlich in die Schüssel. Der Kaiser, der dieses wahrgenommen, hatte des Mahles genug und schenkte den Schildbürgern die saure Milch mit samt dem weißen Brot.

## 4.

Als des Kaisers Abreise bevorstand, hieß er die Bauern sich noch eine Gnade ausbitten. Da war ihre einzige Bitte, ein kaiserlicher Freibrief möge ihnen für alle Zeiten erlauben, Narren zu bleiben. Unter vielem Lachen ließ der Kaiser ihnen den Brief ausfertigen, bestellte in einem benachbarten Dorfe noch der ganzen Gemeinde eine gute Mahlzeit und zog von dannen. Fröhlich sprengten sie mit ihren Steckenpferden in das Dorf, wo das kaiserliche

Mahl angerichtet war. Nachdem sie satt waren, setzten sie sich zum Nachtrunk auf eine schöne grüne Aue, bis zur Zeit, da sie heimgehn wollten. Sie hatten aber alle Beinkleider von einerlei Farbe an und im Zechen die Beine durcheinander geschränkt. Wie es nun an dem war, daß sie heimgehn sollten, schau zu, da konnte keiner seine Füße oder Beine kennen, weil sie alle gleich gefärbt waren; saßen da, gucket je einer den andern an, und fürchtete jeder, ein andrer nähme ihm seine Füße oder einem andern seine Beine, waren derowegen in großer Angst. Da sie nun einander angafften, nicht wußten, was sie thun sollten, da ritt einer von ungefähr vorüber, den riefen sie hinzu und klagten ihm ihren Jammer mit der Bitte, könne er etwas, dadurch ihrer jeder seine Füße wieder bekomme, das solle er brauchen und nicht sparen; so wollten sie es ihm, neben größter Danksagung, wohl bezahlen. Er sprach, das könne er wohl; stieg hiermit ab, und nachdem er einen starken Knüppel gehauen, tritt er unter die Bauern und fängt an, dem ersten besten auf die Beine zu schlagen, und welchen er traf, der sprang geschwind auf. hatte seine Beine wieder, denn der Gesell hatte sie ihm gefunden. Einer blieb allein sitzen, der sprach: „Lieber Herr, soll ich meine Beine nicht auch haben? wollt Ihr das Geld nicht auch an mir verdienen, oder sind diese mein?“ Er aber sprach: „Harre, laß besehen!“ gab ihm hiermit auch eins, daß es flammte. Also sprang dieser letzte auch auf, und hatten also die Bauern jeder seine Füße wieder bekommen, waren froh, schenkten dem Mann ein Trinkgeld, zogen heim und gedachten sich ein andermal zu hüten.

## 5.

Danach man die Jugend keineswegs versäumen, sondern zeitig, als einen jungen Baum, biegen und lehren soll, also wollte ein Schildbürger auch seinen Sohn seine Jugend lassen wohl anlegen. Deswegen brachte er ihn zum Schulmeister und, als derselbe fragte, ob er noch nichts könne: „Nein,“ antwortete der Vater. „Wie alt ist er?“ „Er ist erst dreißig Jahre alt,“ sagte der Vater. „Ist er so alt,“ sagte der Schulmeister „und hat noch nichts gelernt?“ „Weiß der Kuckuck,“ sagte der Schildbürger, „was sollt er in dreißig Jahren lernen? Ich bin fünfundsechzig und einen Tag alt und kann dennoch nichts, was eines Quarks wert sei.“ Und als indessen die Schulstubenthür aufging und der Vater sehen konnte, wie drin der Lehrer einen Schüler mit Ruten strafte, sprach er: „Dieser mein Sohn soll auch gar nicht zu gelehrt und geschickt werden, das thut für unser Geschlecht kein gut. Wenn er nur, wie der drinnen, lernen könnte mit der Rute umgehn, so wäre mir's schon genug.“ „Wir wollen unser Bestes an ihm thun,“ sagte der Schulmeister und hieß hiemit das dreißigjährige Büblein hineingehn.

„Ja," sagte der Vater, „ihr müsset es kurz mit ihm machen, um mein gut Geld, denn ich wollt ihn gern wieder mit mir heim nehmen. Ich will nur zum Hufschmied und beschlagen lassen, und will ihn darnach wiederholen." „So nimm ihn gleich jetzo mit dir," sagte der Schulmeister, „denn in so kurzer Zeit könnte ich nichts mit ihm ausrichten." Also nahm der Vater sein Söhnlein bei der Hand und führte ihn heim zu der Mutter. —

## 6.

Ein andermal sahen die Schildbürger, daß auf einer alten Mauer schönes langes Gras wuchs, und wurden einig, das Vieh sollte dasselbe abweiden, des Schultheißen Kuh voran. So schlangen sie denn der Kuh ein starkes Seil um den Hals, warfen dasselbe über die Mauer und fingen an auf der andern Seite zu ziehen. Als nun aber der Strick zuging, wurde die Kuh erwürgt und reckte die Zunge aus dem Schlunde. Da rief der Schultheiß: „Sie hat das Gras schon gerochen, seht, wie sie die Zunge danach ausstreckt!" Und erst nach einer Weile, als sie die Kuh nicht auf die Mauer ziehen konnten, fanden sie, daß dieselbe schon lange tot war.

## 7.

Die Schildbürger hatten einen Mühlstein im Steinbruch ausgehauen; derselbe war von ihnen mit großer Mühe den Berg herab gebracht worden. Als er unten war, fiel ihnen ein, daß der Stein viel leichter hätte können herunter rollen; sie brachten ihn also wieder den Berg hinauf, um die Freude zu haben, ihn herunter laufen zu sehn. Wie sie ihn eben abstoßen wollten, fragte einer: „Wie können wir aber nachher wissen, wo er hingelaufen ist?" „Ei," sagte der Schultheiß, „laßt nur einen den Kopf ins Loch stecken und mit hinablaufen, dann ist uns geholfen." Also wurde ein Schildbürger mit dem Kopf durch das Loch gesteckt und den Berg hinab gerollt. Unten war ein tiefer Fischweiher; in den rollte der Stein und der Mann und sanken zu Grunde; die Schildbürger suchten lange beide vergeblich und endlich meinten sie, der arme Geselle sei mit dem Mühlstein durchgegangen, und beschlossen, ihn als einen Dieb zu verfolgen. Er lag aber tief im Weiher und konnte sich nicht verteidigen. —

## 8.

Als in der Nachbarschaft Kriegslärm entstand und jeder seine beste Habe verbarg, beschlossen die Schildbürger, ihre Glocke in denselbigen Weiher zu versenken, damit sie ihnen nicht weggenommen werde. Sie bestiegen einen Kahn und fuhren mit der Glocke mitten auf den See und versenkten sie.

Und da, wo sie sie versenkt hatten, schnitten sie eine Kerbe in den Rand des Kahns. Als der Feind wieder weggezogen war und sie die Glocke wiederholen wollten, war die Kerbe wohl noch da, aber die Glocke doch nicht zu finden, was die Schildbürger billig Wunder nahm.

9.

In Schilda waren die Katzen unbekannt, daher gab es so viel Mäuse, daß nichts vor ihnen sicher war. Da begab es sich, daß ein Wanderer dort einkehrte, der eine Katze auf dem Arm trug. Der Wirt fragte, was das für ein Tier sei und erhielt die Antwort: ein Maushund. Da ließ der Fremde die Katze laufen, und diese erlegte vor den Augen des Wirts nicht wenige Mäuse. Da fragten die Schildbürger, ob der Maushund nicht feil sei, und der Wandrer antwortete: „Feil ist mir das Tier nicht, aber da ich sehe, daß ihr dessen so bedürftig seid, sollt ihr es um 100 Gulden haben." Die Bauern waren froh über den billigen Preis, zahlten ihn aus, und er wich schnell von dannen, denn er besorgte, der Handel werde sie bald gereuen, und lief noch schneller, als er sah, daß einer ihm nachfolgte. Derselbige aber wollte nur wissen, was der Maushund fressen möchte, denn das hatten sie zu fragen vergessen. Der Fremde aber wollte sich nicht verweilen, rief ihm also nur zu: „Wie man's beut, wie man's beut," und lief davon. Der Schildbürger aber verstand Vieh und Leut', kam also mit großem Entsetzen heim, und da war keiner, der nicht das gefährliche Tier gern los geworden wäre. Die Katze indes machte Jagd auf die Mäuse des Gemeindekornbodens. Da beschlossen die Schildbürger, lieber einen geringen Schaden zu erleiden als das Leben zu verlieren, zündeten deswegen den Kornboden an, um den Maushund zu verbrennen. Die Katze sprang aber ins Nachbarhaus. Das wurde auch angezündet, und da sich inzwischen ein starker Wind aufmachte, so verbreitete sich das Feuer durch das ganze Dorf und blieb kein Haus stehn. Der Maushund aber schrie jämmerlich, lief eine Leiter herunter und ins Feld hinaus, und hat ihn keiner wieder gesehen.

Die Schildbürger aber verließen ihr verbranntes Dorf, zogen fort und siedelten sich hier und dort an mit Weib und Kind. Seitdem giebt es Schildbürger in der ganzen Welt.

---

## 3. Heinrich der Löwe.

**Sage, von den Brüdern Grimm.**

Zu Braunschweig steht aus Erz gegossen das Denkmal eines Helden, zu dessen Füßen ein Löwe liegt, auch hängt im Dom daselbst eines Greifen Klaue. Davon lautet folgende Sage.

Vor Zeiten zog Herzog Heinrich, der edle Welfe, nach Abenteuern aus. Als er in einem Schiff das wilde Meer befuhr, erhub ſich ein heftiger Sturm und verſchlug den Herzog; lange Tage und Nächte irrte er, ohne Land zu finden. Bald fing den Reiſenden die Speiſe an auszugehn, und der Hunger quälte ſie ſchrecklich. In dieſer Not wurde beſchloſſen, Loſe in einen Hut zu werfen, und weſſen Los gezogen ward, der verlor das Leben und mußte der andern Mannſchaft mit ſeinem Fleiſche zur Nahrung dienen. Willig unterwarfen ſich dieſe Unglücklichen und ließen ſich für den geliebten Herrn und ihre Gefährten ſchlachten. So wurden die übrigen eine Zeit lang gefriſtet; doch ſchickte es die Vorſehung, daß niemals des Herzogs Los herauskam. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war bloß der Herzog mit einem einzigen Knecht noch auf dem ganzen Schiffe lebendig, und der ſchreckliche Hunger hielt nicht ſtille. Da ſprach der Fürſt: „Laß uns beide loſen, und auf wen es fällt, von dem ſpeiſe ſich der andere.“ Über dieſe Zumutung erſchrak der treue Knecht; doch ſo dachte er, es würde ihn ſelbſt betreffen, und ließ es zu; ſiehe, da fiel das Los auf ſeinen edlen liebwerten Herrn, den jetzt der Diener töten ſollte. Da ſprach der Knecht: „Das thue ich nimmermehr; und wenn alles verloren iſt, ſo hab' ich noch ein andres ausgeſonnen: ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann, was geſchehen wird.“ Der Herzog gab ſeinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochſen, den ſie vordem auf dem Schiffe geſpeiſt hatten, wickelte den Herzog darein und nähte ſie zuſammen; doch hatte er ſein Schwert neben ihn mit hineingeſteckt. Nicht lange, ſo kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in ſein Neſt. Als der Vogel dieſes bewerkſtelligt hatte, ſann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerſchnitt die Näte des Sackes; als die jungen Greifen den lebendigen Menſchen erblickten, fielen ſie gierig und mit Geſchrei über ihn her. Der teure Held wehrte ſich tapfer und ſchlug ſie ſämtlich zu Tode. Als er ſich aus dieſer Not befreit ſah, ſchnitt er eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken mit ſich nahm, ſtieg aus dem Neſt den hohen Baum hernieder und befand ſich in einem weiten, wilden Wald. In dieſem Walde ging der Herzog eine gute Weile fort; da ſah er einen fürchterlichen Lindwurm wider einen Löwen ſtreiten, und der Löwe ſchwebte in großer Not zu unterliegen. Weil aber der Löwe insgemein für ein edles und treues Tier gehalten wird und der Wurm für ein böſes, giftiges, ſo ſäumte Herzog Heinrich nicht, ſondern ſprang dem Löwen mit ſeiner Hilfe bei. Der Lindwurm ſchrie, daß es durch den Wald erſcholl, und wehrte ſich lange Zeit; endlich gelang es dem Helden,

ihn mit seinem guten Schwerte zu töten. Hierauf nahte sich der Löwe, legte sich zu des Herzogs Füßen neben den Schild auf den Boden und verließ ihn nimmermehr von dieser Stunde an. Denn als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, während welcher das treue Tier ihn mit gefangenem Hirsch und Wild ernähret hatte, überlegte, wie er aus dieser Einöde und der Gesellschaft des Löwen wieder unter die Menschen gelangen könnte, baute er sich eine Horde aus zusammengelegtem Holz, mit Reis durchflochten, und setzte sie aufs Meer. Als nun einmal der Löwe in den Wald zu jagen gegangen war, bestieg Heinrich sein Fahrzeug und stieß vom Ufer ab. Der Löwe aber, welcher zurückkehrte und seinen Herrn nicht mehr fand, kam zum Gestade und erblickte ihn aus weiter Ferne; alsobald sprang er in die Wogen und schwamm so lange, bis er auf dem Floß bei dem Herzog war, zu dessen Füßen er sich ruhig niederlegte. Hierauf fuhren sie eine Zeit lang auf den Meereswellen; bald überkam sie Hunger und Elend. Der Held betete und wachte, hatte Tag und Nacht keine Ruh; da erschien ihm der böse Teufel und sprach: „Herzog, ich bringe dir Botschaft; du schwebst hier in Pein und Not auf dem offenen Meere, und daheim zu Braunschweig ist lauter Freude und Wonne; heute an diesem Abend hält ein Fürst aus fremden Landen Hochzeit mit deinem Weibe, denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen.“ Traurig versetzte Heinrich, das möge wahr sein; doch wolle er sich zu Gott lenken, der alles wohl mache. „Du redest noch viel von Gott,“ sprach der Versucher, „der hilft dir nicht aus diesen Wasserwogen; ich aber will dich noch heute zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein sein willst.“ Sie hatten ein lang Gespräche; der Herr wollte sein Gelübde gegen Gott, dem ewigen Licht, nicht brechen; da schlug ihm der Teufel vor, er wolle ihn ohne Schaden samt dem Löwen noch diesen Abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da solle er seiner warten; finde er ihn nach der Zurückkunft schlafend, so sei er ihm und seinem Reiche verfallen. Der Herzog, welcher von heißer Sehnsucht nach seiner geliebten Gemahlin gequält wurde, ging dieses ein und hoffte auf des Himmels Beistand wider alle Künste des Bösen. Alsbald ergriff ihn der Teufel, führte ihn schnell durch die Lüfte bis vor Braunschweig, legte ihn auf den Giersberg nieder und rief: „Nun wache, Herr! ich kehre bald wieder.“ Heinrich aber war aufs höchste ermüdet, und der Schlaf setzte ihm mächtig zu. Nun fuhr der Teufel zurück und wollte den Löwen, wie er verheißen hatte, auch abholen: es währte nicht lange, so kam er mit dem treuen Tiere daher geflogen. Als nun der Teufel, noch aus der Luft herunter, den Herzog in Müdigkeit versenkt auf dem Giersberge ruhen sah, freute er sich schon im voraus; allein der Löwe, der seinen Herrn für tot hielt, hub laut zu schreien

an, daß Heinrich in demſelben Augenblick erwachte. Der böſe Feind ſah nun ſein Spiel verloren und bereute es zu ſpät, das wilde Tier herbeigeholt zu haben; er warf den Löwen aus der Luft herab zu Boden, daß es krachte. Der Löwe kam glücklich auf den Berg zu ſeinem Herrn, welcher Gott dankte und ſich aufrichtete, um, weil es Abend werden wollte, hinab in die Stadt Braunſchweig zu gehen. Nach der Burg war ſein Gang, und der Löwe folgte ihm immer nach, großes Getöne ſcholl ihm entgegen. Er wollte in das Fürſtenhaus treten, da wieſen ihn die Diener zurück. „Was heißt das Getön und Pfeifen?“ rief Heinrich aus, „ſollte doch wahr ſein, was mir der Teufel geſagt? Und iſt ein fremder Herr in dieſem Haus?“ „Kein fremder,“ antwortete man ihm, „denn er iſt unſerer gnädigen Frau verlobt und bekommt heute das Braunſchweiger Land.“ „So bitte ich,“ ſagte der Herzog, „die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz iſt mir ganz matt.“ Da lief einer von den Leuten hinauf zu der Fürſtin und hinterbrachte, daß ein fremder Gaſt, dem ein Löwe mitfolge, um einen Trunk Wein bitten laſſe. Die Herzogin verwunderte ſich, füllte ihm ein Geſchirr mit Wein und ſandte es dem Pilgrim. „Wer magſt du wohl ſein,“ ſprach der Diener, „daß du von dieſem edlen Wein zu trinken begehrſt, den man allein der Herzogin einſchenkt?“ Der Pilgrim trank, nahm ſeinen goldenen Ring und warf ihn in den Becher und hieß dieſen der Braut zurücktragen. Als ſie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geſchnitten war, erbleichte ſie, ſtund eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu ſchauen. Sie ward des Herrn inne, der da mit dem Löwen ſaß; darauf ließ ſie ihn in den Saal entbieten und fragen, wie er zu dem Ringe gekommen wäre, und warum er ihn in den Becher gelegt hätte? „Von keinem hab' ich ihn bekommen, ſondern ihn ſelbſt genommen, es ſind nun länger als ſieben Jahre; und den Ring hab' ich hingelegt, wo er billig hingehört.“ Als man der Herzogin dieſe Antwort hinterbrachte, ſchaute ſie den Fremden an und fiel vor Freuden zur Erden, weil ſie ihren geliebten Gemahl erkannte; ſie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entſtand große Freude im ganzen Saal; Herzog Heinrich ſetzte ſich zu ſeiner Gemahlin an den Tiſch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein ſchönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in ſeinem Reich; als er in hohem Alter verſtarb, legte ſich der Löwe auf des Herrn Grab und wich nicht davon, bis er auch verſchied. Das Tier liegt auf der Burg begraben, und ſeiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

## 4. Warm muß ich werden.

Auerbach.

Kommt einmal gegen Abend in eine Stadt in Deutſchland ein Fremder mit Extrapoſt an und verlangt Pferde, um weiter zu fahren. Ein baumſtarker Poſtillion ſpannt aus und fährt mit dem fremden Herrn ab. Als ſie in den zwei Stunden langen Wald kommen, fängt es an Nacht zu werden. Es iſt, als ob die Pferde ſelber eine beſondere Unruhe verſpürten; ſie liefen, daß man glaubte, die Stücke flögen davon. Plötzlich wurden ſie aber angehalten, drei Räuber überfallen den Wagen und verlangen von dem Reiſenden, er ſolle ihnen alles, was er habe, freiwillig geben, ſie wollten ihn zwingen, daß er keine Einſprache mehr machen könne. Der Bedrängte ruft nun den Poſtillion zu Hilfe. Dieſer aber ſitzt ruhig auf dem Bocke und ſchmaucht behaglich ſeine Pfeife, als ob ihn die ganze Geſchichte nichts anginge. Was wollte alſo der Fremde thun? Er ſteigt aus und muß zuſehen, wie ihm die Räuber alles, was er an Geld- und Geldeswert hat, wegnehmen. Als nun endlich die Platte rein geputzt iſt, ſagte der Fremde: „Mit Verlaub, ihr Männer, ich hätte noch eine Bitte, daß ihr mir einen Dienſt erweiſet; ich will's nicht umſonſt. In meiner Kutſche iſt noch eine verborgene Kiſte mit fünfhundert Thalern, die ſollt ihr haben, wenn ihr mir da oben den Poſtillion herunternehmt und tüchtig durchwalkt."

Zu einem ſo ehrlichen Verdienſt laſſen ſich die Räuber nicht zweimal auffordern. Sie reißen den Poſtillion herunter und trommeln tüchtig auf ihn los. Eine Weile läßt er alles mit ſich machen. Endlich hebt er die Achſeln und ſagt: „Jetzt iſt's genug," eben gerade, als ſeine Peiniger daran ſind, ihn ganz niederzuwerfen. Nun kehrt er den Stiel um, packt den einen hüben und den andern drüben und ſchlägt ſie ſo aufeinander, daß ihnen das Herz im Leibe zittert und ſie umfallen wie die Mücken im Herbſt. Jetzt kniet mein Poſtillion auf ſie hin und giebt ihnen das Draufgeld ſamt Zinſen wieder zurück. Als das der Fremde merkt, gewinnt er Mut und macht es mit ſeiner Leibwache ebenſo. Mit Hilfe herzugekommener Leute gelingt es dann, die Räuber zu binden und nach der Stadt zu bringen. Unterwegs ſagt der Fremde zu dem Poſtillion: „Aber hör' einmal, du biſt ein ſonderbarer Heiliger. Warum biſt du denn ſo ruhig geweſen und haſt mir nicht geholfen und haſt dich zuerſt prügeln laſſen?"

„Warm muß ich werden!" antwortete der Poſtillion, „wenn ich meine tüchtige Tracht Prügel habe, dann weiß ich erſt, was ich bin, dann kann ich erſt recht tapfer um mich hauen." —

Daraus iſt zu lernen, wie gar viele Menſchen ruhig bleiben, ſo

lange ihr Nachbar in der Klemme ſteckt, bis es endlich ihnen ſelber an den Kragen geht.

## 5. Wer iſt ein größerer Herr?

B. Auerbach.

Der König Max von Bayern war ſeiner Zeit ein gar leutſeliger Regent. Wenn man doch einmal durchaus ſchon auf dieſer Welt ſelig ſein will, ſo iſt man leutſelig, das iſt beſſer als hochſelig, denn da iſt man ſchon geſtorben, und beſſer als redſelig, denn dabei kommt nichts heraus, als eben ein Mund voll Wind. Alſo der König Max kommt einmal auf ein Dorf und unterhält ſich mit dem Schultheiß. „Wie geht's, wie ſteht's?“ fragte er. „Königliche Majeſtät, ich bin ein größerer Herr als Sie,“ antwortete der Schultheiß. „Wie iſt das zu verſtehn?“ „Ja, ſehen Königliche Majeſtät, wenn Sie etwas befehlen, ſo geſchieht's; ich muß aber zehnmal befehlen, und wer mehr zu befehlen hat, iſt ein größerer Herr.“

König Max merkte ſich das und verſchaffte den Anordnungen des Schultheißen mehr Nachdruck.

## 6. Tobias Witt.

Engel.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig und nie weit über die nächſten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt geſehen, als mancher, der ſein Erbteil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geſchichtchen, die er ſich hie und da aus eigener Erfahrung geſammelt hatte. Poetiſches Verdienſt hatten ſie wenig, aber deſto mehr praktiſches, und das Beſonderſte an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zuſammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, ſeiner Klugheit wegen. — Ei, fing der alte Witt an und ſchmunzelte: wär' ich denn wirklich ſo klug?

Die ganze Welt ſagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde —

Je nun! Wenn Er das werden will, das iſt leicht. — Er muß nur fleißig achtgeben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und Er muß es dann anders machen wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till, ſo lebte dahier in meiner Jugend

ein alter Arithmetikus, ein dürres grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor ſich ſelbſt; in ſeinem Leben ſprach er mit keinem Menſchen. Und einem ins Geſicht ſehen, das that er noch weniger; immer guckt' er ganz finſter in ſich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefſinnigen Kopf.

Ja, es hat ſich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir ſelbſt — denn der Titel ſtand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das iſt nicht fein. — In ſich ſelbſt hineinſehen, das taugt nicht; ſieh du den Leuten dreiſt ins Geſicht! Oder gar mit ſich ſelbſt ſprechen; pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht; ſo ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein andrer herum, das war der Tanzmeiſter, Herr Flink. Der guckte aller Welt ins Geſicht und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen luſtigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui! dacht' ich da wieder; das iſt doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erſt ſiehſt du den Leuten hübſch dreiſt ins Geſicht wie der eine, und dann ſiehſt du hübſch bedächtig in dich hinein wie der andre. Erſt ſprichſt du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir ſelbſt, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? ſo hab's ich gemacht, und das iſt das ganze Geheimnis.

Ein andermal beſuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar ſehr über ſein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und ſchüttelte ihn: Er muß das Glück nur ſuchen, Herr Flau; Er muß darnach aus ſein.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schoß und bleibe zu Hauſe. —

Ach nicht doch, nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber ſich nur hübſch in acht nehmen, wie Ers Geſicht trägt.

Was? Wie ich's Geſicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Geſicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur linken ſein Haus baute, ſo lag einſt die

ganze Straße voll Balken und Steinen und Sparren; und da kam unſer Bürgermeiſter gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Ratsherr, der rannte mit von ſich geworfenen Armen ins Gelag hinein und hielt den Nacken ſo ſteif, daß die Naſe mit den Wolken ſo ziemlich gleich war. — Plump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutigestags davon. — Was will ich nun damit ſagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre! Du ſollſt die Naſe nicht allzu hoch tragen.

Ja ſieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall, der mußte entweder Verſe oder Hausſorgen im Kopfe haben; denn er ſchlich ganz trübſelig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinſinken wollte. — Krach! riß ein Seil; der Balken herunter und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Geſicht tragen muß? —

Sie meinen, ſo hübſch in der Mitte. —

Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken noch zu ſcheu in den Erdboden ſieht. — Wenn man ſo die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, ſo kommt man in der Welt ſchon vorwärts, und mit dem Unglück hat's ſo leicht nichts zu ſagen.

Noch ein andermal beſuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen, das ſeh ich vorher; aber es rennt mir ſo von ſelbſt in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieſer Ton ſtand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein Hundert Thälerchen etwa.

Wenn's nicht mehr iſt, die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er ſieht, daß ich Ihm gut bin, ſo will ich Ihm obendrein noch etwas anderes geben, das unter Brüdern ſeine tauſend Reichsthaler wert iſt. Er kann reich dabei werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es iſt nichts. Es iſt ein bloßes Hiſtörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herrn Grell mit Namen; der hatte ſich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſteht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein

fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerott verloren? — Ach was! ſagte er wieder. Es iſt der Rede nicht wert. Eine Kleinigkeit von ein hunderte fünfe. — Er ſaß in ſchönen Umſtänden, der Mann; aber wie geſagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtnis verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm; der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Warenlager. — Was dünkt Ihm dazu?

Ei, ums Himmels willen! Die möcht' ich wiſſen. Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſteht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld, fing er an, viel Geld! — und da ſah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was iſt Ihnen? warum ſo mürriſch, Herr Tomm? — Ach, ſagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie geſagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Warenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun beſſer?

Ei, das verſteht ſich. Die letzte!

Aber — ſo ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er ſagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab, und da hätt' er nur immer ſprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwiſchen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt. Und da ſprech' ich nun nach Zeit und Gelegenheit bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Warenlager gefällt mir.

Er wollte alſo? —

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt; Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Es wird ſchon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, ſo muß man ſprechen wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Not hilft, ſo muß man ſprechen wie der Herr Grell.

## 7. Das Glück durch die Gelbwurst.

Auerbach.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gern folgende Geschichte zu erzählen:

Ich war erst kurze Zeit aus der Fremde zurück und hab' mein eigenes, kleines Geschäft angefangen. Da war die Leipziger Ostermesse, und ich reise hin und nehme einen Kreditbrief von 1000 Speziesthaler mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zusammenkehrte, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und gesund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speziesthalern machen zu können! Ich reise also nach Leipzig und gebe meinen Kreditbrief im Hause Frege und Komp. ab. Der alte Frege läßt meinen Namen in sein Buch einschreiben und wünscht mir gute Geschäfte. Ich sehe aber bald, daß sich mit 1000 Thalern nicht viel machen läßt. Was thut's? Geht nicht viel, so geht wenig; besser leiern als feiern, sagt das Sprichwort. Ich suche mir also eine Partie Wolle aus und geh' hin, um mein Geld zu holen. Da sagte mir der alte Frege, es sei gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich wohne. Ich hätte das gerne nicht gesagt, da ich wieder, wie einst als Handwerksbursche, in der Herberge wohnte. „Nun," sagte Herr Frege, „essen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch große Gesellschaft finden." Ich erkundige mich nun, was man bei einer solchen Einladung zu thun hat und was dabei herauskommt. Man sagt mir, daß es Sitte sei, daß jedes große Handelshaus seine Empfohlenen einladet; daß nicht viel dabei herauskommt, als daß man das Essen teuer bezahlen muß, indem es mindestens $1^1/_2$ Thaler Trinkgeld an die Bedienten kostet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, daß mir von 1000 Thalern nur noch $998^1/_2$ blieben, und für ein Mittagessen konnte ich nicht so viel aufwenden. Andern Mittags war ich kurz entschlossen. Ich kaufe mir für zwei Groschen Gelbwurst, für sechs Pfennig Brot, steck' es zu mir und geh' hinaus vor das Thor, in das sogenannte Rosenthal. Mein Tisch war bald gedeckt. Ich setz' mich auf eine Bank und wickele meine Sachen heraus; ich zerschneide die Gelbwurst zu sechs Teilen und lege sie neben mich hin; das, sage ich, ist meine Suppe, das mein Fleisch, das mein Gemüse mit Beilage, das meine Fische, das meine süße Schüssel und das mein Braten mit Salat. Ich glaube nicht, daß die drinnen in der Stadt, bei Frege, mehr hatten und daß es ihnen besser schmeckte. Ich war eben an der süßen Schüssel, sie war sehr gut zubereitet, da seh' ich einen Mann auf einem schönen Braunen anherreiten; der, denk' ich, macht sich noch ein bischen Bewegung vor dem Essen, daß

es ihm beſſer ſchmeckt. Ich wünſche ihm meinen geſunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten. Schneller, als ich dies ſage und denke, iſt der Reiter bei mir, und zu meinem Schrecken ſeh' ich, es iſt der Herr Frege ſelber. In meiner Angſt fällt mir der letzte Biſſen von meiner ſüßen Speiſe aus der Hand, und der vorausſpringende Hund ſchnuppert's gleich auf; ich wickle ſchnell mein Papier zuſammen und weiß mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!" ſagt der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu eſſen?"

Was ſoll ich darauf ſagen? Ich denk', du bleibſt bei der Wahrheit. Ich ſag' ihm nun, daß es ſich bei mir nicht austragen will, gegen zwei Thaler Trinkgeld für ein einzig Mittageſſen zu geben, und ſo und ſo, und daß ich mir vorgenommen habe, mich heute abend oder morgen früh zu entſchuldigen, weil ich nicht kommen kann. — Da lacht er ganz laut auf und ſagt: „Ja, das müſſen Sie ja thun, ſonſt werde ich bös; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht, wünſch' geſegnete Mahlzeit." Und fort war er mit ſeinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen ſoll. — Wie's fünf Uhr gebembert hat, geh' ich hin, man weiſt mich in ſein Comptoir, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand, führt mich in das Kabinettchen und ſagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10,000 Thaler Kredit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen und auch noch mehr, ſagen Sie mir's nur offen." — Ich ſag': „Sie irren ſich, ich habe nur für 1000 Thaler." Da ſagt er mir: „Es bleibt dabei, wie ich ſchon geſagt habe; Sie ſind ein Mann, der zu ſparen weiß, und heut' abend eſſen Sie ganz allein bei mir in meiner Familie." Und ſo hab' ich's auch gemacht, und das hat mir noch beſonders gefallen, daß er die Geſchichte ſeiner Frau und ſeinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fort geweſen bin. Er hat wohl gemerkt, daß es mir leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. So iſt's mir durch die Gelbwurſt möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen, und ſo lange der alte Frege gelebt hat, hab' ich jede Meſſe bei ihm allein zu Nacht gegeſſen, und da iſt immer zuletzt noch Gelbwurſt aufgetragen worden.

---

## 8. Das Loch im Ärmel.

Zſchokke.

Ich hatte einen Spielgeſellen und Jugendfreund, namens Albrecht, erzählte einſt Herr Marbel ſeinem Neffen. Wir beide waren überall und nirgends, wie nun Knaben ſind, wild, unbändig. Unſere Kleider waren nie

neu, ſondern ſchnell beſudelt und zerriſſen. Da gab's Schläge zu Hauſe, aber es blieb beim alten. Eines Tages ſaßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalſuperintendent werden.

„Aus euch beiden giebt's im Leben nichts!" ſagte ein ſteinalter Mann in ſeinen Kleidern und weißgepuderter Perücke, der hinter unſerer Bank ſtand und die kindlichen Entwürfe angehört hatte.

Wir erſchraken. Albrecht fragte: „Warum nicht?"

Der Alte ſagte: „Ihr ſeid guter Leute Kinder, ich ſehe es euern Röcken an, aber ihr ſeid zu Bettlern geboren; würdet ihr ſonſt dieſe Löcher in euren Ärmeln dulden?" Dabei faßte er jeden von uns an den Ellenbogen und bohrte mit den Fingern in die daſelbſt durchgeriſſenen Ärmel hinauf. — Ich ſchämte mich, Albrecht auch. „Wenn's euch," ſagte der alte Herr, „zu Haus niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht ſelbſt? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelſtichen geheilt, jetzt iſt's zu ſpät, und ihr kommt wie Bettelbuben. Wollt ihr Generallieutenant und Generalſuperintendent werden, ſo fangt an beim kleinſten. Erſt das Loch im Ärmel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes."

Wir beide ſchämten uns von Herzensgrund, gingen ſchweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Böſes über den böſen Alten zu ſagen. Ich aber drehte den Ellenbogen des Rockärmels ſo herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, ſpielend, denn ich ſagte nicht, warum ich's lernen wolle. Jetzt, wo ſich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen ſich durchſchabte, ward's ſogleich gebeſſert. Das machte mich aufmerkſam; ich mochte an unzerriſſenen Kleidern nun nicht mehr Unreinlichkeit leiden. Ich ging ſauberer, ward ſorgfältiger, freute mich und dachte, der alte Herr in der ſchneeweißen Perücke hat ſo unrecht nicht. Mit zwei Nadelſtichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock, mit einer Handvoll Kalk ein Haus; mit einem Glaſe Waſſer löſcht man eine angehende Feuersbrunſt; aus roten Pfennigen werden Thaler, aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß.

Albrecht nahm die Sache nicht ſo ſtreng. Es war ſein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburſchen. Der Krämer prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und ſauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachläſſigkeiten ſehen. Das ſagte mir der Prinzipal nachher. „Ich ſehe Ihm an," ſagte er, „Er hält das Seine zu Rat; aus dem andern giebt's keinen Kaufmann." Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Ärmel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntniſſen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Ärmel. Zwei Nadelſtiche zur rechten Zeit beſſern alles, ohne Mühe, ohne Kunſt. Man laſſe nur das Loch nicht größer werden; ſonſt braucht man für das Kleid den Schneider, für die Geſundheit den Arzt, für die moraliſchen Löcher die ſtrafende Obrigkeit. — Es giebt nichts Unbedeutendes und Gleichgiltiges weder im Guten noch im Böſen. Wer das glaubt, kennt ſich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abſcheuliches Loch im Ärmel, nämlich er war rechthaberiſch, zänkiſch, deſpotiſch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widerſprach; da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Ärmel geben und ich Zänker und gallſüchtig und unverträglich wie der Prinzipal werden. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben; ich begnügte mich recht zu thun und bewahrte meinerſeits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfniſſen des Lebens froh zu ſein (denn wer viel hat, iſt nie ganz froh), ſparte ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Ärmel zu verzeihen, ſchonend aber über dasjenige an fremden Ärmeln wegzuſehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beſtändig Freunde, beſtändig Beiſtand, Zutrauen, Geſchäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun, Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich; du brauchſt ja nicht den zwanzigſten Teil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das iſt Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Ärmel aufweiſen? Hilf andern, wie dir Gott durch andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchſte Gut, das der Reichtum gewährt, iſt zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute und ein großer Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad, geh auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der ſchneeweißen Perücke; hüte dich vor dem erſten kleinen Loch im Ärmel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er nahm ein klägliches Ende.

---

## 9. Die Treue.

Krummacher.

Ein heidniſcher König ließ einen frommen Biſchof vor ſich führen und verlangte, daß er ſeinen Glauben verleugnen und den Göttern opfern ſollte. Der Biſchof aber ſprach: „Mein Herr und König, das thue ich nicht.“

Da ward der König sehr entrüstet und sprach: „Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt steht und daß ich dich töten kann? Ein Wink, und es geschieht.“

„Das weiß ich,“ antwortete der Bischof; „aber gestatte mir zuvor, daß ich dir ein Gleichnis vorlege und eine Frage zur Entscheidung. Gesetzt, einer deiner treusten Diener fiele in die Gewalt deiner Feinde und sie suchten ihn zur Untreue gegen dich zu bewegen, damit er ein Verräter an dir würde. Aber als dein Diener unverrückt beharrte in seiner Treue, nahmen ihn die Feinde, zogen ihm alle seine Kleider aus und jagten ihn nackend mit Spott von dannen. Sage, mein König, wirst du, wenn er also zu dir kommt, ihm nicht von deinen besten Kleidern geben und ihm die Schande mit Ehre vergelten?“

Da antwortete der König und sprach: „Nun wohl; aber was soll dieses, und wo ist solches geschehen?“ — Da sprach der fromme Bischof: „Siehe, du kannst mich auch entkleiden von diesem irdischen Gewande; aber ich habe einen Herrn, der wird mich neu bekleiden. Sollte ich denn des Kleides achten und die Treue dafür hingeben?“

Da sprach der heidnische König: „Geh! Ich schenke dir dein Leben.“

---

## 10. Das Wunder.

Krummacher.

Eines Tages im Lenze saß Salomo, der Jüngling, unter den Palmen in den Gärten seines Vaters, des Königs, und schauete vor sich nieder in tiefen Gedanken. Da trat Nathan sein Lehrer zu ihm und sprach: „Was sinnest du ernst unter den Palmen?“

Der Jüngling erhob sein Haupt und antwortete: „Nathan, ich möchte gern ein Wunder sehen!“

Der Prophet lächelte und sprach: „Ein Wunsch, den ich auch in meinen Jünglingsjahren hatte.“ —

„Und ward er dir gewährt?“ fragte eilends der Königssohn.

„Ein Mann Gottes,“ fuhr Nathan fort, „trat zu mir und trug einen Granatkern in der Hand.“ „Siehe,“ sprach er, „was aus diesem Kern werden wird!“ Darauf machte er mit seinem Finger eine Öffnung in die Erde und legte den Kern hinein und bedeckte ihn. Als er nun die Hand zurückzog, da hob sich die Scholle von einander, und ich sah zwei Blättlein hervorkommen. Aber kaum hatte ich sie gesehen, da schlossen sich die Blättlein an einander, und es ward ein runder Stamm, in eine Rinde gewickelt, und der Stamm ward zusehends höher und dicker.

Darauf sprach der Mann Gottes zu mir: „Gieb acht!“ Und indem ich aufmerkte, verbreiteten sich sieben Äste aus dem Stamm, gleich wie die sieben Arme an dem Leuchter des Altars.

Ich erstaunte, aber der Mann Gottes winkte und gebot mir zu schweigen und aufzumerken. „Siehe,“ sprach er, „bald werden neue Schöpfungen beginnen!“

Darauf faßte er Wasser in seine hohle Hand aus dem Bächlein und besprengte dreimal die Äste, und siehe, nun hingen die Äste allesamt voll grünender Blätter, also daß ein kühler Schatten uns umgab, vermischt mit lieblichen Düften. Woher, rief ich, diese Wohlgerüche zu dem erquicklichen Schatten? —

„Siehst du nicht,“ sprach der Mann Gottes, „die purpurfarbige Blüte, wie sie aus den grünen Blättern hervorsprosset und in Büscheln herniederhängt?“

Ich wollte reden; aber ein sanfter Wind schwebte in den Blättern und streuete die Blüten um uns her, wie wenn der Schnee aus den Wolken herniederschwebet. Kaum waren die Blüten gesunken, so hingen zwischen den Blättern die roten Granatäpfel hernieder, wie die Mandeln an den Stäben Arons. — Da verließ mich der Mann Gottes in tiefem Staunen.“

Hier endete Nathan. Da fragte hastig Salomo: „Wo ist er? Wie heißet der Name des göttlichen Mannes? Lebet er noch?“ —

Da erwiderte Nathan: „Sohn Davids, ich habe dir ein Traumgesicht erzählt.“ —

Als Salomo diese Worte vernahm, ward er betrübt in seinem Herzen und sprach: „Wie vermagst du mich also zu täuschen?“

Nathan aber fuhr fort: „Ich habe dich nicht getäuscht, Sohn Isai. Siehe, in dem Garten deines Vaters magst du alles in Wirklichkeit schauen, wie ich dir gesagt habe. Geschieht nicht jetzt an jeglichem Granatbaum und andern Bäumen dasselbige?“ —

„Ja,“ sagte Salomo, „aber unbemerkt und in langer Zeit!“

Da antwortete Nathan: „Ist es darum weniger ein göttliches Wirken, weil es in leiser Stille und unbeachtet geschieht? Ich dächte, es wäre um desto göttlicher.“

„Erkenne erst die Natur,“ sprach er darauf, „und ihr Wirken! Dann wirst du leicht an ein Höheres glauben und nicht nach Wundern einer Menschenhand dich sehnen.“

## 11. Der Gotteskasten.

Krummacher.

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, des Name hieß Benedictus, das heißt Sorgenfrei. Solchen Namen führte er mit Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn desgleichen; so suchte er auch jeden zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Notleidenden. Er that aber folgendermaßen.

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: Es sind viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, und was wäre es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte! — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Desgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewütet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an und ging in sein Kämmerlein und sprach: „Alles steht bei mir fest und unversehrt!“ und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassersnöten und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch, wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräte geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in sein Kämmerlein und sprach: „Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrat mehren können;“ und legte in den Gotteskasten. Dazu sendete er gern von dem köstlichsten Wein, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Leben lang.

Als er nun sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Witwen und Waisen und sprachen: „Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benedictus von uns scheidet?“

Er aber sprach: „Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmt den Gotteskasten mit allem, was darinnen ist. Er gehört den Armen, den Witwen und Waisen; teilet davon aus und verwaltet es wohl und weislich.“ Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also besteht der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Trost der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibet in Segen.

---

## 12. Die Stimme des Gerichts.

Krummacher.

Ein reicher Mann, Namens Chryſes, gebot ſeinen Knechten, eine arme Witwe ſamt ihren Kindern aus einem ſeiner Häuſer zu vertreiben, weil ſie den jährlichen Zins nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener nun kamen, ſprach das Weib: „Ach, verziehet ein wenig; vielleicht, daß euer Herr ſich unſer erbarme; ich will zu ihm gehn und ihn bitten.“

Darauf ging die Witib zu dem reichen Mann mit ihren vier Kindern, denn eins lag krank darnieder; und alle fleheten inbrünſtig, ſie nicht zu verſtoßen. Chryſes aber ſprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es ſei denn, daß ihr eure Schuld ſogleich bezahlet.“

Da weinte die Mutter bitterlich und ſagte: „Ach, die Pflege eines kranken Kindes hat all mein Verdienſt verzehrt und meine Arbeit gehindert!“ Und die Kinder flehten mit der Mutter, ſie nicht zu verſtoßen.

Aber Chryſes wandte ſich hinweg von ihnen und ging in ſein Gartenhaus und legte ſich auf das Polſter, zu ruhen, wie er pflegte. Es war aber ein ſchwüler Tag, und dicht am Gartenſaal floß ein Strom, der verbreitete Kühlung, und es war eine Stille, daß kein Lüftchen ſich regte.

Da hörte Chryſes das Gelispel des Schilfs am Ufer; aber es tönte ihm gleich dem Gewinſel der Kinder der armen Witwe, und er ward unruhig auf ſeinem Polſter.

Darnach horchte er auf das Rauſchen des Stromes, und es deuchte ihn, als ruhte er an dem Geſtade eines unendlichen Meeres, und er wälzte ſich auf ſeinem Pfühle.

Als er nun wieder horchte, erſcholl aus der Ferne der Donner eines aufſteigenden Gewitters; da war ihm, als vernähm' er die Stimme des Gerichts.

Nun ſtand er plötzlich auf, eilte nach Hauſe und gebot ſeinen Knechten, der armen Witib das Haus zu öffnen. Aber ſie war ſamt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgends zu finden. Unterdes war das Wetter heraufgezogen, und es donnerte und fiel ein gewaltiger Regen. Chryſes aber war voll Unmuts und wandelte umher.

Am andern Tage vernahm Chryſes, das kranke Kind ſei im Walde geſtorben und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm ſein Garten ſamt dem Saal und Polſter zuwider, und er genoß nicht mehr der Kühlung des rauſchenden Stromes.

Bald hernach fiel Chryſes in eine Krankheit und immer in der Hitze des Fiebers vernahm er des Schilfes Gelispel und den rauſchenden Strom und das dumpfe Toſen des aufſteigenden Wetters. Alſo verſchied er.

## 13. Nacht und Tag.

Herder.

Tag und Nacht stritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe Tag fing an zu streiten.

„Arme dunkle Mutter," sprach er, „was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getötet hast, zum Gefühl eines neuen Daseins; was du erschlafftest, rege ich auf."

„Dankt man dir aber auch immer für deine Anstrengung?" sprach die bescheidene verschleierte Nacht. „Muſs ich nicht erquicken, was du ermattest? Und wie kann ich's anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schoſs; sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergiſst es all' dein Blendwerk und neigt sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene Seele mit himmlischem Tau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahle nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllte Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzählige Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne."

Eben berührte der schwatzende Tag den Saum ihres Gewandes und schweigend uud matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schoſs. Sie aber saſs in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone mit ewig ruhigem Antlitz.

---

## 14. Von der Freundschaft.

(Aus dem Wandsbecker Boten.)

Von der Freundschaft spricht der eine, sie sei überall; der andre, sie sei nirgends, und es steht dahin, wer von beiden am ärgſten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörſt, so wirſt du finden, rühmt Peter den Paul auch, und das heißen sie dann Freunde. Und iſt oft zwiſchen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so wechſelsweiſe zu Narren haben; denn, wie du siehſt, iſt hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigener Freund und nicht des andern. Ich pflege solch Ding Hollunderfreundschaften zu nennen: wenn du einen jungen Hollunderzweig anſiehſt, so sieht er feinſtämmig und wohl gegründet aus; ſchneideſt du ihn aber ab, so iſt er inwendig hohl und iſt so ein trocken ſchwammig Weſen darin.

So ganz rein geht's hier freilich ſelten ab, und etwas Menſchliches pflegt ſich wohl mit einzumiſchen; aber das erſte Geſetz der Freundſchaft ſoll doch ſein, daß einer des andern Freund ſei. Und das zweite iſt, daß du

es von Herzen ſeiſt und Gutes und Böſes mit ihm theileſt, wie's vorkommt. Die Delikateſſe, da man den und jenen Gram allein behalten und ſeines Freundes ſchonen will, iſt meiſtens Zärtelei; denn eben darum iſt er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber, wenn's not iſt und er helfen kann, ſo nimm du auch kein Blatt vors Maul, ſondern geh und fordre friſch heraus, als ob's ſo ſein müßte und gar nicht anders ſein könnte.

Hat dein Freund an ſich, das nicht taugt, ſo mußt du das ihm nicht verhalten und es nicht entſchuldigen gegen ihn; aber gegen den dritten Mann mußt du es verheimlichen und entſchuldigen. Mache nicht ſchnell jemand deinen Freund; iſt er's aber einmal, ſo muß er's gegen den dritten Mann mit allen ſeinen Fehlern ſein. Etwas Parteilichkeit für den Freund ſcheint mit zur Freundſchaft in dieſer Welt zu gehören. Denn wollteſt du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenſchaften ehren und lieben, wofür wärſt du denn ſein Freund? Das ſoll ja jeder wildfremde unparteiiſche Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm iſt, in deine Arme und in deinen Schutz nehmen. Das granum salis verſteht ſich von ſelbſt, und daß aus einem Edlen kein Unedles werden müſſe.

Es giebt eine körperliche Freundſchaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beiſammen ſtehn, Freunde, und können eins das andre nicht entbehren. Es giebt auch ſonſt noch mancherlei Arten und Veranlaſſungen. Aber eigentliche Freundſchaft kann nicht ſein ohne Einigung, und wo die iſt, da macht ſie ſich gern und von ſelbſt. So ſind Leute, die zuſammen Schiffbruch leiden und die an eine wüſte Inſel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der eine Wunſch nach Hülfe einigte ſie, und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunſch, einerlei Hoffnung einigt, und je inniger und edler dies Gefühl, dieſer Wunſch und dieſe Hoffnung ſind, deſto inniger und edler iſt auch die Freundſchaft, die daraus wird.

Aber, denkſt du, auf dieſe Weiſe ſollten ja alle Menſchen auf Erden die innigſten Freunde ſein! Freilich wohl, und es iſt meine Schuld nicht, daß ſie es nicht ſind.

Postscript. Es giebt einige Freundſchaften, die im Himmel beſchloſſen ſind und auf Erden vollzogen werden.

## 15. Ein Geſpenſt.

Auerbach.

Weiß wohl, daß du nicht mehr an Geſpenſter glaubſt, wie ich auch nicht. Es giebt aber ein Geſpenſt, das ich oft geſehen habe bei Leuten, die auf harten Bänken und bei Leuten, die auf weichen Polſtern ſitzen. Ich habe es am hellen Tag, bei der einſamen Öllampe und beim Scheine von hundert Wachskerzen geſehen. Du kennſt die Sage, daß, wenn jemand gewaltſam umgebracht worden iſt, ſein Geiſt als Geſpenſt umwandle. Viele Menſchen ſchlagen die Zeit gewaltſam tot durch Nichtsthun oder dadurch, daß ſie etwas treiben, was nicht viel mehr als Nichtsthun iſt, und da kommt dann das Geſpenſt der gemordeten Zeit, die Langeweile, und ſetzt ſich den Mördern, wo ſie ſind, auf den Nacken; es macht kein Geräuſch, es macht nur gähnen. — Willſt du das Geſpenſt von dir bannen, mußt du immer was Rechtes thun oder denken.

---

## 16. Du, Ihr, Sie.

Auerbach.

Das ſind drei verſchiedne Arten, wie die Menſchen einander anreden, und im Grunde genommen iſt es lächerlich; denn bei Lichte betrachtet, iſt ein Menſch nicht mehr wie der andere. Aber ſo geht's nun einmal. In den kleinſten Dingen, wo wir's kaum noch merken, ſteckt ein Stück hergebrachten Unſinns oder auch Sklaverei. Das läßt ſich ſo ſchnell nicht ändern, aber gut mag's ſein, wenn man einſtweilen darüber nachdenkt. Alſo, das Natürlichſte wäre, daß jeder den andern mit du anredete; ſagt man ja auch zu dem Vater unſer aller, zu Gott, ganz einfach du. Die Menſchen aber, die ſperren ſich gar gern von einander ab, und ſei's auch nur mit Redensarten. Bei den alten Völkern, bei den Juden, Griechen und Römern ſagte alles du zu einander. Heutigen Tages aber würden viele glauben, alle menſchliche Ordnung falle über den Haufen, wenn das bei uns ſo wäre, und doch iſt es nur Gewohnheit, weiter nichts.

Bei uns Deutſchen iſt das Du noch am häufigſten. Engländer und Franzoſen gebrauchen es nur äußerſt ſelten. In Spanien ſagen alle Granden, d. h. Adlige, friſchweg du zu einander, grade wie jeder regierende Fürſt einen andern Fürſten als Vetter anredet; ſie ſind aber auch meiſt verwandt mit einander. In Deutſchland haben wir eine beſondere Feierlichkeit, wenn zwei Menſchen anfangen ſich zu duzen; ſie iſt hauptſächlich

auf Univerſitäten gebräuchlich. Da ſtoßen zwei Jünglinge, die Brüderſchaft ſchließen, ihre Gläſer gegenſeitig an, kreuzen die Arme, trinken ſo die Gläſer aus bis auf den Grund, küſſen ſich und ſagen fortan du.

Das ſteht im allgemeinen feſt: jeder hat das Recht, ſo zu erwidern wie er angeredet wird. Wie du mir, ſo ich dir, tritt vor allem hiebei in Kraft. Wer mit du angeſprochen wird, erwidert mit du. Das iſt recht und billig. Das iſt auch eine Zierde des öffentlichen Gerichtsverfahrens, daß der Richter den Angeklagten manierlich anredet. Man hat ſelbſt bei dem Verbrecher kein Recht, ihn noch eine weitere Strafe — durch die barſche Anrede — treffen zu laſſen, ſondern nur die Strafe, die im Geſetze ſteht.

Es iſt allerdings ein Vorzug von uns Deutſchen, daß das Du bei uns noch gebräuchlicher iſt, es iſt herzlicher, inniger; da es aber nicht allgemein iſt, ſo dient es wieder nur dazu, um aberwitzige Unterſchiede zu machen. Eine weniger herzliche Anrede, die aber bei Hoch und Nieder gleich iſt, wäre beſſer. Man redet oft den einen mit Sie und den andern friſchweg mit du an, weil der eine einen guten und der andre einen ſchlechten Rock an hat. Iſt das nicht ſchmählich? Ich weiß wohl, es giebt viele Untergebene, die es wünſchen, mit dem traulichen Du angerufen zu werden. Gegen den freien Willen läßt ſich nichts ſagen, aber ohne daß er ausgeſprochen iſt, darf man ihn nicht vorausſetzen.

Dagegen giebt es auch Menſchen, die überaus höflich ſind, wo es gar nicht hingehört. Es kommt ein Mann etwas zu ſpät in die Kirche und er fragt ſeinen Nachbar: „Welches Lied wird geſungen?“ „Sie ſind ein Menſch“, iſt die Antwort. Der Verſpätete blättert hin und her und kann das Lied nicht finden. Der Nachbar nimmt ihm nun das Geſangbuch aus der Hand und ſagt: „Unter dem D müſſen Sie ſuchen.“ Er zeigt ihm nun das Lied, und es heißt: Du biſt ein Menſch u. ſ. w.

Man gebraucht ſehr häufig andre Redeweiſen als du, um einen Zaun um ſich zu ziehn, damit der andere einem nicht zu nahe komme, ſowohl in Beweiſen von Zutraulichkeit als auch in heftigen, feindſeligen Auftritten. Man kann in der Regel nicht ſo grob auf einen losfahren, wenn man Ihr oder Sie ſagt. Das ſetzt doch meiſt eine Scheidewand feſt.

Das Ihr iſt ſelten mehr gebräuchlich, außer auf Dörfern und in Stadtfamilien, die noch an alter Sitte hängen. Es iſt lächerlich, daß man einen einzigen Menſchen anredet, als ob er ein ganzes Dutzend wäre. Man ſagt vielleicht gerne Ihr zu dicken Menſchen, weil man mehrere daraus machen könnte, oder auch zu ſolchen älteren Leuten, die ſchon vielerlei durchgemacht und verſchiedene Perſonen vorgeſtellt haben, ſei es, daß ſie ſich in manchen Stellungen als gut bewährt haben, oder auch als ſchlimm. Es

giebt in der That Menſchen, die ſchon ein dutzenderlei Perſonen geweſen, freiſinnig und knechtiſch, ſittlich und liederlich u. ſ. w., da kann man gut Ihr ſagen.

Dagegen wird es auch noch meiſt als Zeichen der Hochachtung gebraucht, und in vielen Dörfern ſagen ſogar die Kinder zu Vater und Mutter Ihr und in manchen Städten Sie. Bei den Franzoſen und Engländern ſagt Alles Ihr zu einander, denn Wu und Ju (vous und you) heißt Ihr. Wir Deutſchen überſetzen es bloß mit Sie. Wenn einmal eine ehrerbietige Redensart gebraucht werden ſoll, ſo wäre das Ihr viel geſcheiter als das abgeſchmackte Sie. Da redet man einen einzigen Menſchen an, als ob es viele wären, die gar nicht zugegen ſind. Iſt das nicht die Krone aller Lächerlichkeit?

Wir Deutſchen haben aber noch eine ſchöne Redensart, die kein andres gebildetes Volk hat, ich meine das Er. Da will der Höherſtehende den niederer Geſtellten nicht einmal mit einem Worte berühren, er will ſich gar nicht mit ihm abgeben, er ſpricht zu ihm wie durch einen dritten, und das nennen viele Leute Bildung. —

---

## 17. Einige Sprichwörter.

Hebel.

### Einmal iſt keinmal.

Dies iſt das erlogenſte und ſchlimmſte unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein ſchlechter Rechenmeiſter oder ein boshafter. Einmal iſt wenigſtens einmal, und davon läßt ſich nichts abmarkten. Wer einmal geſtohlen hat, der kann ſein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen ſagen: Gottlob! ich habe mich nie an frembem Gut vergriffen; und wenn der Dieb erhaſcht und gehenkt wird, alsdann iſt einmal nicht keinmal. Aber das iſt noch nicht alles, ſondern man kann meiſtens mit Wahrheit ſagen: Einmal iſt zehnmal und hundert- und tauſendmal. Denn wer das Böſe einmal angefangen hat, der ſetzt es gemeiniglich auch fort. Wer A geſagt hat, der ſagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprüchwort ein, daß der Krug ſo lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

### Man muss mit den Wölfen heulen.

Das heiſst, wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muſs man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! Sondern erstlich: Du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem

Wege gehn. Zweitens: Wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen, wir ihr. Drittens: Wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so will der Hausfreund erlauben ein- oder zweimal mitzubellen, aber du sollst nicht mit ihnen beifsen und anderer Leute Schafe fressen; sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen erschossen.

**Frisch gewagt ist halb gewonnen.**

Daraus folgt: Frisch gewagt ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: Wagen gewinnt, wagen verliert. Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Überlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein mutiges A gesagt hat, ein besonnenes B und ein bescheidenes C. Aber soviel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Mut zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst und fängst nie an, oder du hast schon angefangen und es reut dich wieder und willst, wie man sagt, auf dem trocknen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht" gewagt ganz verloren.

**Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.**

Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen: Es haben viele fleifsige Hände viele Tage so lang' vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet und nicht abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturm stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

**Ende gut, alles gut.**

Das ist nicht so zu verstehn: wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich dreihundert vier und sechzig Tage lang bengelhaft auf und am 31. Dezember werde manierlich. Sondern es giebt Leute, die manierlich sein können bis ans Ende, und wenn's nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die andern denken's auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es giebt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Z. B. du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt

verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund; — oder du bist in der Lehre und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthause, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brot nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das Ende, daß alles gut war.

**Wo nichts ist, kommt nichts hin.**

Nun kommen zwei Sprichwörter und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: Wonichtsist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einer kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zuteil worden war, zu Rat und vermehrte es nach und nach durch eigene Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

---

## 18. Über die Zeit.

**Jean Paul.**

Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht, denn aus Zeit besteht das Leben. Wie viel mehr Zeit, als nötig ist, verschwenden wir nicht durch den Schlaf und vergessen immer, daß ein schlafender Fuchse kein Huhn fängt! Wenn die Zeit von allen Dingen das kostbarste ist, so ist das Zeitverderben die allerschändlichste Verschwendung; denn verlorene Zeit findet man niemals wieder, und was wir nennen „Zeit genug", heißt verdolmetscht „zu wenig Zeit". So lasset uns denn früh auf sein und arbeiten, was wir zu thun haben, so werden wir mehr thun und alles besser machen.

---

## 19. Ein Morgen in der Schreibstube eines Hamburger Kaufmanns.

**(Ein junger Schriftsteller hat einen Empfehlungsbrief an ein grosses Handelshaus und benützt ihn, um sich eine Summe Geldes zu seiner Weiterreise zu verschaffen. Er erzählt:)**

Halt! hier auf dem Hopfenmarkt mufs ich einen Augenblick stehn bleiben: — jener kurze, dicke Mann im blauen Oberrock, mit dem schlichtgekämmten, braunen Haar und dem fleischigen Gesicht hat sich ein Gericht Fische gekauft, schickt einen Arbeitsmann damit ab und setzt seinen Weg weiter fort. Beide Hände auf dem Rücken, das Auge an den Boden geheftet, geht er leise brummend in die Deichstrafse hinein. Ohne dafs er irgend eine Notiz von mir nimmt, schreiten wir neben einander hin und stehn vor demselben Hause still. Da fährt der Kurze endlich aus seinem Nachdenken auf, sieht mich grofs an und fragt mit gezogenem Tone: „Wollen Sie hier im Hause jemand sprechen?“

Verdrieflslich, dafs ein solches Männchen es wage, mich ohne weitere Umstände anzureden, entgegnete ich in ziemlich hochtrabender Weise: „Ich habe ein Geschäft mit dem Hause Mohrfeld.“

Der Kurze lächelte einen Augenblick und sagte dann ziemlich ernst: „Ich bin Mohrfeld.“

Wie? Und von diesem Manne, der seine Fische selbst einkaufte und in einem abgeschabten Oberrock einherging, sollte mir Hülfe kommen? — Aber es war der einzige Hoffnungsanker, wonach ich greifen konnte, ich rifs also blitzschnell den Hut herunter und sagte mit so einnehmendem Wesen als möglich: „Verzeihen Sie! ich hatte bis jetzt nicht die Ehre — ich habe —“ hier zog ich die Brieftasche — „ein Schreiben zu überreichen.“

Herr Mohrfeld unterbrach mich: „Jetzt nicht, nachher werde ich Sie sprechen im Comptoir, Sie müssen aber ein wenig warten. Kommen Sie!“ — Er trat in das Haus, und ich hinter ihm drein. Auf der grofsen Vordiele war ein reges Leben, zwei grofse Wagschalen hingen von der Decke herab, mehrere Arbeitsleute schleppten Kaffeesäcke heran, die sämtlich gewogen wurden, ein Commis stand mit einer Schreibtafel dabei. Herr Mohrfeld sah eine Weile schweigend zu und wollte weiter gehn, als einer der Leute seinen Sack etwas unsanft zu Boden warf, so dafs dieser platzte und die Bohnen weit umherflogen. „Was ist das für eine liederliche Wirtschaft!“ fuhr der Herr grimmig auf; dann aber bückte er sich und half emsig, die zerstreuten Bohnen aufsammeln, wobei er in Zwischenräumen folgendes sprach: „Sammelt mir hübsch alles auf und steckt es wieder

in den Sack hinein — dann soll die schadhafte Stelle ausgebessert werden. — Sie, Herr Möller," hierbei sah er den Commis an, — „werden den Sack besonders nachwiegen lassen, und wenn etwas an dem Gewicht fehlt, berechnen Sie's und schreiben Sie es dem unvorsichtigen Menschen zur Last, es soll ihm am Wochenlohn abgezogen werden."

„Das ist doch hart," meinte jener, „so ein paar Bohnen" — „Paar Bohnen?" entgegnete der Kaufmann, „wer das Kleine nicht ehrt, ist des Grofsen nicht wert; aus acht und vierzig Schillingen besteht ein Thaler, und zu einem guten Weinjahr gehören viele warme Tage. Also nicht der Mühe wert? Unachtsamkeit ist ein grofser Fehler und der Ruin eines ordentlichen Geschäfts. Herr Möller, sobald der Mann noch eine einzige, wenn auch die kleinste Unachtsamkeit begeht, lohnen Sie ihn auf der Stelle ab, ich mache Sie verantwortlich."

„Grofser Gott!" dachte ich, „um eine Handvoll Kaffeebohnen will er einen Mann aufser Brot setzen, wie hart, wie grausam! Wie wird es mir ergehn!"

Der Kaufmann schritt vollends die Diele entlang und trat in sein Comptoir. Ich folgte.

Welch ein Anblick! Ein langer, ziemlich finsterer Saal, in welchem Pult an Pult stand, hinter jedem derselben ein emsig schreibender oder rechnender Mensch, ich zählte deren dreifsig; in einem Nebensaale safsen auch noch mehrere. Unfern der Thüre hatte ein ziemlich bejahrter Mann hinter einem Zahltische Platz genommen, neben und hinter ihm standen mehrere eiserne Kisten. — Ich that einen tiefen Seufzer.

„Nun, Herr Karsten!" redete der Prinzipal bei seinem Eintritt den Kassierer an, „was giebt's Neues?"

„Wenig!" entgegnete dieser ruhig. „Mehrere Anfragen sind eingelaufen, können aber nicht berücksichtigt werden. In Livorno haben wir nichts, auf Genua und Venedig können wir um des eigenen Bedarfs willen nichts abgeben, zwei unserer Schiffe laden auf dort. Zwei Wechsel auf New-York und einen auf Havanna, die auch begehrt wurden, habe ich angewiesen. Können Sie Kopenhagener und schwedische Papiere zu einem annehmlichen Kurse brauchen?"

„Nein, es soll so wenig Geld als möglich in Papiere gesteckt werden, ich brauche nächstens einen bedeutenden baren Vorrat; merken Sie sich das!"

Er ging weiter, stand aber bald darauf vor einem Pulte still. „Sind die Güter gestern an Bord der Artemisia gekommen, Herr Köhler?" fragte er hingeworfen. „Ist die Versicherung für meinen Pfeil besorgt, und hat Kapitain Heysen seine Papiere bekommen?"

„Es ist alles besorgt!“ war die Antwort. „Hier sind die Frachtbriefe, hier der Versicherungsvertrag und hier der Empfangsschein des Kapitains.“ „Gut. Ich bin mit Ihrer Pünktlichkeit zufrieden. Fahren Sie fort: Ordnung ist die Seele des Geschäfts. Nehmen Sie sich aber mit dem Streusand inacht; es ist ein widerlicher Anblick, wenn er so umherliegt, wie auf Ihrem Pulte.“ —

Herr Mohrfeld war an seinen Platz gekommen, den eine Schranke von dem Saale schied; er deutete mit der Hand auf mich und auf einen Stuhl und wendete darauf seine Aufmerksamkeit einer Menge von Briefen zu, die seiner Ankunft harrten.

Eine tiefe Stille herrschte, die nur durch das eintönige Gekritzel der Federn unterbrochen wurde; kein lautes Wort wurde vernommen, und selten hörte man hier und da ein unterdrücktes Zischeln. Von mir nahm kein Mensch Notiz, keine Frage ward an mich gerichtet, ja nicht einmal ein neugieriges Auge ruhte auf mir.

Der Kaufmann hatte die Durchsicht der Briefe beendet und rief mehrere junge Männer herbei und beauftragte sie mit Beantwortung derselben; um 1 Uhr mufste alles zur Unterschrift fertig sein. „Sie, Herr Becker, müssen sich vorsehen, damit Sie in den französischen Briefen nicht wieder, wie neulich, Fehler einschleichen lassen. Sie arbeiten zu schnell, zu flüchtig; nehmen Sie Herrn Horst zum Muster, seine englische Korrespondenz ist eine Musterkorrespondenz. Uebrigens merke ich bei Ihnen allen seit kurzem eine Neuerung, die nichts taugt. Sie brauchen mitunter drei Zeilen, wo drei Worte ausreichen. Unterlassen Sie das. Dergleichen Wortprunk ist überall eine Narrheit, bei einem Kaufmann doppelt.“

Jetzt wandte sich Herr Mohrfeld zu mir und sagte ziemlich kurz: „Nun, mein Herr, an unser Geschäft!“

„Zu Befehl!“ stotterte ich und überreichte ihm meinen Brief; aber noch hatte er denselben nicht geöffnet, als wir durch einen dritten unterbrochen wurden.

„Sieh da! guten Morgen, Herr Kapitain Heysen!“ rief der Kaufmann lebhaft. „Sie kommen wahrscheinlich, um Abschied zu nehmen? Reisen Sie glücklich und bringen Sie sich und Ihre Mannschaft gesund zurück, geben Sie mir auf Schiff und Ladung wohl acht! Ihrer Frau sagen Sie, dafs sie sich in vorkommenden Fällen nur dreist an mich wenden soll. — Wenn Sie einigermafsen gute Gelegenheit haben und sie geschickt zu benutzen verstehn, sind Sie vor Weihnachten wieder hier. — Nun, adieu, Kapitain, Sie haben“ — hier warf er einen Blick auf den Kalender — „keine Zeit zu verlieren, es ist Hochwasser, das Schiff löst die Taue. — Glückliche Reise!“

Der Kapitain beurlaubte sich, und ein anderer Mann nahm

seinen Platz ein. „Guten Morgen Herr Flügge! Was bringen Sie mir?“ fragte der Kaufmann. „Mit dem letzten Holzkauf war ich wohl zufrieden. Wenn Sie mich wieder so bedienen können, bin ich bereit, ein ähnliches Quantum zu kaufen, wie vor vier Wochen, wohl auch mehr! — Meine Schiffe müssen zu thun haben, es liegen schon wieder drei müfsig. Sobald der neue Vorrat da ist, melden Sie mir ihn an. Adieu!“ „Ich bitte um Verzeihung, mein Herr!“ (dies galt nämlich mir) „dafs ich Sie so lange warten lasse, aber die laufenden Geschäfte gehn vor. — Guten Tag, Lotse! Schon wieder da? Ist meine Hoffnung glücklich in See gegangen?“

„Alles nach Wunsch, Herr Mohrfeld!“ erwiderte der Angeredete, ein robuster Elblotse, „das Schiff ist ein Schnellsegler und fürchtet eine frische Brise nicht. Hier ist der Brief des Kapitains, aber ich mufs heute noch wo anders an Bord; kann ich vielleicht mein Lotsengeld gleich mitnehmen?“

„Versteht sich, Lotse, und für die rasche, glückliche Fahrt noch 10 Thaler obendrein. Geh' Er nur zu meinem Kassierer, der wird Ihm alles geben.“

Der Lotse zog sich zurück und machte einem Manne Platz, der hart an die Schranke trat. „Herr Mohrfeld,“ begann er ohne weitere Umstände, „Ihre Fortuna ist ganz fertig und kann jeden Augenblick von Stapel gelassen werden, ich wollte fragen, welche Zeit Sie dazu bestimmen?“

„Montag Morgen, Herr Reich!“ entgegnete der Kaufmann äufserst freundlich. „Ich bin recht zufrieden mit Ihnen, Sie haben mich prompt und gut bedient. Nun, jungen Anfängern soll man forthelfen, ich werde bei Ihnen den Kiel zu einer neuen Fregatte legen lassen, versuchen Sie sich einmal daran. Ich ging gestern an Ihrer Werft vorbei, es geht da recht arbeitslustig und ordentlich zu; fahren Sie fort! Also, wie gesagt, Montag Morgen! Adieu! — Wer ist Sie?“

Mit dieser Frage wandte er sich an eine ärmlich gekleidete Frau, die mit rotgeweinten Augen und abgehärmten Wangen dastand. Auf die fast barsche Anrede des Herrn fuhr sie ängstlich auf und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bin die Bodmer, deren Mann das Unglück gehabt hat, auf dem Speicher auszugleiten und das Bein zu brechen.“ „Schlimm, sehr schlimm, der Bodmer thut mir leid, er war ein ordentlicher Mann, der stets seine Schuldigkeit that; mein Doktor ist doch gekommen? — Was sagt er?“ „Er hat die beste Hoffnung, meinen Mann am Leben zu erhalten, aber langweilig wird es werden, und wer weifs, ob der arme Mann je wieder zur Arbeit tüchtig wird? Was sollen wir armen Leute dann mit uns und unsern fünf Kindern anfangen?“

„Auf den Mann vertrauen, in dessen Dienst euch dies Unglück betroffen hat," entgegnete Mohrfeld gutmütig. „Was der Kranke an Wein und kräftigen Lebensmitteln bedürfen wird, soll aus meiner Küche hinbesorgt werden, den Wochenlohn hol' Sie regelmäfsig Sonnabends ab. Nun gehe Sie nach Hause und grüfse Sie ihren Mann von mir, ich will ihn nächstens besuchen."

Die Frau schied mit stummen Thränen des Dankes, und der Kaufmann überflog jetzt den ihm von mir überreichten Brief. Ich verliefs meinen Stuhl und nahm die gehörige Positur an.

„Ihr Brief trägt ein sehr altes Datum," redete er mich plötzlich an, „ich habe schon längst gewufst, dafs dies Schreiben unterwegs war. Ihre beschränkte Zeit hat vermutlich einen früheren Besuch verhindert?"

Ich stotterte eine Entschuldigung hervor, dafs ich es nämlich nicht gewagt, einen so thätigen Geschäftsmann zu stören, und dafs ich auch jetzt nur im höchsten Notfalle — —

Er liefs mich jetzt nicht ausreden. „Sie sind mir übrigens sehr dringend empfohlen. Wenn ich etwas für Sie thun kann, so sprechen Sie frei; Fremde haben oft dies oder jenes Anliegen."

Jetzt war es Zeit, von der tiefen Ebbe meiner Börse zu reden, aber — o der falschen Scham! — die Worte wollten mir nicht über die Zunge.

„Also nicht?" fuhr jener fort, „nun ein andermal. Kommen Sie doch Sonntag in meinen Garten vor dem Dammthor und essen Sie einen Löffel Suppe mit mir. Der Geschäftsmann ist an den Wochentagen mit seiner Zeit sehr beschränkt und kann der blofsen Unterhaltung nur wenig Zeit widmen."

Da hatte ich meine Abfertigung! Und doch konnte ich nicht ohne Geld fort; denn ich safs völlig auf dem Trocknen und mufste reisen. In diesem Augenblick war ein Commis mein Retter, der sich zwischen mich und die Schranke schob, um dem Prinzipal einen Brief zu überreichen, den eine Stafette gebracht hatte. Alsobald ward das Schreiben erbrochen und gelesen. Es mufste eine sehr freudige Nachricht sein, denn ein behagliches Lächeln spielte um die Lippen des Kaufmanns. Aber plötzlich, als hätte er sich auf einer Schwäche ertappt, verschwand dieses wieder, und er legte mit gewohnter Ruhe den Brief wieder bei Seite; dabei fiel sein Blick auf mich. „Noch etwas zu Befehl, mein Herr?"

Jetzt mufste ich reden, es mochte kosten was es wollte. Ich trat dicht an die Schranke, neigte meine Lippen an die Ohren des Kaufmanns und strömte einen Schwall von Worten aus, unter denen ich das Wort „Geldverlegenheit" am meisten betonte; an eine zierliche Konstruktion war übrigens bei dieser langen Periode nicht zu denken.

Der Kaufmann sah mich mit einem seltsamen Blick an; dann nahm er das überbrachte Schreiben, las es noch einmal aufmerksam durch, schrieb einige Zeilen darunter und überbrachte es mir: „Hier, mein Herr! haben Sie die Güte, diese Zeilen meinem Kassierer zu präsentieren. Sonntag rechne ich also darauf, Sie an meinem Tisch zu sehen, für jetzt entschuldigen Sie mich gefälligst!“

Ich verbeugte mich stumm und stand bald darauf vor dem Manne, der von eisernen Kisten umgeben war. Er nahm mein Schreiben in die Hand und sagte: „Sie haben hierauf 100 Mark Courant zu empfangen; wollen Sie gefälligst quittieren? Hier ist Ihr Geld!“

---

## 20. Aus dem Leben von Joachim Nettelbeck.

Joachim Nettelbeck aus Colberg in Pommern war nicht nur ein tüchtiger Seemann, sondern auch ein gar wackerer Bürger, der seiner Vaterstadt durch seine uneigennützige Treue und seinen entschlossenen Mut manche wichtige Dienste geleistet hat.

### 1. Der brennende Turm.

„Sobald ich habe lallen können,“ erzählt er uns selbst, „stand auch mein Sinn darauf, ein Schiffer zu werden. Mein Hang dazu trieb mich so gewaltig, daß ich aus jedem Holzspan, aus jedem Stückchen Baumrinde, das mir in die Hände fiel, kleine Schiffchen schnitzelte, sie mit Segeln von Federn oder Papier ausrüstete und damit auf Rinnsteinen und Teichen oder auf der Persante, einem Fluß bei Colberg, hantierte.

„Zu oft hatte ich gehört, daß ein Seemann vor allen Dingen lernen müsse, gut klettern, um die Masten bei Tag und Nacht zu besteigen, als daß ich nicht hätte begierig werden sollen, mich darin bei Zeiten zu üben. Hiezu fand sich eine erwünschte Gelegenheit durch die nähere Bekanntschaft mit dem Sohn des damaligen Glöckners. — Er war in meinen Jahren und wollte auch ein Schiffer werden. Mit diesem machte ich mich außer der Schulzeit auf den Boden der großen Kirche in das Sparrenwerk und die Balkenverbindungen bis hoch unter das kupferne Dach hinauf. Hier stiegen und krochen wir überall herum, daß wir uns in der gewaltigen Verzimmerung dieses großen Gebäudes oftmals dergestalt verirrten, daß einer vom andern nichts wußte. Kamen wir dann wieder zusammen, so konnten wir nicht genug erzählen, wo wir gewesen waren und was wir gesehen hatten.“

„Bald ging es nun zu einem Wagstück weiter. Auch in die Spitze

des Turmes krochen wir in dem inwendigen Holzverbande hinauf, so hoch, bis wir uns in dem beengten Raum nicht weiter rühren konnten."

Und gerade diese Gewandtheit und Ortskenntnis, die sich Nettelbeck im harmlosen und mutigen Knabenspiel hier erworben hatte, kam ihm als Mann gut zu statten und setzte ihn in den Stand, seiner Vaterstadt einen wichtigen Dienst zu thun.

„Am 28. April 1777," so berichtet er, „stand ich hier in Colberg etwa um die Mittagszeit am Fenster, als plötzlich ein ganz erschrecklicher Donnerschlag geschah; im nämlichen Augenblick auch stürzte der Kaufmann, Herr S., welcher schräg gegenüber wohnte, aus seinem Hause hervor, schlug die Hände überm Kopfe zusammen, schrie aus Leibeskräften und richtete dabei den Blick immer nach dem Kirchturm empor, den er jenseits wahrnehmen konnte. Ich ahnte Unheil, lief also stracks hinüber, mußte aber lange auf ihn einreden, bevor ich von ihm herauskriegte: „Mein Gott! unsere arme Stadt! — Sehen Sie denn nicht? Der Turm brennt ja lichterloh!" — So war es denn auch wirklich. Die helle Flamme sprühte bei der Wetterstange, gleich einem feurigen Springbrunnen, empor; aus den Schallöchern sprühten die Funken umher wie Schneeflocken und flogen bereits bis in die Dammstraße hinüber.

Ich, herzlich erschrocken, rannte nach der Kirche und die Turmtreppe hinan. Im Hinaufsteigen überdachte ich mir's, wie groß das Unglück werden könne und müsse, da wohl schwerlich jemand sich's unternehmen werde, bis in die höchste Spitze hinanzuklimmen, wo er in den finstern Winkeln nicht einmal so bekannt sei als ich, der ich sie in meiner Jugend vielfältig und oft mit Lebensgefahr durchkrochen hatte. Also nur frisch drauf und dran; rief eine Stimme in mir, du weißt ja hier Bescheid!

In der That wußte ich auch, daß droben auf dem Glockenboden stets Wasser und Löscheimer bereit stunden; aber an einer Handspritze, die hier besonders not thun würde, konnt' es leichtlich fehlen. Dies erwägend, machte ich auf der Stelle rechtsum, drängte mich mit Mühe neben den vielen Menschen vorüber, die alle nach oben hinauf wollten, flog gleich ins erste nächste Haus und rief um eine Spritze, die aber hier, wie auch im zweiten Haus, nicht zu finden war und meiner steigenden Ungeduld erst im dritten gereicht wurde.

Jetzt wieder (die Angst und der Eifer gaben mir Flügel) zum Turm hinauf! In der sogenannten Kunstpfeiferstube, die dicht unter der Spitze ist, fand ich bereits mehrere Maurer und Zimmerleute, mit ihren Meistern an der Spitze, die indes alle nicht recht zu wissen schienen, was hier zu thun oder zu lassen sei. „Liebe Leute," sprach ich, indem ich unter sie trat,

„hier ist freilich nichts zu beginnen; wir müssen höher hinauf nach oben; folgt mir!“ — „Leicht gesagt, aber schwer gethan,“ antwortete mir der Zimmermeister. — „Wir haben es schon versucht, aber es geht nicht. Sobald wir die Fallthüre über uns heben, fällt ein dichter Regen von Flammen und glühenden Kohlen hernieder und setzt auch hier die Zimmerung in Brand.“ Das war freilich eine schlimme Nachricht! „Ei, es muß schon etwas drum gewagt sein!“ rief ich endlich, — „ich will hinan; helft mir durch die Lücke. Ich will sehen, was ich thun kann!“ — Sie öffneten mir die Fallthüre, ich stieg hinauf, ließ mir einen Eimer voll Wasser und die Handspritze reichen, und — „nun die Lücke hinter mir zu, damit das Feuer keinen Zug bekommt!“ befahl ich; und indem sie dies thaten, sah ich zu, was oben passierte. Eine Menge Feuerkohlen prasselte nieder, so daß ich mir den Kopf mit dem Wasser aus meinem Eimer anfeuchten mußte, um nicht aus meinen Haaren ein Feuerwerk zu machen. Um zugleich die Hände frei zu bekommen, schnitt ich ein Loch vorn in den Rock, durch welches ich die Spritze steckte; den Bügel des Eimers nahm ich in den Mund und zwischen die Zähne, und so ward denn die fernere Reise angetreten.

Die Turmspitze ist inwendig mit unzähligen Holzriegeln verbunden, die mir zur Leiter dienen mußten. Allein wohin ich griff, um mir empor zu helfen, da fand ich alles voll glühender Kohlen; nur hatte ich nicht Zeit, an den Schmerz zu denken, oder machte mich gegen ihn fühllos, indem ich Kopf und Hände zum öftern wieder anfeuchtete. Mit alle dem hatte ich mich endlich so hoch verstiegen, daß mir in der engen Verzimmerung kein Raum mehr blieb, mich noch weiter hindurch zu winden, und hier sah ich denn den rechten Mittelpunkt des Feuers annoch 8 oder 10 Fuß über mir zischen und sprühen.

Jetzt klemmte ich den Wassereimer zwischen die Sparren fest, zog meine Spritze daraus voll und richtete sie getrost gegen jenen Feuerkern, wo das Löschen und Ersticken am nothwendigsten schien. Nur beging ich die Unvorsichtigkeit, dabei unverrückt in die Höhe zu schauen, weil ich auch die Wirksamkeit meines Wasserstrahls beobachten wollte; darüber bekam ich die ganze Bescherung von Wasser, Feuer und Kohlen so prasselnd ins Angesicht zurück, daß mir Hören und Sehen verging, bis ich, sobald ich mich wieder ein wenig besonnen hatte, das Ding geschickter anfing und bei den zwei oder drei nächsten Handhabungen meiner Spritze die Augen fein abwärts kehrte. Auch hatte ich die Freude, daß sich bei jedem Zug das Feuer merklich verminderte.

Nun aber war auch der Eimer geleert. Neue Verlegenheit! Denn das leuchtete mir allerdings wohl ein, daß, wenn ich hinabstiege, weder ich

noch sonst ein Mensch hier je wieder nach oben gelangte. Ich schrie indes aus Leibeskräften: „Wasser, Wasser her!“ — bis der vorbenannte Zimmermann die Fallthüre aufschob und mir zurief: „Wasser ist hier; aber wie bekommst du es nach oben hinauf?“ — „Nur bis über den Glockenstuhl schafft mir's; da will ich mir's selber langen,“ — war meine Antwort; und so geschah es auch. Jene wagten sich höher, und ich kletterte ihnen von Zeit zu Zeit entgegen, um die vollen Wassereimer in Empfang zu nehmen, von denen ich denn auch so fleißigen Gebrauch machte, indem ich den Brand tapfer kanonierte, daß ich endlich das Glück hatte, ihn zu überwältigen und völlig zu löschen. Wo es aber noch irgend zu glimmen schien, da kratzte ich mit meinen Händen die Kohlen herunter, so weit ich irgend reichen konnte.

Jetzt erst, da es hier nichts mehr für mich zu thun gab, gewann ich Zeit, an mich selbst zu denken. Ich spürte, wie mir mit jeder Minute übler und immer übler zu Mute ward; denn das zurückspritzende Wasser hatte mich bis auf die Haut durchnäßt, und zugleich war eine Hitze im Turme, die je länger je unausstehlicher wurde. Zwar eilte ich nun hinunter; aber indem ich gegen die Schalllöcher kam, gab es einen so schneidenden Luftzug, daß mir plötzlich die Sinne vergingen. Auch weiß ich nicht, ob ich auf meinen eigenen Füßen Gottes Erdboden erreicht, oder ob mich die Leute hinabgetragen haben.

Als ich mich wieder besann, lag ich auf dem Kirchhof, und mir zur Seite standen Chirurgen, die mir an beiden Armen eine Ader geöffnet hatten. Außerdem gab es noch einen dichten Haufen von Menschen um mich her, welche von Teilnahme oder Neugierde herbeigeführt sein mochten. Mit meinem wiederkehrenden Bewußtsein begann ich aber nun auch erst meine Schmerzen zu fühlen. Meine Hände waren überall verletzt, die Haare auf dem Kopf zum Teil abgesengt, der Kopf selbst wund und voller Brandblasen, wo denn auch in der Folge nie wieder Haare gewachsen sind. Nicht minder sind mir die beiden äußersten Finger an der rechten Hand, die vom Feuer am meisten gelitten hatten, bis auf die Stunde krumm geblieben, und so werde ich sie auch wohl mit in mein Grab nehmen müssen.

## 2. Die Probe.

Wie ein Mann, der von Jugend auf seine Gedanken darauf gerichtet hat, etwas Tüchtiges zu lernen und zu werden, sich auch in der Versuchung fest und standhaft zu halten weiß, beweist folgender Zug aus dem Leben desselben wackeren Schiffers. Er lag einmal mit seinem Schiff im Hafen von Lissabon und wartete auf eine Ladung für dasselbe. Ein

portugiesischer Kaufmann, so erzählt er, traf mich in Begleitung eines deutschen Handlungsdieners auf der Börse an und bat mich höflichst, zu Mittag sein Gast zu sein; nach Verlauf der Börsenzeit werde er mir einen Wink geben, mit ihm zu gehn. Ich sagte zu und hatte den Ehrenmann im Gewühl kaum aus den Augen verloren, als mehrere Schiffskapitäne von meiner Bekanntschaft, die das mit angesehen hatten, mich mit Fragen bestürmten, ob dieser Mann mir etwa bekannter sei als ihnen allen, die er gleichwohl, wie mich, zu Tische geladen habe. Ich mußte das schlechterdings verneinen und war gleich ihnen über seinen Einfall einigermaßen verwundert.

Das hinderte jedoch nicht, daß wir nach geendigter Börsenstunde zusammengerufen wurden. Es waren unser neun Schiffskapitäne im buntesten Gemisch, wie die Männer in der Pfingstepistel — Dänen, Hamburger, Lübecker, Schweden, Schwedisch-Pommern und Danziger. Auch fanden wir, als wir im Hause unseres Gastgebers anlangten, dort bereits mehrere Kaufleute versammelt und ein schmackhaftes Mahl bereitet, wobei zugleich tapfer getrunken wurde; denn unser Wirt verstand die Kunst des Zunötigens aus dem Grunde; und so artete es nach aufgehobener Tafel bald in ein wildes Gelage aus, wo weder Maß noch Anstand mehr beobachtet wurde. Bei mir, der ich genau das Maß kannte, welches ich nicht überschreiten durfte, um bei Verstand und Ehren zu bleiben, ging jedoch bald jedes gute wie jedes böse Wort des Gastgebers verloren. „Basta! und keinen Tropfen mehr!“ war und blieb mein letzter Trumpf, der endlich auch gelten mußte. Weniger gut kamen die übrigen Herren weg, die sich dergestalt übernahmen, daß sie zuletzt samt und sonders unter den Tisch sanken. Ich meines Teils hatte mich inzwischen mit den anwesenden Kaufleuten unterhalten, bis ich, des wüsten Anblicks satt und müde, mich empfahl und mich an Bord meines Schiffes begab.

Gleichwohl rieb ich mir am andern Morgen etwas verdutzt die Augen aus, als ich unsern gestrigen Wirt in Begleitung jener Kaufleute, welche Teilnehmer des Gelages gewesen waren, bei mir eintreten sah. Sie schüttelten mir treuherzig die Hand und eröffneten mir lachend, das gestrige Trinkfest sei absichtlich von ihnen angestellt worden, um sich unter uns neunen den rechten Mann auszusuchen, dem sie als dem solidesten und besonnensten eine Ladung von Wert anvertrauen könnten. Einstimmig sei ihre Wahl auf mich gefallen; und so frügen sie mich, ob es mir anstünde, eine volle Ladung Thee nach Amsterdam zu übernehmen. — Leicht kann man denken, daß ich nicht nein sagte, und die Ladung wurde von mir um ein Frachtgeld von 35,000 Thalern übernommen.

### 3. Geistesgegenwart bei einer Meuterei seiner Schiffsleute.

Von jetzt an gab es nichts als widrige Winde, die uns volle 14 Tage hindurch nötigten, in der Nordsee umherzukreuzen. Was aber meinen Unmut noch höher steigerte, war der dünkelvolle und widerspenstige Sinn meines Schiffsvolkes, der sich je länger je ungescheuter offenbarte. Kam es zu verdienten Verweisen und Ermahnungen, so hieß es immer: „Pah! Wir sind Hamburger und keine Preußen! Wir kennen unsere Gesetze und Rechte, und so muß man uns nicht kommen!“ — Was mich jedoch am meisten verschnupfte, war eine gegen allen Seemannsbrauch streitende Gewohnheit, die sie unter sich und gegen meinen Willen in Gang zu bringen suchten. Sie lagen nämlich bei Tag und Nacht über ihren Thee- und Kaffeekesseln; und so oft ich in die Kombüse (Schiffsküche) sah, hingen oder standen 8 oder 10 solcher Maschinen bei einem Feuer, woran man vielleicht einen Ochsen hätte braten können, ein Unwesen, wobei nicht nur unser Kohlenvorrat unnütz verschwendet, sondern auch dem Schiffe die beständige Gefahr eines Unglücks durch verwahrlostes Feuer bereitet wurde.

Als mir dieser Unfug endlich zu arg ward, that ich ihnen ernstliche Vorhaltung, daß dies gegen alle gute Ordnung streite und fortan abgestellt bleiben müsse. Es solle dagegen mein eigener großer Kessel fortwährend am Feuer stehn, und was ich selbst nicht gebrauchte, möchten sie nehmen und unter sich einteilen. Allein auch das war in den Wind geredet, und mit dem Thee- und Kaffee-Gesöff blieb es beim alten. Fast gewann es sogar den Anschein, als ob man Lust habe, sich um meine Gebote und Anordnungen gar nicht mehr zu kümmern. Wie mir dieser bewiesene Trotz im Herzen kochte und sprudelte, wird man sich leichtlich vorstellen können.

Eines Abends nach Endigung des Gebets befahl ich der Mannschaft, noch etwas stille sitzen zu bleiben, weil ich ihnen etwas vorzustellen hätte; und mit ebenso viel Ernst als Güte deutete ich ihnen meinen festen Willen an, daß das Kunkeln mit den vielen Theekesseln von Stund an ein Ende haben solle. Sie hingegen pochten unter Lärm und Geschrei nach gewohnter Weise, daß sie Hamburger wären und keine Preußen und sich ihr Recht nicht nehmen lassen würden. Ich hielt jedoch an mich und sagte mit möglichster Ruhe: „Ihr wißt nun meinen Willen, und das ist genug!“

Am nächsten Morgen um 8 Uhr stieg ich meiner Gewohnheit gemäß in den Mastkorb, mich umzusehen. Indem ich dabei meine Blicke zufällig nach unten richtete, nahm ich wahr, daß mein ganzes Volk, den Bootsmann und den Koch an der Spitze, wie verabredet, in einer Reihe und jeder seinen Theekessel in der Hand, von hinten nach der vorderen Luke zuschritten,

um ſich im Raume mit friſchem Waſſer zu verſehen. Dies ſehen und mich am nächſten beſten Tau an den Händen hinunterlaſſen, war das Werk eines Augenblicks. Glücklich gelangte ich ſo aufs Verdeck, bevor ſie noch die Luke erreichten; und mit feſter Stimme rief ich: „Was iſt das? Was ſoll das?“ indem ich ſogleich dem Bootsmanne wie dem Koche die Theekeſſel aus den Händen riß und weit hinaus über Bord ins Meer ſchleuderte.

Hui, das hieß in ein Wespenneſt geſtochen! Die Kerle ſchloſſen einen dichten Kreis um mich her und ſchrieen wie unſinnig: „Schlagt zu! Schlagt zu!“ — Doch keiner hatte das Herz, der erſte zu ſein. Dieſe bemerkte Unſchlüſſigkeit gab mir Zeit und Raum, mit der größten Behendigkeit mich durch ſie hindurch zu winden und mit ſtarken Schritten nach meiner Kajüte zu eilen; wiewohl alſobald auch der helle Haufen mit einem fürchterlichen: „Halt auf! Schlag zu! Halt feſt!“ mich auf dem Fuße dahin verfolgte. Doch gelang mir's, die Kajütenthür hinter mir zuzuſchlagen und den Riegel von innen vorzuſchieben.

In der That war nun meine Lage bedenklich genug, und ich durfte von den erhitzten Meuterern leicht das Ärgſte erwarten; denn mein Leben ſowohl als die Erhaltung des Schiffes ſtanden hier auf dem Spiele. Sinnend und in ſtürmiſcher Bewegung ging ich in der Kajüte mit großen Schritten auf und nieder, um über irgend eine durchgreifende Maßregel zu meiner Rettung mit mir einig zu werden. Ich erinnerte mich endlich, daß ich einige Reiſen früherhin in Hamburg einen Abdruck des dort geltenden Schiffs- und Seerechts gekauft und bei mir an Bord hatte; ſowie daß ich dasſelbe zum öftern durchblättert und mir mehrere Punkte angeſtrichen hatte, worüber Volk und Schiffer am leichteſten und gewöhnlichſten mit einander zu zerfallen pflegen, falls ich irgend einmal in einen ähnlichen Zwiſt geraten ſollte.

Ungeſäumt holte ich dies Buch aus ſeinem Winkel hervor, ſchlug den geſuchten Artikel nach und fand folgendes verzeichnet:

„Einem Schiffer ſteht frei, ſeine Leute zu züchtigen, und es darf „keine Gegenwehr geſchehen. Sollte aber ein Schiffsmann ſich unterſtehn, „ſeinen Schiffer zu ſchlagen oder ſonſt zu mißhandeln, ſo wartet ſeiner „der Galgen, nach Hamburger Recht. — Ebenſo nach engliſchem und „holländiſchem Seerecht. — Nach däniſchen und ſchwediſchen Geſetzen wird „der Verbrecher mit der Hand an den Galgen genagelt, um 6 Stunden „daran zu ſtehn, bis ihm das Meſſer, womit er angenagelt iſt, wieder „herausgezogen worden. — Nach preußiſchem Seerecht wird er 6 Monate „in Eiſen an die Karre geſchmiedet.“

Ich zeichnete nunmehr dieſe Geſetzſtelle, legte das Titelblatt mit den großgedruckten Worten: „Hamburgiſches Schiffs- und Seerecht“ aufgeſchlagen

auf den Tisch und meinen kurzen, aber gewichtigen Rohrstock daneben und zog nun die Glocke, die den Kajüten-Jungen mit seiner Frage: „Was zu Dienst?“ herbeirief. — „Der Bootsmann soll zu mir kommen.“ — Eine Minute später trat der Geforderte zuversichtlich in die Kajüte, die ich sofort hinter ihm ins Schloß warf.

„Kannst du deutsch lesen, Bursche?“ fragt' ich ihn, indem ich ihm dicht auf den Leib trat. — „Hm, ich werde ja! Was soll's damit?“ lautete die Antwort. — „So tritt her und lies diesen Titel. Das sind die Gesetze, wonach deine Vaterstadt dich und deinesgleichen richtet. Und nun lies und beherzige hier auch diesen Artikel.“ — Er sah den Paragraphen überhin an und fuhr dann heraus: „Hoho, das ist nur Wischewäsche!“ — „So, guter Kerl? Nun, so will ich dir zeigen, was Wischewäsche ist;“ und damit griff ich nach dem spanischen Rohre und walkte ihn durch aus Leibeskräften. Das böse Gewissen erlaubte dem Buben nicht, sich thätlich zu widersetzen, sondern er taumelte nur stöhnend aus einem Winkel in den andern, um meinen Streichen zu entgehn. So geschah es, daß mein Strafgericht in dem engen Raume der Kajüte ebensowohl die umher angebrachten Glasschränke samt den darin befindlichen Gläsern und Tassen traf, was ich aber in meinem brennenden Eifer nicht achtete.

Endlich, da ich meinen Arm erlahmt fühlte, stieß ich den Taugenichts zur Kajüte hinaus, riegelte die Thür hinter mir zu und nahm mir nun etwas Zeit zum Verschnaufen. Der Anfang zur Wiederherstellung meiner Autorität war glücklich gemacht und damit zugleich ein schwerer Stein von meinem Herzen gefallen. Die Kerle steckten in keinen reinen Schuhen und fingen an, bei meiner Entschlossenheit perplex zu werden. Ich durfte nun aber auch nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern sie mußten noch gewichtiger fühlen, daß ich ihnen gewachsen war. Sobald ich mich demnach ein wenig erholt hatte, zog ich abermals die Schelle und ließ nunmehr auch den Koch vor mich fordern.

Der Schelm mochte nun wohl schon erfahren haben, was seiner wartete. Er leistete also zwar Gehorsam, beobachtete aber die kluge Vorsicht, die Thür nur gerade soweit zu öffnen, daß mir Nase und Augen sichtbar wurden. „Näher, Schurke!“ donnerte ich ihm entgegen; er hingegen suchte mich zu begütigen und bat: „O, lieber Kapitän, laßt es doch gut sein!“ — Ich wiederholte mein Gebot; da er aber gleichwohl die Thür in der Hand behielt, warf ich ihm mein Rohr an den Kopf, und er sah dabei seine Gelegenheit ab, die Thür zuzuschnappen und sich aufs Verdeck zurückzuziehen. — Auch der zweite Feind war nun aus dem Felde geschlagen; jetzt kam es noch darauf an, einen entscheidenden Haupt-

ſchlag zu vollführen und die Kerle durch plötzlichen Schreck vollends zu unterjochen.

Ich überlegte im Auf- und Abgehen, daß, je längere Zeit ich bei dem anhaltenden Gegenwinde bedürfen würde, um den Sund zu erreichen und mein rebelliſches Volk durch obrigkeitlichen Beiſtand zu Paaren zu treiben, um ſo leichter in den nächſten Augenblicken ſich etwas ereignen könnte, was den geſunkenen frechen Mut desſelben wieder höbe und das Übel ärger machte. Am geſcheuteſten alſo ſchien mir's, den nächſten norwegiſchen Nothafen aufzuſuchen und dort Recht und Gerechtigkeit zu fordern.

Hierzu entſchloſſen, nahm ich meinen Schiffshauer unter den Arm, kam feſten Schrittes auf das Verdeck hervor und gebot dem Manne am Ruder: „Paß auf, Junge, und ſteure nach Nordnordoſt!" — das geſamte Schiffsvolk ſtand auf einen Haufen verſammelt und ſteckte die Köpfe zuſammen. Als ich ihnen aber zurief, nach vorn zu gehn und die Segel nach dem Winde zu ziehen, verrichteten ſie dieſe Arbeit pünktlich und in ſichtbarer Gemütsbewegung. Nur der Steuermann, der ſich bei dem ganzen Vorgange wie ein Dummbart abſeits gehalten, trat jetzt mit der verwunderten Frage zu mir heran: „Ei, Kapitän! Wo denn nun hin?" — „Wie!" rief ich mit Gift und Galle, „Ihr ſeid Steuermann und begreift das nicht? Nach Norwegen geht der Kurs und dort geradezu auf den Galgen los. Will ich meines Lebens und Schiffes ſicher ſein, ſo müſſen binnen hier und drei Tagen ein paar Rebellen hoch in der Luft baumeln."

Das ſämtliche Schiffsvolk hatte dieſe Drohung, wie es meine Abſicht war, mit angehört. Ich hörte ihr Geflüſter und ſah, wie ſie unter einander etwas ernſtlich zu bereden ſchienen. Noch konnt' ich nicht erwarten, was ſie im Schilde führten. Um aber auf alles gefaßt zu ſein, zog ich meinen Hauer blank, trat mitten unter ſie und fragte gebieteriſch, was ſie wollten. — Der Bootsmann nahm für ſie das Wort, dem ſie nach und nach alle beifielen, und geſtand mit Zerknirſchung, ſie hätten ſich übereilt und vergangen, bäten um Vergebung und verſprächen, ſich hinfort beſſer gegen mich zu betragen.

„Ei wohl!" entgegnete ich ihnen, „Reſpekt und Gehorſam gegen mich verſtehn ſich wohl von ſelbſt. Aber was ich wegen des Vergangenen über euch beſchließe, darüber werde ich mich allerdings noch beſinnen müſſen. Jetzt an die Arbeit!" — Für mich ſelbſt aber zog ich nun in Erwägung, daß, da die Kerle dergeſtalt zu Kreuze gekrochen, die Fahrt nach Norwegen nur eine unnötige Zeitzerſplitterung ſein und es beſſeren Vorteil verſprechen werde, in See zu bleiben und meine Reiſe möglichſt zu beſchleunigen. Indem

ich sie also aufs neue zusammenberief, erklärte ich ihnen, daß ihr böser Handel fürs erste mit dem Liebesmantel zugedeckt, wenn gleich nicht ganz vergeben sein solle, was sich zu seiner Zeit weiter ausweisen werde.

Demnach änderte ich meinen Kurs wieder nach Osten gegen das Kattegat. —

(Nachdem Nettelbeck noch manche Gefahren glücklich bestanden, erreichte er endlich den Hafen von Memel.)

Obwohl nie ein Freund tyrannischer Härte in meinem Kommando und auch hier nicht von einer besonderen Rachsucht getrieben, glaubte ich es doch sowohl mir selbst als dem gemeinen Besten schuldig zu sein, meine Schiffsmannschaft wegen ihrer angezettelten Meuterei bei dem Seegericht in Memel sofort nach meiner Ankunft anzuzeigen. Die Sache ward untersucht, und der Spruch fiel dahin aus, daß dem Bootsmann als Rädelsführer hundert Stockprügel in zwei Tagen, dem Koche fünfzig und noch einem Matrosen fünfundzwanzig zugezählt werden und sie ihrer verdienten Gage verlustig gehen sollten, welche den seefahrenden Armen zuerkannt wurde. Nach empfangener Strafe aber sollten sie über die nächste preußische Grenze gebracht werden.

Laut dieses Urteils wurden sie sogleich in die Militärwache abgeführt und an dem bestimmten Tage ein paar Unteroffiziere beordert, die Sentenz an ihnen zu vollziehen. Ich meines Teils erachtete es für gut und wohlgethan, mein übriges Schiffsvolk mit herbeizuführen, um Zeugen bei der Execution zu sein und sich daran zu spiegeln. Die drei Kerle traten ziemlich keck aus dem Wachloche hervor und schienen den Korporalstock wenig zu fürchten, bis man sie bis aufs Hemd entkleidete und daneben der warmen Fütterung beraubte, wodurch sie sich zu schützen vermeint hatten. Hoffentlich drang nun der wohlverdiente Denkzettel durch die neunte Haut; ich aber, froh ihrer los und ledig zu sein, nahm wieder in ihre Stelle drei englische Matrosen an.

---

## 21. Ein mecklenburgischer Hausierer vor 60 Jahren.

Reuter.

In dem alten abgeschafften Hausierhandel liegt ein heimlicher Reiz, den die Romanschreiber von jeher gut begriffen haben, und das weise Landesgesetz, das ihn teils beschränkte, teils ihm ganz ein Ende machte, hat mit ihm ein gut Stück Handelspoesie begraben, von welchem Artikel überhaupt nicht viel vorrätig ist. Unsre Nachkommen werden nimmer die fröhliche Aufregung begreifen, die zur Winterszeit bei verschneieten Wegen

durch das einsame Haus auf dem Lande ging: „Vatting, Mutting, [1]) du kommt Moses Joël," oder „Levi Meyer!" und „Dirnen, kommt doch, Moses ist auf der Diele. Jochen, du sagtest doch von „Krallen"!" (Korallen). Und wie er nun eintritt, der Inhaber aller Herrlichkeiten, und den Schnee von den Füßen trampelt und dabei den gebeugten Rücken noch tiefer neigt vor der Hausfrau und beim Auspacken ihr seine Scheren und Nadeln, seinen Zwirn und seine Seide empfiehlt, wie er vor den Augen des Hausvaters die vergoldete Uhrkette spielen läßt und die winterfrischen Backen der Kinder streichelt, die scheu vor ihm und seinem grauen Barte zurückweichen, bis Neugierde und Begehrlichkeit die Furcht überwinden und sie dreister werden und immer dreister — ja zu dreist, denn der Schlingel, der Körling[2]), langt schon nach dem Hampelmann: „Den will ich haben!" Aber Mutting schlägt ihn auf die Hände: „Willst du wohl! Nichts anfassen!" „Lassen Sie doch," sagt Moses, „solche gebildete Kinder können alles anfassen." Doch Mutting leidet's nicht, kauft aber indessen für den Schlingel den Hampelmann und für Riking ein kleines Nähkissen und für sich Schere und Nadeln, Zwirn und Seide, treibt dann die Kinder vor sich her und verläßt mit ihnen den Flur: „Nein, nein! weiter will ich nichts, ich brauche nichts weiter!" Und Vatting bezahlt und nimmt wieder die Uhrkette zur Hand, und der Jude zeigt ihm, wie sie festgemacht wird, und als die Uhr daran hängt, ist sie ja schon halb sein eigen; er steckt die Uhr in die Tasche und besieht sich die Kette von oben — wahrhaftig! beinah' gerade solche, als Herr von Zabel trägt, — und er fängt gründlich an zu handeln und legt noch ein hübsches, seidenes Tuch bei Seite für Mutting, halb aus Liebe, halb aus Vorsicht wegen der etwaigen Vorwürfe über den teuren Kettenkauf. Kleine Kinder und große Kinder! — es ist alles eins und dasselbe! Bloß die kleinen sind aufrichtiger in der Äußerung ihrer Wünsche und die großen vorsichtiger in den Mitteln zu ihrer Erreichung. Aber das weiß der Jude ebenso gut wie die andern; er schlägt den doppelten Preis vor, denn er ist auch ein großes vorsichtiges Kind, und nun beginnt ein Handel mit Forderung und Angebot und wieder mit neuer Forderung und neuem Angebot und mit Ablassen und Zulegen, als gings um Landgüter; doch endlich schlägt Moses zu — mit Schaden — bloß zwei Drittel über den Einkaufspreis. Und Vatting geht herein zu Mutting und übergiebt ihr das seidene Tuch, und Mutting merkt die Absicht, wird aber nicht verstimmt, sondern lacht ihm freundlich zu, als sie ihn mit Kette und Petschaft verziert sieht, und Vatting lacht auch: Den hab' ich schön angeführt!

1) Plattdeutsch für Väterchen, Mütterchen.

2) Diminutiv von Karl.

„Körling, du hätteſt ihn nicht ſo drücken ſollen!“ ſagt Mutting mitleidig, und Vatting, im Gefühl, Unrecht gethan zu haben, geht an die Thür: „Moſes, Sie eſſen heut Mittag mit uns!“ „Ja aber . . . .“ ſagt Moſes. „Ich weiß Beſcheid,“ ſagt Vatting, „meine Frau ſoll Eier für Sie kochen.“ Alle ſitzen nun vergnügt im Zimmer und ſind zufrieden, wenigſtens für den Augenblick; Riking ſpielt mit dem Nadelkiſſen, Mutting bindet ſich das ſeidene Tuch um, „lütt Körling“ ſpielt mit dem Hampelmann, „grot Körling“ mit der Uhrkette. — Kleine Kinder und große Kinder! — Aber draußen auf dem Flur gruppiert ſich ein andres Bild. Fiken iſt vom Boden gekommen, Dürten aus der Küche und Korlin[1]) aus dem Keller, und ſie ſtehn, ſo lange ihre „Herrn“ im Handel ſind, zuſammen in der Ecke, recken den Hals aus und wiegen den Kopf hin und her, wie die Gänſe, wenn ſie etwas Neues in ihrem Troge finden, und jetzt lachen ſie und kichern und ſtoßen einander an, und ein halblautes Ah! und Oh! und ein leiſes Schnalzen mit der Zunge drücken Bewunderung und Begehren aus, wenn der Jude im Strahle der Winterſonne ein buntes Band oder ein Halsband von Glaskorallen funkeln läßt. Die Augen werden größer und leuchtender, und die Wangen glühn; die blauroten Froſtbacken ſind verſchwunden, denn der Wunſch hat bei ihnen wacker eingeheizt und treibt das heiße Blut durch die Adern. — Da tritt auch Jochen hinein, im langen Kittel, mit rieſigen Fauſthandſchuhen, er hat draußen den verwachſenen Knorren, den er mit Axt und Keil bearbeitet hat, mit den Worten: „Ei, liege du zum Teufel!“ bei Seite geworfen und ſchiebt nun Fik und Dürt und Korlin weiter vor, um in die hinterſte Ecke zu gelangen; ſein Geſicht glüht nicht vor Aufregung, er ſieht kalt aus, denn er rechnet. In einer ſchwachen Stunde hat er ſeinem Fiken eine Schnur Krallen verſprochen, nun muß er Wort halten; halb hinter den Schrank verſteckt, holt er einen kleinen ledernen Geldbeutel hervor, der größerer Sicherheit wegen mit einem Riemen ins Knopfloch gebunden iſt; er weiß bis auf den Pfennig, wie viel darin iſt, aber bevor ſie auf immer von ihm Abſchied nehmen, will er ſeine Groſchen doch noch einmal Stück für Stück durch den Lederbeutel hindurch fühlen; dies wehmütige Vergnügen will er ſich gönnen. — Nun ſind die „Herrn“ fort und Moſes wendet ſich an die Mädchen: „Nur näher, Kinder, nur immer näher! Dein Geld iſt auch kein Blei. Was ſagſt du hierzu?“ Und gelb und rot läßt er ein Tuch vor den Augen der Mägde tanzen. Dürt, die Köchin, iſt die älteſte; ſie hat ſchon viele gelbrote Tücher gekauft, ſie kennt's; entſchloſſen tritt ſie näher: „Was gilt das Tuch?“ „Sechzehn Groſchen.“ „Laß dich nicht auslachen, Jude!“ Sie wirft das Tuch gleichgültig bei Seite, man

1) Sophie, Dorothea und Karoline.

ſieht, ſie kennt's. Korlin, die junge Außenmagd, greift danach, ſie will den genaueſten Preis wiſſen. „Mein Kind, weil du's biſt, ſollſt du es haben für vierzehn Groſchen.“ Korlin wirft das Tuch hin. — „Jochen, du haſt doch geſagt —,“ meint Fiken im Hintergrunde. „Ja,“ ſagt Jochen äußerſt ruhig, „geſagt hab' ich das, Fiken.“ „Acht Groſchen will ich dir geben, Jude, wenn es echt iſt,“ ſagt Dürt und langt wieder nach dem Tuche. „Wo heißt? Acht Groſchen? Gott du gerechter! Meinſt du, ich finde die Ware in der Stadt auf der Straße? Echt? Sieh' hier! — er ſpuckt auf den Zipfel des Tuches und reibt ihn — ſieh' hier! echt wie die Sonne!“ „Jochen, willſt du denn nicht?“ ſagt Fiken und verſtärkt die Frage durch einen gelinden Stoß in die Rippen ihres Anbeters. „Warum nicht?“ fragt Jochen zurück, „ich hab's ja geſagt, Fiken.“ Langſam tritt er näher und halb verlegen, halb maulfaul, ſagt er bloß die beiden Worte: „Krallen, Jude!“ und Fiken ſetzt raſch hinzu: „von den beſten.“ Dürt läßt wieder das Tuch fallen und ſieht Jochen ſtarr an. Jochen iſt ein altes Hausinventar und hat fünf Jahre mit Dürt zuſammen gedient; aber nie hat ſie bei ihm eine Neigung zur Verſchwendung oder zum Verſchenken bemerkt. „Krallen!“ ruft ſie höhniſch aus. „Warum nicht gar auch ein Geſangbuch und ein Herz?“ „Kommt auch noch,“ ſagt Jochen ruhig. Moſes hat mit einem Blick das obwaltende Verhältnis durchſchaut; wenn er's klug benutzt, kann es ihm was eintragen. „Du ſollſt Krallen haben, mein Sohn, ſo ſchön, wie ſie paſſen für die ſchönſte Braut. Schau, hier ſind echte Glaskrallen und echte Bernſteinkrallen, und dies ſind Perlen, und hier iſt ein Kreuz, und hier iſt ein Herz, was angehängt werden muß, daß das wonach ausſieht. Paß Achtung!“ und damit ſchlingt er die Schnur Fiken um den Hals. „Gott du lebendiger, wie ſchön! Wie wird ſie ſich präſentieren an ihrem Ehrentag!“ Jochen denkt dasſelbe und der kleine Lederbeutel wird losgeknüpft. „Was gelten die Krallen?“ „Unter Brüdern,“ ſagt Moſes, „ſollſt du ſie für einen preußiſchen Thaler haben.“ Jochen holt das Geld hervor, er dingt gar nicht. Dürt ſagt giftig — „der alte Kerl iſt verrückt, giebt 'nen Thaler für die Krallen!“ Aber Moſes meint: „Mein Sohn, behalte dein Geld, du kannſt's noch brauchen; du mußt noch mehr haben, wir rechnen nachher zuſammen. Sie muß noch haben ein weißes Taſchentuch und ein buntes Umſchlagetuch und einen hohen Kamm und noch dies und das; du mußt haben Zeug zum neuen Rock, du mußt haben Zeug zu einer Hoſe, du mußt haben — haſt du eine Uhr? Du mußt haben eine Uhr, und noch dies und das.“ Aber Jochen will nicht borgen, er will ſeinen neuen Hausſtand auf feſtem Grunde aufbauen, nicht umſonſt iſt er ſo alt geworden; er iſt in ſeinen Pferdſtall gegangen, ſitzt dort vor ſeiner Lade

und rechnet wieder. Fiken steht indes im besten Zimmer vor dem größten Spiegel des Hauses, hält sich die Bernsteinperlen an den Hals und sagt: „Und Jochen ist doch ein alter guter Kerl, und die Krallen sind schön, und nun mögen die andern nur kommen!“ Dürt wirft das endlich erstandene Tuch in die Lade und sagt: „Die dumme Dirn und der alte Kerl! Bloß um sie zu ärgern, hab' ich doch das Tuch gekauft, solches hat sie nicht!“ Korlin steht in ihrer Kammer und hält ein grün und rotes Band an ihre rote Wange und sagt: „Und ob mir's nicht steht! Dies ist für Fikens Hochzeit, und wer weiß! aus einer Hochzeit werden manchmal zwei!“

Leichtsinn und Überlegung, Hoffnung, Haß und Liebe, der Roman mit seiner Poesie ist in die Alltäglichkeit des kleinen Hauses eingekehrt, und wer hat ihn ins Leben gerufen? wer ist der Träger seiner Poesie? Dort hinten stapft er durch den tiefen Schnee der weißen Heide, den Rücken unter der Last seines Packens gebeugt.

---

## 22. Ein kölnischer Karneval.

Kinkel.

Ein junger Tapezierlehrling erzählt:

Mit traurigem Gemüt war ich nach Köln gekommen, aber bald fühlte ich meine alte Fröhlichkeit wiederkehren, da mein neuer Meister mich zur Arbeit mit auf den Gürzenich nahm, der eben für den Karneval neu dekoriert werden sollte. Den lieben, bunten Narrenfarben widersteht kein rheinländisches Herz; ja, man behauptet sogar, wenn einem echten Kölner die Frau gestorben sei, so fließe die erste Thräne zwar ihrem Verlust, die zweite aber sicherlich dem Umstande, daß das Decorum ihm verbiete, sich im Trauerjahr zu maskieren.

Am Fastnachtsonntag fragte mich der Nachbarssohn Peter: „Was machst du dich heut, Joseph?“ worauf ich erwiderte: „Ich möchte recht schön werden, etwa ein Ritter mit einem Federhelm oder ein Türke mit einer weißen Hose und einem roten Kamisol.“ Peter lachte mich aus und sagte: „Sei doch kein Dummkopf! Ein geputzter Fastnachtsgeck hat sein Lebtag kein Vergnügen. Sieh, wie die vornehmen Herrn es machen, die verkleiden sich als Verken (Ferkel), das wollen wir auch thun!“

Ich erkundigte mich näher nach dem Kostüm eines „Verkens“ und erhielt die ausführliche Beschreibung dieser in Köln allbeliebten Charaktermaske. Man kauft sich in einem Spezereiladen eine Menge von den alten Matten, womit die Kaffeeballen auf dem Transport umwickelt sind. Diese werden zu einem Mantel aneinander geheftet, der aber vor allem eine lange

Schleppe haben muß. Dazu gehört nun eine ſchlechte Pappmaske mit ellenlanger Naſe und eine grauwollne geſtrickte Zipfelmütze. Um Faſtnacht iſt einer langjährigen Erfahrung zufolge in dem ohnehin kotigen Köln immer Regen- oder Tauwetter. Da wandelt nun das Verken mit dem Mantel aus Kaffeematten höchſt gravitätiſch einher und nimmt unter der langen Schleppe Maſſen von Unrat mit, der ſich an den rauhen Stoff anſetzt. Nun beſteht der Hauptwitz darin, daß man ſich die Eckhäuſer merkt, welche zwei Eingänge zu einem prächtigen Laden haben. Daſelbſt geht das Verken zur erſten Thür herein und zur andern hinaus, eine Spur von allen Ingredienzien hinterlaſſend, die ſich unter der Mantelſchleppe geſammelt haben. Findet er aber eine Zimmerthür offen, ſo tritt es auch da ſchweigend ein und umwandelt langſam und ehrbar den runden Tiſch, unbekümmert um die Schimpfworte der Mägde, welche kommen, um es mit Beſen zu zerprügeln. Oft thut ſich eine Prozeſſion von einem Dutzend ſolcher Verken zuſammen. Dieſe ſind ſchon ſchwerer abzuhalten, obgleich die Kölner gewitzigt ſind. Sehen die Ladenmädchen von weitem einen Mattenmantel, ſo ſchreien ſie ſchon: Da kommt ein Verken, da kommt ein Verken! und ſuchen die Thüren zu verrammeln. — Peter, der gern für einen vornehmen Herrn angeſehen werden wollte, wählte den Mattenmantel. Ich konnte mich aber nicht dazu entſchließen und verkleidete mich lieber als einen ſchönen Ritter.

Auf dem Heumarkt ging es luſtig zu; ein Bierbrauer hatte auf ſeinem Speicher ein paar Glocken angebracht und bezahlte einige Gaſſenbuben dafür, daß ſie den ganzen lieben Tag darauf beiern mußten. Das ſtimmte alle Herzen zur Luſtigkeit, ſoweit man den Kirmesſchall hörte.

Der große Maskenzug am Montag war unbeſchreiblich bunt und prächtig. Die Hauptfigur war die Prinzeſſin Venetia, welche dem Kölner Hanswurſt ihren Beſuch abſtattete. Ein kleiner, ſchlanker Judenſohn mit feinen weiblichen Zügen ſpielte dieſe Rolle, und ſeine Familie hatte all' ihre Diamanten hergegeben, um die Venetia würdig auszuſtatten. Die Prinzeſſin benahm ſich mit einer Huld und Herablaſſung, die wahrhaft täuſchend war. Sie ließ ſich auf dem Neumarkt Damen vorſtellen, die ohne Arg auf die Ceremonie eingingen und dann von der fremden Fürſtin plötzlich mit einem gnädigen Kuß beehrt wurden. Auch ihr Bräutigam, der Hanswurſt, teilte nach allen Fenſtern hin ſeine Kußhändchen aus und raſtete nur von ſeiner Beweglichkeit, um Champagner zu trinken. Die Geſandten aller Nationen, von den Chineſen bis zu den Menſchenfreſſern, füllten unzählige Wagen. Ebenſowenig fehlte es an allen erdenklichen ernſten und komiſchen Charaktermasken. Die Mühle, worin die alten Weiber wieder jung gemahlen werden, wiederholte dies Wunder auf jeder

Straße. Vor vielen Häusern hielt der Kunibertspütz[1]) still, und artige Wickelkinder wurden heraufgewunden. Kamen Zwillings-Hanswürstchen hervor, so gab es einen allgemeinen Jubel. Weniger erbaulich für die Häuser, wo still gehalten wurde, war der Wagen mit der Gereonskiste, wohinein der Sage nach die alten Jungfern gesteckt werden. Allerlei schnöde Gesichter mit Hauben guckten aus dem ein wenig gelüfteten Deckel hervor und winkten grinsend ihre Grüße zu. Damals war die Eisenbahn noch ein neues Zeitungswunder, und wenige ehrsame Kölner glaubten fester daran, als an die zu errichtende regelmäßige Luftschiffahrt. Neben einem Dampfschifflein wurde auch ein Dampfwagen als Karrikatur des menschlichen Erfindungsgeistes durch die Straßen gezogen. Im Wagen saßen nun die in Ruhestand versetzten Pferde als Passagiere. Wer kann all' die Narren im Gedächtnis behalten, die da ihr Wesen trieben! Von all' dem vielen Gelb und Grün, Rot und Blau flimmerte es einem vor den Augen.

Zum Essen nahm ich mir wenig Zeit in diesen Tagen. Den letzten Brocken hinabgeschluckt, eilte ich an die Vierwinden, da war der Spektakel am ärgsten. Gott weiß, wie viel Malter Erbsen hier verbraucht werden, da man aus allen Fenstern damit bombardiert. Jeder, der dort stehn bleibt, sorgt für einen guten Erbsenvorrat in der Tasche; mancher läßt deren sogar ein Fäßchen voll neben sich aufstellen. Es versteht sich, daß die Leute am ärgsten beworfen werden, die zur Zeit, wo alles närrisch ist, am steifsten ihre Würde zu behaupten suchen. Am ersten Fastnachtstage kamen ein paar solche Pedanten, ein langer und ein dicker Herr, an den Vierwinden vorbei, beides Beamte, die noch nicht lange nach Köln versetzt waren. „Mein Bester," sagte der Dicke, „sollen wir nicht lieber einen andern Weg nehmen, als den durch das Volk, welches einigermaßen betrunken zu sein scheint?" „Mein Liebster," erwiderte der Lange, „schreiten Sie nur kühn den geraden Weg, ich bin ja dabei!" Dieses Hagelwetter von Erbsen, das die beiden auf den Pelz bekamen, hatte seinesgleichen noch nicht erlebt. Bleich und mit verbissenem Ingrimm schritten die beiden Opfer des Faschingsmutwillens hindurch und gelobten sich innerlich, diesem Unfuge ein Ende zu machen.

Schon am nämlichen Abend erschien das Verbot von Seiten der Kommandantur, daß an den folgenden Tagen niemand mehr an den Vierwinden stehn dürfe. Polizisten in Menge wurden an den Ecken aufgestellt, um diesem Verbot den gehörigen Nachdruck zu geben. Diese armen Beamten hatten einen höchst unbequemen Stand, da der Erbsenregen aus den Fenstern gar kein Ende nahm und ihre Nasen die Zielscheibe für alle Stockwerke abgaben. Desto bequemer machte sich's das Publikum. Stühle

1) Pütz ist Brunnen.

und Bänke wurden aus den benachbarten Häusern requiriert, und somit umging man aufs schönste das Verbot, daß niemand dort stehn dürfe. Nach einigen Stunden erschienen Gendarmen mit einem genauer stilisierten Befehl, des Inhalts, daß sich niemand an den Vierwinden aufhalten dürfe, weil dadurch der Verkehr gehemmt würde. Nun vereinbarten sich die Erbsenwerfer zu einem steten Hin- und Hertrippeln; dann entfernte sich eine Partei bis in die nächste Gasse und kam der andern entgegen, die das nämliche Manöver unternahm. Dieses Foppen der Polizei fand so vielen Beifall, daß alles, was Beine hatte, sich am Dienstage an die Vierwinden begab. Bei solchem Gedränge war es nicht möglich, irgend eine Maßregel durchzusetzen, und erst der Aschermittwoch machte der Ausgelassenheit ein Ende.

## 23. Die Erzgießerei zu München.

Boner.

Wenn wir bewundernd vor irgend einem großartigen Kunstwerke stehn, so ist es natürlich, daß unsere Betrachtung weit eher bei dem Meister verweilt, aus dessen Geiste der Gedanke zuerst entsprang, als bei den Schwierigkeiten, die er oder andere zu überwinden hatten, indem sie diesem Gedanken Wirklichkeit und greifbares Leben verliehen. Alles ist so harmonisch; überall herrscht so viel Einheit, daß wir überhaupt vergessen, wie erst die widerstrebende Kraft des Stoffes zu besiegen war. Da steht die vollendete That, das Werk in seiner ganzen Vollkommenheit; nichts ist vorhanden, um uns an den werdenden Zustand zu erinnern; der Geist nimmt die verwirklichte Schöpfung sogleich als ein vollendetes Ganzes in sich auf, ohne bei der Frage nach dem Wie? durch welche Mittel? u. s. w. inne zu halten. Und auch da, wo es nicht an Neigung fehlt, in Gedanken solch ein Werk seinem Entstehn nach zu verfolgen, fehlt es doch den Beschauern zumeist an jeder Ahnung, wie die vor ihnen stehende Gestalt zu ihren gegenwärtigen Proportionen heranwuchs. Sie haben keine Vorstellung, wie die Glieder im Innern des Schoßes der Erde gebildet wurden und wie viele und wie aufreibende Besorgnisse die Schöpfung des Künstlers begleiteten.

Der Bildhauer, der Maler, der Kupferstecher, jeder hat in seinem eigenen Bereiche besondere Schwierigkeiten zu überwinden; aber diese sind größtenteils solche, welche durch Geschicklichkeit und Gewandtheit seiner Hand besiegt werden können. Ein solcher Künstler steht nicht einer gewaltigen Macht gegenüber, die sich seiner menschlichen Kraft widersetzt und nach Oberherrschaft strebt. Er hat kein Element zu bekämpfen, das er absichtlich zur äußersten Wut anregt und dann seinem Willen unterwirft. Der Erzgießer aber, er muß dies alles thun. Er schleudert Haufen von Erz in den

Schmelzofen — Kanone zu Kanone — als ob sie nur bleierne Spielzeuge wären; und er zündet ein Feuer an und facht und schürt die Flammen, bis in jener lärmenden, krachenden Höhlung eine Glut entsteht, die alles übertrifft, was bisher von Feuer gesehen, eine Glut, welche in ihrer furchtbaren Stärke nicht rot, sondern weiß ist. Von neuem wird der Brennstoff aufgehäuft, das Feuer wird genährt, übersättigt. Es scheint wie in gräßlichen Zuckungen ringend, aber desungeachtet tobt es immer fort. — Tag für Tag und eine Nacht nach der andern, ohne auch nur einen Augenblick nachzulassen, wird diese feurige Arbeit fortgeführt. Die Luft ist zu heiß, um darin zu atmen; die Wände, die Balken des Gebäudes sind versengt, und wenn diese Hitze noch länger währt, so scheint alles in Flammen aufgehn zu müssen. Das gereizte Element wird immer rasender und strengt sich an, seinen Kerker zu zersprengen, während oben ein See geschmolzenen Metalls, siedend und feurig, mit seinem schweren Gewichte gegen die Seiten des Kessels sich hebt und senkt.

Damit man nicht glauben möge, dies Bild sei in zu grellen Farben gehalten, laßt uns in die Gießerei von München treten und sehen, was da in der Mitternacht des 11. Oktober 1845 vor sich ging.

Als König Ludwig I. den Entschluß faßte, eine kolossale Statue der Bavaria errichten zu lassen, war es Schwanthaler, welchen er beauftragte, dieses Werk auszuführen. Die Auffassung des großen Künstlers entsprach ganz der großartigen Idee des Königs, und in einem Zeitraum von drei Jahren war ein Monument aus Thon geformt, dreiundsechzig Fuß hoch, die Größe des künftigen Standbildes. Der Koloß wurde dann dem Gießer übergeben. Der Kopf war der erste große Teil, welcher ausgeführt ward. Während das Metall sich für den Guß vorbereitete, erfüllte eine Ahnung den Geist des Meisters, daß ungeachtet seiner genauen Berechnung das Material am Ende doch dieser Riesenarbeit noch nicht genüge, und zu der halb flüssigen Masse wurden noch dreißig Zentner Erz hinzugethan. Der Erfolg bewies, wie glücklich der Vorbedacht war; nichts hätte von herrlicherem Erfolg sein können. Und nun sollte die Brust der Figur gegossen werden, und der Meister hatte den kühnen Gedanken, sie in einem Stück auszuführen. Diejenigen, welche etwa einmal dreißig oder vierzig Zentner glutflüssiges Metall haben dahin strömen sehen, sind vielleicht erschreckt vor solchem Anblick zurückgebebt. Aber hier waren allein für diesen Teil der Statue vierhundert Zentner erforderlich; und wie gewaltig das Unternehmen, kann aus der Thatsache entnommen werden, daß bis jetzt nie mehr als dreihundert Zentner auf einmal einen Schmelzofen gefüllt hatten.

Aber sieh! die Masse beginnt langsam zu schmelzen, mächtige Trümmer

von Kanonen schwimmen auf der Oberfläche, gleichwie Kähne auf dem Wasser, und verschwinden dann allmählich wieder. Bald darauf sieht man zuoberst der Masse eine Kruste sich bilden, die sowohl dem Schmelzofen als auch dem Modell, das bereit ist, die flüssige Bronze in sich aufzunehmen, Gefahr droht. Um zu verhindern, daß diese Rinde sich bilde, sind sechs Männer Tag und Nacht unausgesetzt damit beschäftigt, den Lavastrom mit langen, eisernen Stangen umzurühren, aber von Zeit zu Zeit müssen sie sich zurückziehen, um durch andere ersetzt zu werden; denn ungeachtet der eingenäßten Bedeckungen sprengt die sengende Hitze die Haut, wie die getrocknete Rinde eines Baumes. Immer noch wurde der Kessel umgerührt, immer noch wurde das Feuer zu neuen Anstrengungen angeschürt, aber das Metall war noch nicht ganz bereit, so daß man es hätte fließen lassen können; Stunde für Stunde verging, der Tag war vorüber, und die Nacht kam heran. Fünf Tage und vier Nächte lang ward das Feuer unterhalten und zur äußersten Heftigkeit angetrieben, und noch konnte niemand sagen, wie lange dies fortdauern würde. Die Männer arbeiteten schweigend weiter an ihrer ungeheuren Aufgabe, die furchtbare Hitze nahm noch immer zu. Ein schreckliches Gewicht lag in der brennenden Luft und lastete schwer auf den Gemütern, am schwersten aber auf dem Gemüte dessen, der dieses kühne Unternehmen geleitet hatte.

Seit fünf Tagen hatte der Meister den Platz nicht verlassen, sondern, wie ein Kolumbus, der in jedem Augenblicke das erwartete Land aufsteigen zu sehen meint, sah er dem letzten entscheidenden Moment entgegen. Am Abende des fünften Tages behauptete die erschöpfte Natur ihr Recht und verlangte nach Ruhe; so setzte er sich denn hin, um zu schlafen. Kaum hatte er seine Augen geschlossen, als seine Frau ihn mit dem erschreckenden Schrei aufweckte: „Wach auf, wach auf! die Gießerei brennt!“ — Und so war es auch. Nichts konnte eine so fürchterliche Hitze aushalten und ihr Widerstand leisten. Die Balken des Gebäudes fingen an zu brennen. Das Feuer auf die gewöhnliche Weise zu löschen, war unmöglich; denn wäre irgend eine kalte Flüssigkeit mit dem siedenden Metall in Berührung gekommen — die Folgen wären schrecklich gewesen. Der Schmelzofen würde vernichtet worden sein, und vierhundert Zentner Bronze waren verloren. Daher bedeckte man die brennenden Balken mit nassen Tüchern, um die Flammen zu stillen. Aber auch die Wände glühten, und das ganze Gebäude glich jetzt einem ungeheuren Schmelzofen. Gleichwohl werden noch immer neue Holzstöße auf das Feuer gewälzt, denn die Hitze ist noch nicht groß genug, das Metall kocht noch nicht! Mögen die Balken brennen und die Wände glühen: laßt nicht ab, die Glut zu schüren und zu nähren! —

Endlich ist der Moment da! — Die ganze Masse kocht! Nun ruft der Erzgießer von München, namens Miller, den Männern zu, welche die brennenden Balken auslöschen: „Laßt sie brennen! Das Metall ist zum Gusse fertig!“ — Und während gerade um Mitternacht alle die Balken des innern Gebäudes in Flammen standen, wurde der Pflock eingestoßen und der feurige Strom stürzte hinaus in die unten stehende Form.

Alle atmeten freier; alles Zweifels, aller schlimmen Ahnungen war ein Ende. Die rauhen Arbeiter standen da, wie von Ehrfurcht erfüllt, überwältigt durch das, was sie vollbracht hatten, stumm es anstaunend und das Brausen des ehernen Kataraktes belauschend. Und nicht eher, als der Guß vollendet war, gab der Meister das Signal, das brennende Dach zu löschen.

Kurze Zeit nachher wurde die Glocke der kleinen Kapelle zu Neuhausen gehört, welche den Meister und die Gesellen rief, um Gott zu danken für die glückliche Vollendung der Arbeit. Kein Unglück war im Laufe derselben geschehen, und jeder, der dabei beteiligt war, kam unbeschädigt davon zurück.

---

## 24. Ein spanisches Stiergefecht.

Moltke.

Wir kamen im Oktober 1846 in Madrid zu den Vermählungsfeierlichkeiten der jungen Königin Isabella an, gerade an dem Tage, an welchem ein großes Stiergefecht stattfinden sollte. Um drei Uhr nachmittags begaben wir uns nach der kreisrunden Arena; 12 000 Menschen waren da versammelt. Wie in den antiken Theatern erheben sich etwa 20 steinerne Stufen, auf welchen man sitzt, und darüber noch 2 Reihen Logen, in der Mitte die der Königin. Der innere ganz freie Raum, der eigentliche Kampfplatz, ist von den Zuschauern durch eine ringförmige, sieben Fuß hohe Barriere von Balken und starken Planken getrennt. Ein kleiner Auftritt macht es möglich, sich über diese Wand zu schwingen, wenn dem Stier nicht anders auszuweichen ist. Nach einigem Harren öffnete sich eine Pforte und heraus ritt der Aguazil, eine Obrigkeitsperson in altertümlicher Tracht, welcher den Anfang des Spiels verkündigt. Er wurde einmütig ausgezischt, ausgelacht und ausgepfiffen; warum, weiß ich nicht; er mochte sein Schicksal wohl schon im voraus wissen und schien sich wenig daraus zu machen. Wie die Römer im Cirkus ihre Konsuln verhöhnten und auf ihre Kaiser schimpften, so hat beim Stiergefecht auch das spanische Volk einige Zügellosigkeit frei. Jetzt traten die Chulos ein, zu Fuß, mit bunten Mänteln über dem Arm; ihnen folgten sechs Picaderos zu Pferd. Diese

waren in ledernem Wams, auf der rechten Seite mit Eisenschienen gesichert, den spanischen Hut auf dem Kopfe. Jeder trug eine starke Lanze mit nur einen halben Zoll langer eiserner Spitze und saß in einem hohen Bauschsattel, der sehr festen Sitz gewährt. An ihre Spitze trat unter lebhaften Beifallsrufen der Matador, ein berühmter, gefeierter Held der Arena. Diese Phalanx rückte gegen die Loge der Königin vor, ließ sich auf ein Knie nieder und gab den königlichen Gruß, wofür aus 12 000 Kehlen gezischt wurde. Jetzt kam die Hauptperson, ein gewaltiger schwarzer Stier, mit spitzigen Hörnern und flammenden Augen. Diese Bestie befindet sich in einem Zwinger, in dessen Decke Löcher angebracht sind, durch die man den Stier mit spitzen Stacheln sticht, so daß er schon bei ziemlich übler Laune ist, bevor er zum Gefecht schreitet. Sobald daher die Pforte des Kerkers sich öffnet, schießt er mitten in die Arena, sieht sich wild und verwundert um, scharrt den Sand mit den Füßen und stürzt dann auf den ihm zunächst stehenden Picador los. Dieser hält unbeweglich still und läßt das wütende Tier gegen seine Lanzenspitze auflaufen. Dem Pferde ist das rechte Auge verbunden, damit es den Stier nicht sieht und dadurch scheu wird. Der Anlauf war aber so gewaltig und der Reiter saß so fest im Sattel, daß Mann und Roß in die Höhe gehoben wurden und rücklings über schlugen. In demselben Augenblick saßen die spitzen Hörner dem Pferde im Leibe, so daß ein fingerdicker Blutstrahl aus dem Herzen floß. Der Picador lag unter dem Tier, und sein Anzug hinderte ihn irgendwie freizukommen. Es war um ihn geschehen, wenn nicht die Chulos mit ihren bunten Mänteln zu Hülfe kamen. Alsbald läßt der Stier von seiner Beute los und stürzt sich auf den Fußgänger, oder vielmehr auf den bunten Lappen; er verfolgt den Träger durch die ganze Bahn, dieser schwingt sich gewandt über die Barriere, welche unter dem Stoß des Tieres erbebt. Wie verdutzt steht es da, nachdem sein Gegner verschwunden ist. Alsbald stellt sich ihm ein zweiter Picador dar, welcher dasselbe Schicksal wie sein Vorgänger hat. Ehe noch die Chulos zu Hilfe kommen können, versetzt der Stier dem Pferde einen neuen Stoß und trägt das an der Erde zappelnde Tier hoch auf den Hörnern durch die halbe Bahn. Dem dritten Pferde riß der Stier im Nu den ganzen Leib auf, so daß das unglückliche Tier in seine Gedärme trat, und in diesem Zustande wurde es durch Sporn und Schläge angetrieben, noch einen zweiten Kampf mit der wilden Bestie aufzunehmen. Natürlich erhält der Stier jedesmal einen furchtbaren Stoß von der spitzen Lanze in die linke Schulter und verweigert endlich den ferneren Angriff. Nun müssen die Bandilleros heran. Dies sind Fußgänger, welche in jeder Hand einen zwei Fuß langen Pfeil tragen. Die Spitze ist mit Widerhaken versehen,

und am untern Ende sind Fähnchen, Rauschgold, Rakettensalz und selbst kleine Vogelbauer befestigt, aus denen die Vögel, mit bunten Bändern geziert, entfliehen. Mit solchen Waffen gehn sie geradeswegs auf den Stier los. In demselben Augenblick, wo dieser ausholt, springen sie seitwärts und stoßen ihm die Pfeile zwischen Ohren und Hörner ins Genick. Jetzt wird das Tier vollends rasend und toll, oft treibt es ganze Schaaren flüchtender Bandilleros über die Barriere, wobei sie laut verhöhnt werden. Einmal saß der Stier fast quer über der Barriere, und es soll bisweilen vorkommen, daß er herüber gelangt. Einer der Chulos hatte die Keckheit, den farbigen Mantel umzuhängen, so daß der Angriff des Stiers nun direkt auf ihn gerichtet war. In dem Momente, wo jener den Kopf senkte und geschlossenen Auges auf ihn zustürzte, sprang er über ihn fort und kam neben ihn zu stehn. Wenn nun endlich die Wut des Tieres am höchsten gestiegen, seine Kraft aber schon im Schwinden ist, tritt der Matador ihm ganz allein gegenüber. Jetzt entsteht die größte Stille und Aufmerksamkeit, denn dies Beginnen ist bei weitem das gefährlichste. Der Matador, ein schöner Mann in Schuhen, weißen Strümpfen, hellblauer seidener Jacke, ein Netz über das Haar geflochten, führt in der linken Hand ein scharlachrotes Mäntelchen, in der rechten eine wohl vier Fuß lange vierschneidige Toledoklinge. Diese muß dem Tier auf einer genau bestimmten Stelle in den Nacken gestoßen werden, um es zu töten. Um aber den rechten Punkt zu treffen, handelt es sich um zwei, höchstens drei Zoll Entfernung, in welcher das Tier an dem Menschen vorbei stoßen muß. Alles ist darauf berechnet, daß der Stier eher nach dem roten Tuch als nach dem Träger ausholt, und daß er den Stoß blindlings gerade ausführt. Es kommen aber Ausnahmen vor und dann ist der Matador verloren. Bedächtig und kaltblütig schreitet der Caballero auf seinen schwarzen Gegner zu und hält ihm das Tuch hin. Zweimal läßt er ihn unter seinem Arm durchpassieren. Das dritte Mal steckt die Klinge dem Tiere bis ans Heft im Nacken. Noch wütet dieses wohl eine Minute herum, dann aber fängt es an aus dem Munde zu bluten, schwankt und stürzt zusammen. Eine Art Henkersknecht schleicht dann von hinten heran und stößt ihm ein Stilet in den Nacken, worauf dann auch der Stier sogleich tot ist. Jetzt treten fünf Maultiere mit bunten Bändern und Schellen in die Bahn und schleifen die gefallenen Pferde und zuletzt den Stier im Galopp hinaus. Es wird etwas Sand auf die Blutspur gestreut, und ein neuer Kämpfer kommt an die Reihe. So wurden acht Stiere nach einander zu Tode gehetzt. Zwanzig Pferde blieben tot auf dem Platze, manche wurden mit schrecklicher Verwundung hinausgeführt. Ein einziger Stier tötete acht Pferde. Menschen kamen nicht zu Schaden. Es ist wahr,

die Pferde sind der Art, daß, wenn der Stier sie heute nicht tötet, sie morgen zum Schinder geschickt würden. Gute Pferde würden teils sehr kostbar, teils nicht dazu zu bringen sein, selbst mit verbundenen Augen dem Anrennen des Stiers stand zu halten, ohne zu scheuen oder ohne sich zu wehren. Je mehr Pferde der Stier tötet und je gefährlicher er den Menschen ist, um so lauter wird ihm applaudiert. Ein Stier wollte überhaupt nicht angreifen. Unter wütendem Schimpfen und Verwünschungen lief er verzagt in der Bahn umher. Da rief alles, los perros, die Hunde. In die Bahn gebracht, waren diese kaum noch zu halten und stürzten wütend auf den Stier, welcher sogleich einen spießte und hoch in die Luft warf. Die übrigen faßten ihn aber; einer unter anderm biß sich in seine Zunge fest und ließ sich hoch auf und nieder schleudern. Man hätte ihn zerreißen können, ehe er losgelassen. Vier Hunde hielten zuletzt das große Tier so fest, daß es sich nicht mehr befreien konnte und daß der Matador ihn niederstieß. Mitten in dieser Schlächterei trat die junge Königin mit ihrem Gemahl und ihrer auch eben verheirateten Schwester ein, wurde vom Matador ebenso wie ihre Mutter, vom Publikum aber mit großem Beifall begrüßt. Als der achte Stier gerade geendet, fing es bereits an zu dunkeln, das ganze Publikum rief aber nach einem neuen Stier, und so wurde der neunte fast im Finstern gehetzt, was für den Matador äußerst gefährlich wird. Dies ist nun das Schauspiel, welches die Spanier über alles lieben, an dem die zartesten Frauen teilnehmen und dem die jungvermählte Fürstin zulächelte. Was mich betrifft, ich habe an einem Stiergefecht vollkommen genug gehabt.

---

## 25. Die Katze.

Hehn.

Der Hund ist ein uralter Begleiter des Menschen, ja gewiß das früheste und erste von allen Tieren, die der Mensch sich zugesellt hat: wer, der es nicht weiß, sollte es glauben, daß die lächerliche Feindin des Hundes, die Katze, die fast in keinem Hause fehlt, soweit civilisierte und halbcivilisierte Menschen leben, eine ganz junge Erwerbung der Kultur ist? Freilich, die Bewohner des Nilthals müssen wir dabei ausnehmen. Daß das geheimnisvolle, ebenso anziehende als abstoßende ägyptische Volk die Katzen in Menge erzog, sie heilig hielt, sogar nach dem Tode einbalsamierte, wissen wir von Herodot und anderen. Die Katze hat mit ihren eigentümlichen Sitten und Neigungen noch jetzt etwas Ägyptisches, das die Vorliebe der einen, den Widerwillen der andern weckt. Dies Tier so vollkommen

zu zähmen und an den Menschen zu gewöhnen, — denn die Hauskatze verwildert nicht leicht und kehrt immer wieder zum Hause zurück — konnte nur dem Ägypter gelingen und war die Arbeit von Jahrtausenden. Nur wenn viele, sehr viele Generationen des Tieres auf dieselbe behutsame, pflegende, liebevolle Art behandelt wurden und in der langen Zeit jede Erfahrung eines verursachten Schmerzes oder zugefügten Leides aus dem Gedächtnis der scheuen Kreatur ausgelöscht war, konnte aus der wilden Katze, deren Geschlecht von allen am wenigsten auf Zähmung angelegt scheint, unsre jetzige anschmiegende Hauskatze werden. Religiöser Aberglaube hat hier, wie so oft, das Unglaubliche geleistet und auch einmal der Kultur gedient, statt sie aufzuhalten. Ein Glück war es, daß die Weiterverbreitung der ägyptischen Katze noch in den letzten Zeiten des römischen Reiches, ehe das asketische Christentum in die Tiefe drang, und vor dem Einbruch des islamitischen Sturmes stattfand; sonst hätte mit der Vernichtung des gesamten alten Ägyptens und der Ausrottung seiner religiösen Vorstellungen und Sitten auch die dieses Haustieres erfolgen und vielleicht nicht wieder gut gemacht werden können.

Die Griechen und Römer litten nicht selten unter der Plage ungeheurer Vermehrung der Mäuse, und hin und wieder werden uns Geschichten überliefert von wunderbarer Rettung einer Gegend von den Mäusen oder von geschehener Auswanderung wegen übermäßiger Vermehrung dieser Nagetierchen. Als Hausdiebin kennt die Maus schon die voreuropäische Sprache, denn dieser Name, der sich in Griechenland und Italien, an der Elbe wie am Indus wiederfindet, stammt bekanntlich von einem Verbum mit der Bedeutung stehlen. Als Feindin der Maus — und sie hat deren viele — mußten auch frühzeitig die das Haus des Menschen umschleichenden Tiere, das Wiesel, der Iltis, der Marder, die wilde Katze beobachtet werden; einige davon wurden deshalb gehegt und nicht verfolgt und traten in eine Art Gemeinschaft mit dem Menschen; Wiesel und Marder lassen sich zähmen, und ehe die Katze eingeführt war, geschah dies viel häufiger als jetzt. Doch litt in einer spätern Epoche unter diesen Räubern auch wieder das Federvieh, besonders dessen junge Brut, und man suchte sie dann wieder abzuhalten und machte ihnen den Krieg. Besonders das Wiesel (mustela) wird als übermächtige Feindin der Maus mit derselben so zusammen genannt, wie wir Katze und Maus in Fabeln, Redensarten und Spielen zu verbinden pflegen. Zwei Wesen, sagt die Maus am Anfang der Batrachomyomachie zum Frosche, fürchte ich vor allem auf der ganzen Erde, den Habicht und das Wiesel, die meinem Geschlechte viel Leides gebracht haben, dann auch die schmerzenreiche, verhängnisvolle, trügerische Falle; am meisten aber doch das

Wieſel, das das ſtärkſte iſt und mir ſelbſt in meine Löcher ſpürend nachkriecht. In den „Weſpen“ des Ariſtophanes erwidert auf die Aufforderung des einen: „erzähle mir eine Hausgeſchichte!“ der andere: „o, damit kann ich dienen. Alſo es war einmal ein Mäuſel und ein Wieſel —“ wie man bei uns den Kindern vorträgt: es war einmal ein Kätzchen und ein Mäuschen. Die Art, wie Horaz die bekannte Fabel von der Land- und Stadtmaus erzählt, beweiſt augenſcheinlich, daß zu des Dichters Zeit in den Häuſern der Hauptſtadt noch keine Katzen gehalten wurden. „Eine Stadtmaus machte der Feldmaus einen Beſuch und wurde von dieſer nach Kräften bewirtet, mit Erbſen, Haferkörnern, wilden Beeren und Stückchen Speck. Der verwöhnte Gaſt aber verſchmähte die gemeine Koſt und ſprach: Was nützt es dir, hier in Feld und Wald einſam und fern von den Menſchen zu leben? Komm, folge mir in die Stadt, da giebt es beſſere Biſſen. Beide brachen auf; es war tiefe Nacht; ſie krochen durch ein Loch der Mauer und ſchlichen in das ſtädtiſche Haus. Da ſtanden noch die Schüſſeln und Körbe vom Gaſtmahl des vorigen Abends; ſie ließen ſich's ſchmecken und ruhten auf purpurnen Teppichen. Da plötzlich — ſehen ſie die Katze herbeiſchleichen und retten ſich kaum aus äußerſter Todesnot? Ganz und gar nicht, ſondern die Thüren öffnen ſich mit Geräuſch, lautes Hundegebell erſchüttert das Haus, beide Mäuſe laufen ängſtlich hin und her und fürchten ſich faſt zu Tode. Da ſagte die Feldmaus: Ich danke ſchön für dies ſchwelgeriſche Leben; da gefällt mir mein Loch in der Erde, wo ich ſicher und ungeſtört bin, beſſer, wenn es da auch nur Erbſen zu nagen giebt. Hier würde ein neuerer Fabeldichter, ſtatt der Bedienten, die früh morgens zur Reinigung des Speiſeſaales eintreten, unfehlbar der Katze ihre Rolle angewieſen und auch von bellenden Hunden nichts erwähnt haben. Bei den Aufgrabungen in Pompeji haben ſich nirgends Reſte einer Katze gezeigt; Pferde, Hunde, Ziegen und andere Haustiere wurden verſchüttet und ihre Reſte ſind wieder aufgefunden worden, „merkwürdigerweiſe waren aber alle Katzen ſchon bei Zeiten verſchwunden.“ Die Merkwürdigkeit hört auf, wenn es in der Stadt eben noch keine Katzen gab. Auch der Fabeldichter Babrios ſieht als Feindin der Maus das Wieſel an; eine Fabel, wo das Wieſel in eine ſchöne Frau verwandelt wird und bei der Hochzeit ſich durch die Verfolgung einer Maus verrät, beweiſt dies unwiderſprechlich — wir ſagen dagegen, die Katze läßt das Mauſen nicht. Aber als die Tage des weſtrömiſchen Reichs bereits gezählt waren, erkennen wir unſre Hauskatze unter dem von damaligen Schriftſtellern zuerſt gebrauchten Namen catus, der ſeitdem von Italien aus, wie das ägyptiſche Tier ſelbſt, zu allen Völkern gewandert iſt. — Gerade zur Zeit der Völkerwanderung nämlich überzog von Aſien her ein bis dahin

unbekanntes gefräßiges Nagetier, die Ratte, mus rattus, die Keller, Speicher und Wohnungen der europäischen Welt. Der Zeitpunkt ihres Erscheinens und die Richtung ihres Weges ist nicht überliefert. Zog sie im Gefolge der Völkerstürme bei uns ein? Ward sie im Herzen Asiens etwa durch den Aufbruch der Hunnen mit beunruhigt? Als das Tier den Osten Europas erreichte, müssen die Slaven sich bereits in Stämme gesondert haben, denn sie benennen es ungleich. Altirisch hieß die Ratte fränkische Maus, sie war den Iren also vom Frankenlande zugekommen. Eine zweite, noch furchtbarere Invasion der Art hat Europa seit dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts gesehn. Da erschien die große Wanderratte, mus decumanus, an der unteren Wolga, überzog mit allmählichem, oft eigensinnigem Vorrücken eine Stadt und Gegend nach der andern, verbreitete sich mit Fluß- und Seeschiffen — sie liebt die Wasserfahrten — und in den Revolutionskriegen mit den Magazinen der österreichischen und russischen Armeen über Deutschland und den Westen Europas und hat seit lange nicht nur von Paris und London Besitz genommen, sondern zu Schiff auch die neue Welt jenseits des Oceans erreicht, überall ihre schwächere Vorgängerin, die Hausratte des Mittelalters, ausrottend. Gegen sie hat sich in der Tierwelt noch kein überlegner Feind gefunden, wie die Katze gegen jene frühere Einwanderung. Auch die kleine niedliche, naschhafte Hausmaus muß einst so aus dem südlichen Asien zu uns herüber gekommen sein, vielleicht bei der arischen Wanderung. Noch andere Tiere scheinen erst mit der Völkerwanderung in den Gesichtskreis der Kulturvölker des Westens getreten zu sein, so der Dachs und der Hamster. Der Name des ersteren verbreitete sich von den Germanen aus über das romanische Gebiet, der Name des andern, slavischen Ursprungs, deutet auf einen von Osten gekommenen Erdbewohner, dem die Lichtung der Wälder durch den Ackerbau den Weg bahnte. Zu den Germanen kam die Katze zu einer Zeit, wo die Mythenbildung, wenn auch geschwächt, doch nicht ganz erloschen war. Die Katze wurde das Lieblingstier der Liebesgöttin Freya, deren Wagen mit zwei Katzen bespannt war. Katze und Wiesel galten für kluge, zauberkundige Tiere, die man zu schonen Ursache hat. Im spätern Mittelalter verwandeln sich Hexen und Zauberinnen in Katzen, wozu das schleichende, nachtwandlerische Wesen, das dunkle Fell, die im Finstern unheimlich glühenden Augen des Tieres auch ohne Erinnerung an das Heidentum Anlaß geben konnten. Eine märkische Sage mag statt aller übrigen der Art dienen. Am letzten April war ein Müllergeselle noch spät abends in einer Mühle beschäftigt, da kommt eine schwarze Katze zur Mühle hinein; er versetzt ihr einen Schlag auf den Vorderfuß, daß sie schreiend davon läuft. Andern Morgens, als er in das

Haus des Müllers kommt, bemerkt er, daß dessen Frau mit gequetschtem Arm im Bett liegt, und erfährt, daß sie das seit gestern Abend habe, niemand wisse, woher. Da hat er denn gemerkt, daß die Müllersfrau eine Hexe war und daß sie am vorigen Abend als Katze zum Blocksberg gewesen sein müsse. Daß auch vornehme Damen schon im elften Jahrhundert das Tier auf dem Schoß hielten und mit Leckerbissen fütterten, beweist das Beispiel der Gemahlin des Kaisers Konstantin Monomachos. Noch jetzt ist das Tier im Morgenlande und im europäischen Osten und Süden beliebter als bei Völkern germanischer Abkunft. In Rußland giebt es keinen Kaufladen, an dessen Schwelle nicht eine wohlgenährte Katze im Halbschlummer blinzelnd läge. Auch in Frankreich ist die Katze die gerngesehene Freundin des Hauses und der Familie, und in Italien herrscht eine allgemeine Vorliebe für das feine, reinliche, graziöse Tier. In mancher Kirche von Venedig bis Rom sieht man wohlgenährte Sakristeikater auf den Ballustraden der Seitenaltäre oder sonst auf der Kommunionbank sitzen; sogar der Gottesdienst stört die Tiere nicht in ihrer Behaglichkeit. Ruhig schreiten sie mitunter während den Klängen der Orgel über den vordern hohen Teil der Kniebänke hin, und die Leute sind sogar so artig, ihre Hände mit dem Gebetbuch zu lüften und den Spaziergänger ungehindert vorbei zu lassen. Angesichts solcher Bevorzugung ist es also nicht zu verwundern, wenn selbst in sehr anständigen Wirtshäusern auf einmal eine oder zwei Katzen sich neben uns auf einem Sessel oder einer gepolsterten Bank niederlassen, gehäbig spinnen oder sich mit der Schnauze magnetisch reiben. Wie einzelne Menschen von diesem Tier unbegreiflich angezogen werden, dafür ist der Berner Tagelöhner Gottfried Mind, der Katzenrafael, ein Beispiel. Er war als Knabe wie später als Mann stumpf gegen alles und fast blödsinnig, nur das Leben und Treiben der Katzen beobachtete er mit Verständnis und Liebe und stellte es in Aquarellbildern meisterhaft dar. Er starb 1814.

---

## 26. Die Gans.

Hehn.

Während die Zahl der Säugetiere, die der Mensch gezähmt und sich als Hausgenossen zugesellt hat, in historischer Zeit nur um ein Geringes sich vermehrte, haben sich in relativ später Epoche die Gehöfte und Niederlassungen der Menschen mit mannigfachem zahmem Hausgeflügel bevölkert, darunter das wichtigste von allen, das Haushuhn. Zucht des Geflügels und Rindviehzucht stehen in einem gewissen Gegensatz zu einander: nicht,

wo weite, von reichlichen Niederschlägen befruchtete Ebenen in unabsehbaren Saatfeldern und grünen Wiesen sich dehnen und dichte Wälder und Forsten sich anschließen, sondern im sonnigen, auf- und absteigenden Gebiet der kleinen Gartenkultur, wo Hof an Hof stößt und Hecke an Hecke sich reiht, da picken und flattern die geflügelten Geschöpfe um den an und neben seinem Hause hantierenden Menschen und bilden im System seiner Wirtschaft eine nicht zu unterschätzende Quelle des Unterhalts und der Einnahme. In Europa sind daher ihrem Wohnort und ihrer Tradition nach die romanischen Völker die vögelessenden und vögelerziehenden; die Germanen nähren sich mehr von dem Fleisch und der Milch ihrer Rinder. Frankreich besitzt nach einem mäßigen Anschlage über 100 Millionen Hühner und führt jährlich 400 Millionen Hühnereier nach England aus; in südlichen Ländern ist das einzige Fleisch, das der Reisende oft Monate lang zu kosten bekommt und das der einheimische Bauer an Festtagen sich erlaubt, ein gebratenes oder mit Reis oder Polenta gekochtes Huhn.

In viel höheres Altertum als die Hühnerzucht geht die Zähmung der Gans und der Ente hinauf; beide sind aber auch nicht aus Asien eingeführt, sondern stammen von den einheimischen wilden Arten. Der Name der Ente gehört den verwandten europäischen Völkern gleichmäßig an, und der der Gans erstreckt sich sogar vom äußersten Westen im Irland bis zum asiatischen Osten. Die Gans darum für ein bereits gezähmtes Haustier des Urvolks vor der Epoche der Wanderungen zu halten, wäre ein voreiliger Schluß; sie konnte ein gesuchtes Jagdtier an Seen, Strömen und wasserreichen Niederungen sein, wie sie es noch jetzt bei Nomaden und Halbnomaden in Mittelasien ist. So lange sie häufig und leicht zu erlangen war, regte sich kein Bedürfnis, sie in der Gefangenschaft künstlich aufzuziehen, und war die darauf gerichtete Bemühung zwecklos; und so lange die Lebensart eine unstete blieb, paßte ein Vogel, der dreißig Tage zum Brüten und eine entsprechende Zeit zum Aufziehen seiner Jungen braucht, nicht wohl zum Haushalt der Weidevölker. Als sich aber an den Ufern der Seen relativ feste Niederlassungen gebildet, konnten junge Tierchen leicht von Knaben aus den Nestern genommen und dann mit gebrochenen Flügeln aufgezogen werden; starben diese weg, so wurde der Versuch wiederholt, bis er endlich gelang, zumal die Wildgans verhältnismäßig zu den am leichtesten zähmbaren unter den Vögeln gehört. Da sie im Süden Europas nicht brütet, sondern im Herbst mit bereits erwachsenen Jungen in das Gebiet des Mittelmeeres fliegt, so ist dieser Vorgang im mittleren Europa leichter denkbar als in den klassischen Ländern, und da es den letztern an Wasserspiegeln fehlt, so ist sie dort überhaupt nicht so häufig und zugänglich,

als in den Gegenden am Ausfluß des Rheins, in Mecklenburg, Pommern und Skandinavien.

Bei den Griechen galt die Gans für einen lieblichen Vogel, deſſen Schönheit bewundert wurde, und der zu beliebten Geſchenken an Knaben diente. Schon Penelope bei Homer, in der herrlichen Stelle, wo ſie ihrem unbekannten, in Bettlergeſtalt ihr gegenüber ſitzenden Gemahl ihren Traum erzählt, beſitzt eine kleine Herde von zwanzig Gänſen, an denen ſie ihre Freude hat; ſie erſcheinen dort als Haustiere, die weniger um des Nutzens willen, den ſie bringen, als wegen der Luſt des Anblicks, den ſie gewähren, von der Herrin des Hauſes gehalten werden. Zugleich ſind die Gänſe nach der griechiſchen Vorſtellung wachſame Hüterinnen des Hauſes: auf dem Grabe einer guten Hausfrau war unter andern Emblemen eine Gans abgebildet, um die Wachſamkeit der Verſtorbenen anzudeuten. — Bei den Römern wurden ſorgfältig die ganz weißen Gänſe ausgewählt und zur Zucht verwandt, ſo daß ſich mit der Zeit eine weiße und zahmere Abart bildete, die ſich von der grauen Wildgans und ihren direkten Abkömmlingen merklich unterſchied. Zahlreiche Scharen dieſer Vögel wurden auf den großen Gütern gehalten; dabei ward durch Zwangsfutter die übergroße Leber erzeugt, nach der den Schwelgern der Mund wäſſerte, eine künſtliche Krankheit zum Dank für die Rettung des Kapitols. Die Benutzung der Gänſefedern zu Kiſſen war dem eigentlichen Altertum fremd; erſt die ſpäteren Römer lernten dieſen Gebrauch von Kelten und Germanen. Zu Plinius' Zeiten wurden ganze Herden von Gänſen aus Belgien nach Italien getrieben, und auch zarte weiße Federn waren ein Einfuhrartikel aus jener Gegend. Die ſo geſtopften Kiſſen waren eine Neuerung, zu der die echten Römer bedenklich den Kopf ſchüttelten. „Wir ſind jetzt", fügt Plinius hinzu, „zu dem Grade von Weichlichkeit gelangt, daß ſogar Männer ohne eine ſolche Vorrichtung ihr Haupt nicht niederlegen können." Bis auf den heutigen Tag ſind Federbetten eine mehr nordiſche Sitte geblieben, die dem wärmern Süden nicht zuſagt.

Ein andrer Gebrauch der Gänſefeder, der zum Schreiben, war dem Altertum gleichfalls unbekannt: die Schreibfeder tritt genau mit Einbruch des eigentlichen Mittelalters auf. Jetzt iſt ſie durch die Stahlfeder verdrängt, ſo daß ſich für dieſes Werkzeug drei Perioden ergeben: die älteſte, die von den Anfängen des Schreibens bei den Ägyptern bis zum Untergang des römiſchen Reiches geht, die des geſpaltenen Rohres, das Thucydides und Tacitus in der Hand führten; — die andre, die des Gänſekiels, mit dem Dante und Voltaire, Goethe, Hegel und Humboldt geſchrieben haben, endlich die im 19. Jahrhundert beginnende der Stahlfeder, mit der Leitartikel und

Feuilletons hingeworfen werden, um noch naß in der Werkstatt gesetzt und mit Dampfkraft gedruckt zu werden. — Das Altertum hatte in Domestikation der Vögel nach verschiednen Seiten hin Wege eröffnet, die nicht wieder betreten worden sind, und Resultate erreicht, die die heutige Welt wieder hat fallen lassen. In Ägypten war, wie die Monumente lehren, ein großer Wasservogel, der in unbestimmter Weise Reiher genannt wird, zum zahmen Genossen des Menschen geworden, in Rom waren der Kranich, der Storch, der Schwan, von kleinerem Gevögel die Drossel, das Rebhuhn, die Wachtel u. s. w. Gegenstand der Zucht und Fütterung und auf den Tafeln ein von der Mode bald empfohlener und geforderter, bald wieder verschmähter Braten. Die Kirche verbot aber den Genuß z. B. von Störchen, wie auch von Bibern, Hasen und Pferden. Das spätere Mittelalter beschränkte sich daher auf Gänse, Enten und Hühner und überließ es der Jagd, die in den ungeheuren, wenig bevölkerten Waldstrecken Mitteleuropas ein ergiebiges Revier fand, die Küche mit Wildpret zu versorgen. In Italien hatte zur Zeit der Römer von reicher Jagdbeute nicht die Rede sein können, und das Hochwild, von dem die germanischen Wälder belebt waren, sowie das Federwild der Moore des Nordens nach Italien zu schaffen, wurde durch die Entfernung und das warme Klima verhindert. So sahen sich die Römer auf künstliche Zucht delikater Wildvögel angewiesen, die denn auch in oft kolossalen Anstalten derart betrieben wurde und auf verschiedenen Stufen zu mehr und minder erreichter Zähmung führte. Diese Versuche sind, wie gesagt, von der neueren Tierzucht nicht wiederholt worden, und wenn auch in Europa die Wildnis immer weiter gerückt ist, so führen jetzt die Eisenbahnen die erlegten Jagdtiere der fernsten Einöden blitzschnell den großen Konsumtionscentren zu; der Markt von Paris bezieht seine Rebhühner schon aus Algier und dem nördlichen Rußland. Die Varietäten des einmal bestehenden Hausgeflügels, besonders der Hühner und Tauben, haben sich dagegen im heutigen Europa bei der immer umfassenderen und beschleunigten Weltverbindung ins Unendliche vermehrt, und die vorteilhafteren und schöneren unter ihnen verdrängen allmählich die aus dem Altertum zu uns übergegangnen Rassen.

---

## 27. Die Dattelpalme.

Hehn.

Die Dattelpalme ist der echte Repräsentant der subtropischen Zone ohne Regenniederschlag in der alten Welt, einer Zone, als deren Mittelpunkt etwa Babylon, die palmenreiche Hauptstadt der semitischen Völker, angesehn

werden kann. Am beſten gedeiht ſie zwiſchen dem 19. und 35. Grad nördlicher Breite; ſüdwärts vom Ausfluſſe des Indus und ebenſo in der Oaſe von Darfur iſt ſie bereits verſchwunden; nach Norden bedarf ſie, um genießbare Früchte zu tragen, einer mittleren Jahreswärme von 21—23° C. Sie verlangt Sandboden und liebt den ſengenden Hauch der Wüſte; aber als Gegenſatz iſt Befeuchtung ihren durſtigen Wurzeln unentbehrlich. „Der König der Oaſen", ſagt der Araber, „taucht ſeine Füße in Waſſer und ſein Haupt in das Feuer des Himmels." Kein Sturm bricht oder entwurzelt die Dattelpalme, denn ihr Stamm beſteht aus den verflochtenen Faſern der Blattſtiele, und die durcheinander geſchlungenen Wurzeladern binden ſie an den Boden. Sie wird 50 und mehr Fuß hoch; ſie wächſt langſam, iſt mit 100 Jahren in ihrer vollen Kraft, von da an nimmt ſie ab. Durch das Schirmdach der ſäuſelnden geneigten Blätter bringt kein Sonnenſtrahl; drunten weht es lieblich, auch das Waſſer fehlt nicht; Gemüſe und kleinere Fruchtbäume gedeihen noch auf dem Boden. Alle Ortſchaften, alle Einzelhütten der Araber bergen ſich in Palmenhainen, und mit Freude ſieht der Reiſende am Wüſtenhorizont die grünen Kronen auftauchen, gewiß, dort bewohnte Stätten und gaſtfreundliche Aufnahme zu finden. Ehret die Dattelpalme, ſoll der Prophet gelehrt haben, denn ſie iſt eure Muhme von Vaters Seite. Im heutigen Arabien bildet die Dattel das Brot, das eigentliche tägliche Brot des Landes und zugleich den wichtigſten Handelsartikel.

Aber nicht von Anbeginn iſt der Baum in vollem Maße das geweſen, was er jetzt iſt. Erſt die Pflege der Menſchenhand hat ihn ſo veredelt, daß ſeine Früchte ſüß und eßbar wurden und ganze Völkerſtämme jetzt von ihm faſt ausſchließlich leben können. Die älteſten Nachrichten kennen die Dattelpalme noch nicht als Fruchtbaum. Es war in den Ebnen des untern Euphrat und Tigris, wo die Kunſt der Dattelveredelung von Babyloniern zuerſt geübt wurde. Dort zog ſich meilenweit eine ununterbrochene fruchttragende Palmenwaldung fort; dort befriedigte der Baum faſt alle Lebensbedürfniſſe; es gab einen Hymnus, in welchem 360 Arten von ihm Nutzen zu ziehn aufgezählt waren. Von dort wurde die fruchttragende Dattelpalme nach Jericho, Phönizien, an das Ufer des roten Meeres verbreitet. Man kann dies merkwürdige Faktum der Kulturgeſchichte nur mit jener andern Thatſache in Parallele ſtellen, daß das Kamel erſt ſeit dem dritten Jahrhundert nach Chriſtus in Afrika eingeführt worden, ein Tier, welches doch für die libyſchen Wüſten wie geſchaffen ſcheint und den unzugänglichen Weltteil fremden Völkern, ihrem Handel, ihrer Religion erſt geöffnet hat. Kamel und Dattelpalme, zwei innerlich verwandte und denſelben Exiſtenzbedingungen

unterworfene Geſchöpfe, gehören dem Wüſten- und Oaſenvolk der Semiten, dem Volk der bittern Mühſal und träumeriſchen Muße, nicht nur urſprünglich an, ſondern ſind auch von ihm, ſo zu ſagen, geſchaffen worden; es hat das erſtere gezähmt und verbreitet und der andern den nährenden Fruchthonig entlockt und ſo durch beides eine ganze Erdgegend bewohnbar gemacht.

Von einer Übertragung der Dattelpalme nach Europa in dem Sinne, wie der Weinſtock, der Öl- und Kirſchbaum dort eine zweite Heimat fanden, kann nach den oben angegebenen klimatiſchen Bedingungen, von denen ſie abhängt, nicht die Rede ſein. Sie wurde am nördlichen Ufersaume des mittelländiſchen Meeres angepflanzt, trug aber keine reifen Früchte mehr; ſie ſchmückte reizend und fremdartig die Landſchaft und lieh ihr einen flüchtigen Schimmer der jenſeits gelegnen orientaliſchen Sonnenländer; der nordiſche Gebirgsbewohner, der in die Küſtenländer hinabſtieg, ſtaunte ſie als eine wunderbare Naturgeſtalt an, aber er konnte nicht wie der Orientale ſorglos ſein Daſein an ſie knüpfen und in ihrem Schatten Märchen erſinnen und anhören; eine ſchwerere Arbeit war ihm unter dem rauheren europäiſchen Himmel auferlegt. — Von wem den Griechen die Kenntnis des wunderbaren Baumes zugekommen, lehrt uns der Name φοίνιξ, der den aus Phönizien her ſtammenden Baum bezeichnete. Die Ilias weiß von der Palme nichts, die an der anatoliſchen Küſte ganz ebenſo wie im eigentlichen Griechenland ein Fremdling iſt, aber in der Odyſſee wird der Palme auf Delos gedacht in Worten, aus denen die Bewunderung ſpricht, die das neu erſchienene fremdartige Pflanzengebilde bei den Griechen erregte. Odyſſeus hat ſich am Meeresſtrande der Nauſikaa genähert und ſpricht zu ihr ſchmeichelnd und um Hilfe flehend:

Denn noch nie ſo einen der Sterblichen ſah ich mit Augen,
Weder Mann noch Weib, mit Staunen erfüllt mich der Anblick!
Ehmals ſah ich in Delos am Opferaltar des Apollon
Einen Sprößling der Palme von ſo erhabenem Wuchſe.
Denn auch dorthin kam ich, von vielem Volke begleitet,
Jenes Wegs, der mir, ach! — ſo vielen Jammer gebracht hat!
Und ich ſtand auch alſo vor ihm und betrachtet' ihn lange
Staunend, denn ſolch ein Stamm war nie dem Boden entwachſen.
So dich, Mädchen, bewundr' ich und ſtaune und zittre vor Ehrfurcht,
Deine Kniee zu rühren! Doch groß iſt mein Elend, o Jungfrau!

Der weitgewanderte Odyſſeus alſo hatte ſonſt nirgend auf Erden einen Baum wie den Sproß des Phönix geſehn, und er vergleicht die ſchlanke Bildung des letzteren mit der Geſtalt der königlichen Jungfrau, wie Königs-

töchter im alten Teſtament den Namen Tamar, Dattelpalme tragen. Uralt muß die Sitte ſein, Palmzweige zum Schmuck der Sieger zu verwenden; die griechiſche Sage führt ſie auf die Heroen Herakles und Theſeus zurück. Aber Pythagoras verbot ſeinen Anhängern Palmen zu pflanzen, weil ihm ein Siegeszeichen gottlos erſchien. Das hinderte indes die Griechen nicht, hier und da ihre Heiligtümer und Städte mit Gruppen der babyloniſch-libyſchen Wunderbäume zu ſchmücken, zum Staunen jedes, der ſie zum erſtenmal ſah.

Wenden wir uns zu den Schickſalen der Palme in Sicilien und Italien, ſo müſſen wir vor allem die Dattelpalme (Phœnix dactylifera) und die Zwergpalme (Chamaerops humilis) genau unterſcheiden — letztere ein in Spanien, Sicilien und auch Unteritalien auf heißem Boden wucherndes, meiſt verkrüppeltes, blaugrünes Geſträuch, deſſen junge Blattſproſſen, Wurzeln und Früchte gegeſſen und aus deſſen fächerförmigen Blättern Kehrbeſen verfertigt, Stricke gedreht und Körbe, Matten und dergleichen geflochten werden. Wenn Vergil in der Äneide ſagt „palmosa Selinus“, ſo dachte er an die Zwergpalme, die noch jetzt die Küſtenſteppe um die Ruinen dieſer Stadt weit und breit überzieht. Aber auch die wirkliche Dattelpalme tritt uns in Italien ziemlich früh entgegen. Zwar wenn uns erzählt wird, Rhea Silvia, die Mutter des Romulus und Remus, habe im Traume am Altar der Veſta zwei Palmbäume aufwachſen ſehen, von denen der eine, größere, den ganzen Erdkreis beſchattete und zugleich den Himmel mit dem Gipfel berührte, ſo konnte dieſe Dichtung erſt entſtehn, als Rom ſchon mächtig und an Siegen reich war, und das Vorbild war der Weinſtock Mandanens, der Tochter des Aſtyages, der ganz Aſien überdeckte, oder jener Olivenkranz, den Xerxes im Traume ſah und deſſen Zweige über die ganze Erde reichten. Wenn auch die Palmzweige als Siegeszeichen früh eingeführt waren, ſo konnten dieſelben doch vielleicht zu Schiff nach Italien kommen, wie noch heutzutage der Seehandel denſelben Artikel für jüdiſche und chriſtliche Feſte liefert, und dies um ſo leichter, als Palmzweige lange grün bleiben und nicht welken. Aber ſchon i. J. 219 vor Chriſtus geſchah folgendes Wunder im Hain zu Antium: Die Römer hatten aus Anlaß einer Peſt die heilige Schlange aus dem Tempel des Äsculap in Epidaurus geholt und landeten mit ihr in der genannten Stadt; die Schlange, die bis dahin klug und willig den Abgeſandten gefolgt war und deren Abſichten erraten hatte, ſchlüpfte aus dem Schiff, ringelte ſich um die dort ſtehende hohe Palme und kehrte nach drei Tagen ruhig in das Schiff zurück, welches dann den Tiber hinauf nach Rom fuhr. Man mag über dieſen Vorgang denken wie man will, die Exiſtenz eines Palmbaumes in Antium muß als Anknüpfungspunkt

für die Sage vorausgesetzt werden. Später in der Kaiserzeit war der Baum in ganz Italien verbreitet. Als aber nach dem Untergange der antiken Welt Barbarei über jene Gegenden hereinbrach und der Sinn für Anmut des Lebens erloschen war, da starben auch die Palmbäume allmählich ab, die etwa aus dem Altertum sich noch erhalten hatten; sie brachten nichts ein, und neben der Sehnsucht ins Jenseits und der Selbstqual herrschte nur noch der grobe gierige Eigennutz. So weit dann die Araber an den Küsten des Mittelmeeres sich niederließen, ward auch die Palme wieder sichtbar. In Spanien pflanzte um das Jahr 756 der Kalif Abdorrhaman in einem Garten bei Cordova mit eigner Hand die erste Dattelpalme, von der alle übrigen im heutigen Spanien abstammen sollen, und betrachtete sie oft in sehnsüchtiger Erinnerung an die arabische Heimat, von der sie beide, der Kalif und der Baum, so fern waren. Ähnlich thaten die Saracenen in Sicilien und Calabrien. Bis in die neueste Zeit sind einzelne Bäume stehn geblieben, mehr in Griechenland, aber auch hier und da in Italien, zur Freude und Überraschung der Reisenden von Norden, durch welche die Anwohner erst auf den malerischen vegetativen Schmuck, den sie an dem Baum besaßen, aufmerksam gemacht wurden. Wie in so vielem, war unterdes auch in dem Symbol der Palmen die christliche Kirche der Bildersprache des Heidentums und Judentums treu geblieben, und dieselben Zweige, die bei den Festen des Osiris in Ägypten, bei feierlichen Einzügen der Könige und Kriegshelden in Jerusalem, bei olympischen Spielen und auf dem Kleide römischer Imperatoren ein Zeichen der Siegesfreude gewesen waren, wurden in Rom am Palmsonntag vom Haupte der Christenheit geweiht und an alle Kirchen der ewigen Stadt verteilt. Dies gab Veranlassung zur Anlage des größten Palmenhaines, den das jetzige Italien besitzt, des von Bordighera an der herrlichen Uferstraße, die von Genua nach Nizza führt. Die Einwohner dieses Städtchens haben seit alter Zeit das durch Gewohnheit geheiligte Vorrecht, zum Opferfeste Palmen nach Rom zu liefern. Diese Industrie schuf allmählich die über mehrere Meilen sich hinziehende Pflanzung, die über 4000 Stämme zählen soll. Um die teuren und besonders geschätzten weißen Palmen zu erzielen, werden vom Hochsommer an die Kronen oben zusammen gebunden, so daß die innersten Blätter, vom Licht unberührt, kein Chlorophyll erzeugen können und dann nicht bloß ein Bild des Sieges, wie die grünen, sondern zugleich auch der himmlischen Reinheit abgeben, — ein echt christlicher Gedanke, auf den die Alten nicht verfielen. Der Reisende, der um die genannte Zeit die Riviera di Ponente durchzieht, sieht dann die Palmengipfel in Gestalt riesiger Tulpenknospen sich erheben und begreift anfangs nicht, was diese Verstümmelung des schönen Baumes bezweckt. Von

Bordighera aus hat sich die Palme in einzelnen Exemplaren längs dieser ganzen Küste verbreitet; in Rom, Capri, Neapel bilden sie das Studium der Maler. In der Umgegend von Reggio in Calabrien sollen ehedem sich ganze Wälder von Dattelpalmen erhoben haben, die entweder von den Arabern selbst, als sie von dieser Küste verdrängt wurden, umgehauen oder von den Christen als Nachlaß der Ungläubigen zerstört wurden. Wie zu Bordighera, steht in Südspanien zu Elche südwestlich von Alicante nach der Grenze des heißen Murcia hin ein berühmter Palmenwald, 60 000 Stämme stark, der nicht nur Blätter für die Hand frommer Waller, sondern auch süße Früchte zum Genuß bietet. Die Araber wurden besiegt, die Moriscos ausgetrieben und vertilgt, aber der Wald von Elche, obgleich von ungläubiger Hand gepflanzt, blieb stehn. — Im äußersten Westen mitten im Ocean auf den Inseln der Glückseligen fanden die ersten Entdecker schon fruchtbare Dattelpalmen vor; wahrscheinlich waren Dattelkerne aus Afrika durch die Wellen hinübergespült und aufgegangen. In entgegengesetzter Richtung hatten die Araber noch am Südufer des kaspischen Meeres eine ergiebige Dattelzucht getrieben, von der noch einige Epigonen ohne Fruchtertrag übrig geblieben sind. Wahrscheinlich ist aber hier der Untergang dieser Kultur mehr auf Abkühlung des Klimas als auf Indolenz der Bewohner zurückzuführen.

---

## 28. Unter den Cedern.

Fraas.

Ganz abgesehn von dem Rufe der Heiligkeit, in den die Cedern des Libanon gekommen sind, abgesehn von dem uralten Ruhm dieser Bäume, den schon die Sänger des alten Bundes verherrlichten, macht der Cedernhain bei Bscharreh einen ganz gewaltigen Eindruck, namentlich zur jetzigen Jahreszeit (Mai), wo derselbe eigentlich aus den riesigen Schneemassen, welche das Gebirge decken, als eine schwarze Insel hervortritt.

Vorgestern verließ ich mit meiner Expedition die alte Sonnenstadt Baalbek (Heliopolis), wo ich in den Ruinen des Jupitertempels die Zelte hatte aufschlagen lassen. Baalbek ist heut noch eine Sonnenstadt, denn wir hatten 30° C. im Schatten. Nach einem vierstündigen Ritt durch die Ebene des Bekâa zum roten Kloster fing das Steigen an, und erreichten wir Ainata mit Sonnenuntergang. Trotz der 1485 Meter über dem Meere war es zwar frisch, aber nicht kalt, und wir brachen um 4 Uhr früh auf, um den in tiefem Schnee begrabenen Paß, der zu den Cedern führt, zu übersteigen.

Das Dorf Ainata ist den Winter über verlassen und seit vierzehn

Tagen erst bezogen, um die Schafherden zur Weide zu bringen und auf dem Flachfeld Gerste zu bauen. Seit 14 Tagen erst ist der Paß überhaupt offen und meine Karavane ist eine der ersten, welche es wagte, ihn zu überschreiten. Es war aber ein schwer Stück, nicht wegen der 900 Meter, welche zu übersteigen waren, sondern wegen des dreistündigen Marsches im schmelzenden Schnee, in welchen die Maultiere Schritt für Schritt einsanken; die Pferde litten weniger Not. Ohne Hülfe der Bewohner Ainatas, welche an den schwierigen Stellen die Maultiere abluden und das Gepäck selbst schleppten, wäre es nicht möglich gewesen. Um 7 Uhr schon waren wir auf der Paßhöhe, von wo wir mit einem letzten Blick Abschied von der reichen Ebne von Bekâa und den Bergen von Damask nahmen. Vor uns lag in der Ferne das Meer mit der ganzen phönizischen Küste, in der Nähe überblickten wir ein schluchtenreiches Gebirgsland, und gerade unter uns lag ein großes Schneefeld, aus dem inselartig graue Felsmassen auftauchten. Zu unsern Füßen wurde ein schwarzer Fleck sichtbar, der uns immer größer erschien, je mehr wir abwärts stiegen, und schließlich als der heilige Cedernhain, rings von Schnee umgeben, von uns erkannt wurde. Gegen 10 Uhr vormittags hatten wir ihn erreicht, und ich ließ die Zelte unter einer 3000jährigen Ceder aufschlagen. —

Trotz der Höhe von 1930 Meter und trotz des ringsum schmelzenden Schneefeldes fiel der Thermometer in der Nacht nicht unter 8° C., während eine gleichmäßige behagliche Tagestemperatur von 20° C. den Aufenthalt hier oben zum angenehmsten macht, den ich nur ungern wieder mit der heißen Ebne am Meer vertausche. Den gestrigen Abend habe ich zu einer genauen Aufnahme des Cedernhaines benutzt und den heutigen Sonntagmorgen darin verträumt. Der ganze Wald steht auf Felsenschutt, dem Rest einer alten Moräne, die in grauer Urzeit von einem längst untergegangnen Gletscher hierher geschoben wurde, wie man das in der Schweiz heut noch sieht. Eine ganze Anzahl niedriger Hügel sind aus dem Moränenschutt entstanden; am Rand der sich gegen das Thal hinziehenden nächstliegenden Hügel stehn noch neun Stück vereinzelter Bäume; der Hauptwald ist auf die sieben Hügel beschränkt. Außer diesen in Nah und Fern keine Ceder mehr, in nächster Nähe überhaupt kein Baum und kein Strauch, erst weiter unten am Gebirge wieder Cypressen und Pappeln. Der Raum, auf dem die Cedern wachsen, beträgt etwas über hunderttausend Quadratmeter; auf demselben stehn, genau gezählt, 377 Stück; die vielen Zwillinge und Drillinge sind einfach gezählt. Die Bäume sind samt und sonders alte, d. h. hundertjährige, und uralte, d h. tausendjährige Bäume. Unsre Zelte stehn unter einem Baum, dessen Stamm in Brusthöhe 9,20 Meter Umfang

hat. Aus demſelben wachſen bei 3 Meter Höhe vier Stämme in die Höhe, um bei 10 Meter Höhe auseinander zu gehn und die gewaltigen Arme rechtwinklig vom Stamme hinauszuſtrecken. Die Geſamthöhe des Rieſenbaumes, der ſchon hundert Generationen des Menſchengeſchlechts beſchattet hat, beträgt jedoch kaum etwas über 30 Meter, denn alle Gipfel ſeiner Rieſenäſte ſind von den Stürmen der Jahre abgeriſſen, und es ragen die zerfetzten Stummel, entzückend für einen Maler, herzbrechend für einen Forſtmann, in die blaue Luft. Die Ceder, unter der ich dieſe Worte ſchreibe, gehört zwar zu den größeren; die größte, die am Felſenabhang eines der Hügel in der Nähe des maronitiſchen Kirchleins ſteht, mißt über 13 Meter im Umfang, dabei weitere zwiſchen 10 und 12 Meter. An einer dieſen Winter vom Blitz zerſchmetterten, gegen 2 Meter dicken Ceder maß ich mit großer Sorgfalt die verſchiedenen Jahresringe (d. h. die Breite des Holzes, das der Baum in einem Jahre anſetzt) und fand im Mittel 4 Ringe auf 3 Millimeter. Dies zu Grunde gelegt, ſind all die bezeichneten Bäume über zweitauſend Jahre alt, und wenn die dickſten auch die älteſten ſind, der Rieſenbaum beim Kirchlein weit über dreitauſend. Junge Bäume ſind nicht da, denn die jüngſten haben zum mindeſten ein Alter von zweihundert Jahren. Eine Nachzucht giebt es nicht, namentlich ſah ich trotz eifrigen Suchens keine einjährigen, dem ausfallenden Samen entſproſſenen Pflanzen. Ich glaube, es wird uns in Stuttgart eher gelingen, die Samen, die ich zahlreich mitbringe, aufgehn zu laſſen, als hier, wo neben unſern Pferden und Maultieren auch die Ziegenherden den Schutz der Cedernbäume aufſuchen. Der ſchönen, d. h. vollkommenen Bäume ſind es nur wenige, und nur da, wo ſie am Grunde zwiſchen den Höhen ſtehn; eben hier am Nordende des Haines ſteht ein Exemplar, dem die Stürme der Jahrhunderte noch kein Leid gethan; es iſt wohl das Urbild einer Cedernſchönheit, wie ſie David einſt geſchaut hat. Bis zu einer Höhe von 40 Meter baut ſich der Baum wie in Stockwerken auf, der erſte Stock legt ſich 4 Meter hoch um den aſtloſen runden Stamm, aber erſt der zweite Stock ragt am weiteſten ab vom Stamm und begrenzt ſomit den Raum, den die Ceder einnimmt. Acht oder, wenn man will, neun Stockwerke zähle ich an meinem Prachtexemplar im Thalgrund, das letzte iſt der ſchirmartige Gipfel, nicht größer als der Durchmeſſer des Stammes an ſeinem Grund. Solcher Exemplare ſind es aber nur ganz wenige, den meiſten hat der Sturm die Wipfel geknickt und die Hauptarme abgebrochen, an mehr als zwanzig Stämmen hat ein Blitzſtrahl längs des ganzen Baumes ſein Zeichen eingeſchrieben. Was der Menſch alles verwüſtet hat, wer will es ſagen? Thatſache iſt, daß zahlloſe Namen fremder Beſucher in das Holz gerade der älteſten

Bäume eingegraben sind und zu diesem Zweck fußlange Wunden in die Rinde der Cedern geschlagen wurden. Thatsache ist ferner, daß an viele herrliche Bäume Feuer gelegt wurde und der Stamm halb oder zum Teil verkohlt ist. „Alle Bäume," erklärte mir allen Ernstes mein sonst nicht gerade rechtgläubiger Begleiter, „sind von Gott bei der Erschaffung der Welt hieher gepflanzt worden, nicht mehr und nicht weniger, hieher gerade auf den Libanon, daß sie die Sündflut nicht verderbe, die bis hieher nicht herauf gereicht hat. Das Wunderbarste aber ist, daß, als Ibrahim Pascha vor vierzig Jahren Cedern fällen lassen wollte für seinen Palast in Kairo und zu dem Zweck ein fremder Zimmermann hier ankam, beim ersten Axthieb in die Ceder die Hand des Zimmermanns verdorrte. Denn die Bäume sind heilige Bäume, eine ewige Erinnerung an den Tempelbau in Jerusalem."

So der allgemeine Glaube der Anwohner, welche, wie sie sagen, darum keinen der Bäume fällen. Ich bin indes andrer Ansicht und glaube vielmehr, daß die Anwohner die alten Riesenbäume nur darum schonen, weil sie mit ihren elenden Werkzeugen oder, besser gesagt, dem einzigen Instrument, das sie besitzen, einer gekrümmten Holzhacke, nicht im Stande sind, einen der Bäume zu fällen. Ich fand das Gleiche im Osten des Libanon, wo die alten meterdicken Eichen stehn bleiben, während alles junge Holz geholt wird; es hat eben hier zu Lande das Institut der Forstschutzwächter noch keinen Eingang gefunden.

Der Boden, auf dem die Cedern stehn, ist weder mit Moos noch mit Gras bedeckt; dagegen fängt es eben jetzt an zu sprossen und zu grünen auf dem schwarzen Humusgrund, wie es nach dem Schmelzen des Schnees am Rande unsrer heimatlichen Wälder sproßt. Blaue Anemonen, weiße, gelbe und lichtblaue Scilla und namentlich in zahlloser Menge Corydalis überdecken den Grund, der seit 14 Tagen vom Schnee befreit ist. Über Mannshöhe soll er diesen Winter hier gelegen haben; von dem Kirchlein war nur der Glockenstuhl mit dem Glöcklein noch zu sehn. Schnee und Eis scheint zum kräftigen Gedeihen der Cedern zu gehören, entstammen sie doch selbst auch, wie der Boden, auf dem sie wachsen, der Eiszeit, aus der sie in die Jetztzeit noch in den wenigen Exemplaren herüberragen; sie kommen mir wie noch lebende Mammuthe der Vorzeit vor. Aber das Rauschen ihrer Wipfel in den stillen Mondscheinnächten, der würzige Harzduft, den der Cedernwald ausströmt, das knisternde Feuer von dem kostbaren Holz, das unsre Maultiertreiber vor unsern Zelten schlafend umlagern, das alles wird mir die zwei Tage und Nächte unter den Cedern unvergeßlich erhalten.

## 29. Die Llanos von Südamerika.

Humboldt.

1. Gleich dem größten Teile der Wüste Sahara liegen die Llanos (spr. Ljanos) oder die nördlichste Ebne von Südamerika in der heißen Zone. Nur die eine Hälfte des Jahres erscheinen sie so verödet, wie das libysche Sandmeer, in der andern Hälfte sind sie eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien. Aber während in Asien noch heute Nomadenvölker die Steppen bewohnen, war den Ureinwohnern Amerikas die Viehzucht unbekannt, und darin liegt der Grund zur Menschenleere der amerikanischen Steppen. Nur kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Wohnung aufschrecken, schöngestreifte Zibethkatzen, welche die Luft verpesten, der Puma und der Jaguar, die wie Löwe und Tiger der alten Welt den jungen selbsterlegten Stier einen Hügel herauf zu schleppen vermögen, diese und andre Tiergestalten durchirrten die baumlose Ebne. Kein Indianerstamm hätte sich in den Llanos erhalten können, fänden sich nicht hie und da einzelne Fächerpalmen (Mauritia) zerstreut. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Baumes. Er allein ernährt an der Mündung des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Noch jetzt bauen sie ihre Hütten auf hohen Palmenpfosten, die eine horizontale Bretterlage als Fußboden tragen. Die Bretter werden teilweise mit Letten bedeckt, auf dem die Weiber das Feuer anzünden können; Hängematten, aus den Blattstielen der Palme gewebt, werden auch wohl künstlich von Stamm zu Stamm gespannt, und so können die Guaraunen, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen leben. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfährt, sieht mit Erstaunen die Flammen hoch in die Luft reihenweise auflodern. Aber nicht nur Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia den Indianern. Ehe die Blüte aufbricht, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, das in dünnen Scheiben gedörrt wird; der gegorne Saft des Baumes ist der süße, berauschende Palmwein; die Frucht, welche an einen Tannenzapfen erinnert, giebt, wie die meisten Tropenfrüchte, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwicklung ihres Zuckerstoffes oder früher im mehlreichen Zustande genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung die Existenz eines ganzen Völkerstammes insektengleich an einen einzigen Baum gefesselt. —

2. Seit der Entdeckung Amerikas durch die Europäer sind die Llanos einigermaßen bewohnbar geworden. Hier und da sind kleine Städte an den Steppenflüssen entstanden; Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne

mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten; zahllose Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel, deren Vorfahren einst von den ersten europäischen Entdeckern eingeführt wurden, schwärmen in der Steppe umher. Man schätzt sie auf 1½ Millionen Stück. Die ungeheure Vermehrung dieser Tiere ist um so merkwürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, die sie bedrohen. Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie umwölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der verhärtete Boden auf, als hätten ihn Erdbeben erschüttert. Wenn dann ein Wirbelwind weht, so steigt der trockne Sand als trichterförmige Wolke empor, ähnlich den Wasserhosen auf dem Meere. Allmählich verschwinden die Wasserlachen, die von der letzten Regenzeit noch übrig waren; wie im Norden die warmblütigen Tiere in Winterschlaf verfallen, so kriechen hier Krokodil und Boaschlange in den trocknen Letten und halten einen Sommerschlaf. In finstre Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste gepeinigt, schweifen Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten. Bedächtig und verschlagen sucht das Maultier auf andre Weise seinen Durst zu löschen. Eine kugelförmige Pflanze, der Melonenkaktus, verschließt unter stachliger Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maultier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Tiere, welche von Kaktusstacheln am Hufe gelähmt sind. — Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier stets gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann sich nicht der Ruhe erfreuen. Große Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus oder hängen sich an den Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welchen stechende Insekten sich ansiedeln. So führen die Tiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet. Tritt endlich die wohlthätige Regenzeit ein, so überzieht sich alsbald die Steppe mit Gras und Blumen. Froh weiden Pferde und Rinder, freilich auch jetzt noch mancher Gefahr ausgesetzt. Im hohen Grase lauert der Jaguar seinem Opfer auf; bisweilen sieht man an den Ufern der Sümpfe den feuchten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung, denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen

aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß vom Scheintode erweckt. Aber der fortgesetzte Regen läßt die Flüsse anschwellen und über ihre Ufer treten, und bald hat sich ein Teil der Steppe in ein mächtiges Binnenmeer verwandelt. Jetzt müssen die armen Tiere, die vor kurzem fast vor Durst verschmachteten, als Amphibien leben. Mit jedem Tage verengt sich der trockne Raum, nur wenig höhere Stellen ragen als Inseln aus dem Wasser empor. Stundenlang schwimmen die Tiere umher, um sich kärglich von der blühenden Grasrispe zu ernähren, die sich noch über dem Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen, riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen. Ein solcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die Natur manche Tiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Gräser, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt, vom Ganges aus durch Asien und Europa nach Amerika. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Tiergattung, welche im östlichen Europa mit Wölfen und Bären kämpft, wird in den Llanos von Jaguaren und Krokodilen bedroht.

3. Und mit deren Angriffen ist es noch nicht genug, auch unter den Fischen haben die armen Tiere einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser der Steppe sind stellenweis mit elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Teile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5—6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Tiere zu töten, wenn sie ihre elektrische Kraft auf einmal entladen. Eine Steppenstraße mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich viele Pferde in der Furt vor Betäubung ertranken. Auch fliehen alle andern Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angler schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektrisches Feuer im Schoße der Gewässer aus. — Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Pferde und Maultiere in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die mutigen Fische zum Angriff reizt. Schlangengleich sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andre das tobende Ungewitter. Aber die Indianer,

mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück. Allmählich läßt die Wut des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze aufs Land gezogen werden. Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet und den stillen Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des geteilten Lichtstrahles, fließt aus einer Quelle, alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen.

---

## 30. Der Urwald von Südamerika.

Humboldt.

Südlich von den Llanos befindet sich eine schauervolle Wildnis. Tausendjährige Urwälder erfüllen mit undurchdringlichem Dickicht den Raum zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrom. Mit dem Worte Urwald ist in neueren Zeiten viel Mißbrauch getrieben worden. Soll jeder wilde Forst voll dichten Baumwuchses, an den der Mensch nicht die zerstörende Hand gelegt, ein Urwald heißen, so finden sich Urwälder in vielen Teilen der gemäßigten und kalten Zone. Liegt aber der Charakter in der Undurchdringlichkeit, in der Unmöglichkeit, sich durch lange Strecken zwischen Baumstämmen von 8—12 Fuß Durchmesser einen Weg mit der Axt zu bahnen, so gehört der Urwald ausschließlich dem heißen Erdgürtel an. Indes glauben manchmal Reisende, die kaum in einer Tropengegend gelandet sind, schon in der Nähe der Küste in Urwälder eingedrungen zu sein; das ist aber auch eine Täuschung, denn nicht jeder Tropenwald ist ein Urwald. Ein andrer in Europa verbreiteter Irrtum ist es, daß die vielen Schlingpflanzen den Wald unpassierbar machten. Sie bilden oft nur einen verhältnismäßig geringen Bestandteil des Unterholzes. Das Haupthindernis sind die jeden Zwischenraum erfüllenden strauchartigen Gewächse, die in dieser Zone, wie alles, was den Boden bedeckt, leicht zu Holz werden.

In Europa und dem nördlichen Asien kann man die Waldungen nach Baumgattungen benennen, die als *gesellige Pflanzen* zusammen wachsen und die einzelnen Wälder bilden. In unsern Eichen-, Buchen- oder Tannen-

wäldern herrscht gewöhnlich nur eine Baumart; bisweilen findet man eine Species Nadelholz mit Laubholz gemischt. Eine solche Einförmigkeit in der Zusammenstellung ist den Tropenwaldungen fremd; die übergroße Mannigfaltigkeit der blütenreichen Waldflora verbietet eigentlich die Frage, woraus die Urwälder bestehn. Die höchsten Bäume des Tropenwaldes sind die Palmen, deren schlanker Stamm bis 180 Fuß hoch wird und deren Wipfel aus glänzendem, bald fächerförmigem, bald gefiedertem oder grasartig gekräuseltem Laube besteht. Nur eine zwergartige Küstenpalme an den Südküsten Spaniens und Italiens giebt uns in Europa eine mangelhafte Vorstellung von der majestätischen Schönheit dieser Baumform. Völlig unbekannt sind in der gemäßigten Zone die Pisang- oder Bananengebüsche, deren Frucht neben den Palmenfrüchten die Hauptnahrung fast aller Bewohner des heißen Erdgürtels ausmacht; sie vertreten dort das Getreide. Aber wenn unser Ackerbau, einförmige Grasfluren bildend, den Anblick der Gegend wenig verschönert, so bilden Pisanggebüsche mit ihren lichtgrünen 10—12 Fuß langen Blättern, die aus einem niedrigen, fast krautartigen Stamme hervorwachsen, einen ganz besonders charakteristischen Schmuck feuchter Tropengegenden. Die meisten Pflanzenformen zwischen den Wendekreisen sind mächtiger, saftstrotzender, mit größeren Blättern geziert, als bei uns. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen im südamerikanischen Urwalde mit Blüten, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. Unser Farrenkraut erhebt sich zu Bäumen von etwa 40 Fuß Höhe, die etwas Palmenartiges haben. Wenn unter unsern Gräsern ein Weizenhalm von 10 Fuß Länge schon zu den Ausnahmen gehört, so wird dort das Zuckerrohr bis 30 Fuß hoch, und Bambusgebüsche schießen an den Ufern der Flüsse in erstaunlicher Schnelligkeit 50—100 Fuß hoch empor. Wie bei uns Moose und Flechten, so bedecken dort prachtvolle Blütengewächse den alternden Stamm der Waldbäume, darunter die wunderbaren Orchideen und die duftende Vanille. Gleichfalls eine parasitische Pflanze ist die in Sumatra entdeckte Rafflesia. Die stengellose Blüte hat fast 3 Fuß Durchmesser, wiegt etwa 14 Pfund und riecht pilzartig nach Rindfleisch. Wo aber unser Geißblatt oder der wilde Hopfen und etwa die Rebe im Walde an den Bäumen emporkletterte, da werden hier die Baumriesen von den mannigfaltigsten Schlingpflanzen umklammert, die zum Teil selbst zu starken Stämmen heranwachsen und den stützenden Baum mit ihren Umschlingungen töten. Unser rankendes Pfeifenkraut ist bekannt. Zu den südamerikanischen Lianen gehört eine Aristolochia, deren Blüten von 4 Fuß Umfang die indianischen Knaben sich beim Spielen über den Kopf ziehn. Andre Lianen haben blattlose, strickartige Zweige von 40 Fuß Länge, die teils senkrecht, teils schräg wie

Schiffstaue ausgespannt sind, und auf denen Affen, auch wohl Tigerkatzen geschickt auf- und abklettern. Bei diesem üppigen Pflanzenwuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es oft dem Naturforscher schwer zu erkennen, welchem Stamm Blätter und Blüten zugehören; ein einziger Baum bildet mit seinen Parasiten eine Gruppe, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Raum bedecken würde. Den auffallendsten Beweis für den dichtgedrängten Pflanzenwuchs giebt ein Zug aus der Lebensweise des Jaguars. Während unter den zahllosen Rinder- und Pferdeherden in den Llanos die reißenden Tiere reichliche Nahrung finden und sich auch seit der Entdeckung Amerikas dort ansehnlich vermehrt haben, führen andre Individuen der Gattung im Urwalde ein mühevolles Leben. Die Indianer erzählen, daß die Jaguare sich auf ihren Raubzügen in so undurchdringliche Teile der Waldung verirren, daß sie auf dem Boden nicht jagen können und zum Schrecken der Affenfamilien lange auf den Bäumen leben.

Die einzigen Straßen in dieser Wildnis sind die Flüsse mit ihren zahllosen Seitenarmen. Es kommt vor, daß ein paar einsame, von christlichen Indianern und Geistlichen bewohnte Missionsdörfer nur eine bis zwei Meilen voneinander entfernt liegen und die Mönche doch zwei Tage brauchen, um, in den aus einem Baumstamm gezimmerten Kanoes den Windungen der Bäche folgend, sich zu besuchen. In eben solchen Kanoes habe ich mit meinem Freunde Bonpland und eingebornen Dienern viele Tage zugebracht, und obgleich wir wenig ans Land kamen, hatten wir doch viel Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Das Flußbett verengt sich stellenweise und bildet dann einen von dichter Waldung umgebenen, aber weithin in grader Richtung fortfließenden Kanal. Am Rande des Waldes auf dem sandigen Flußufer selbst zieht sich eine niedrige, nur vier Fuß hohe Hecke hin, die einer beschnittnen Gartenhecke gleicht, welche nur in großen Entfernungen von einander thorartige Öffnungen zeigt. Die großen Vierfüßer des Waldes haben unbestreitbar selbst diese Öffnungen gemacht, um an den Strom zu gelangen. Aus ihnen treten sie, vorzüglich am frühen Morgen, heraus, um ihre Jungen zu tränken. Wenn sie, durch die vorüberfahrenden Kanoes beunruhigt, sich in den Wald zurückziehn wollen, so suchen sie nicht die Hecke mit Ungestüm zu durchbrechen, sondern man hat die Freude, die wilden Tiere vier- bis fünfhundert Schritt langsam zwischen der Hecke und dem Flusse fortschreiten und in der nächsten Öffnung verschwinden zu sehn. Es erscheinen zum Trinken, zum Baden oder Fischen gruppenweise Geschöpfe der verschiednen Tierklassen. Wir sahen so den amerikanischen Tiger, den Tapir und das Nabelschwein. Mit den großen Säugetieren wechselten ab vielfarbige Reiher, rote Flamingos und die stolz

einherschreitenden Hokkohühner. „Hier geht es wie im Paradiese zu," sagte mit frommer Miene unser Steuermann, ein alter Indianer, der im Hause eines Geistlichen erzogen war. Aber der süße Friede goldner Urzeit herrscht nicht in dem Paradiese der amerikanischen Tierwelt. Die Geschöpfe beobachten und meiden sich ängstlich. Am schlechtesten ergeht es der Capybara oder dem Wasserschwein. Das Tier, 3—4 Fuß lang, ist eine kolossale Wiederholung des gewöhnlichen Meerschweinchens, wird auf dem Lande vom Jaguar verfolgt und im Wasser vom Krokodil gefressen. Es läuft aber auch so schlecht, daß wir einzelne aus den zahlreichen Horden haben einholen und erhaschen können.

Je höher die Sonne heraufsteigt, desto mehr ziehn sich die Tiere zurück, und um die Mittagsstunden herrschte meist in den Tropenwäldern die tiefste Stille. Kein Lüftchen bewegte den staubartigen Sand des Bodens; das Thermometer zeigte in der Nähe der Uferfelsen 40° R. im Schatten; alle Felsblöcke und nackten Steingerölle waren mit einer Unzahl von großen Eidechsen und buntgefleckten Salamandern bedeckt, die unbeweglich, den Kopf erhebend, den Mund weit geöffnet, die heiße Luft mit Wonne einzuatmen schienen. Die größeren Tiere verbergen sich dann in das Dickicht der Wälder, die Vögel unter das Laub der Bäume oder in die Klüfte der Felsen, um sich vor der Sonnenglut zu schützen. Lauscht man aber bei dieser scheinbaren Stille der Natur auf die schwächsten Töne, so vernimmt man ein dumpfes Geräusch, ein Schwirren und Sumsen der Insekten, dem Boden nahe und in den untern Schichten des Luftkreises. In jedem Strauche, in der gespaltnen Rinde des Baumes, in der von Wespen bewohnten aufgelockerten Erde regt sich hörbar das Leben, alles verkündigt unausgesetzt thätige, organische Kräfte. — Die Nächte brachten wir bei dieser Stromreise gewöhnlich unter freiem Himmel auf dem Sande des Ufers zu. Oft machte es Mühe, dürres Holz zu finden, um die Feuer anzuzünden, mit denen jedes Bivouac wegen der Angriffe des Jaguars umgeben wird. In mondhellen Nächten sieht man dann deutlich, wie sich die Krokodile dem Ufer nähern, gleich unsren Krebsen und Fischen vom Feuerschein angelockt. Die Ruder unsrer Nachen wurden sorgfältig in den Boden gesenkt, um unsre Hängematten dran zu befestigen. Es herrschte gewöhnlich in den ersten Abendstunden tiefe Ruhe, so daß man bisweilen das Schnarchen der Süßwasser-Delphine hörte, die dem Orinoco eigentümlich sind und in langen Zügen einander folgen. Nach elf Uhr begann oft ein solcher Lärm im nahen Walde, daß man die übrige Nacht auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Tiergeschrei durchtobte den Forst. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzen Pausen auch einzeln gehört wurden.

Es war das einförmig jammernde Geheul der Brüllaffen, das ſchnarrende Murren der geſtreiften Nachtaffen, dazwiſchen der Lärm von Papageien und andern Vögeln, das Grunzen der Nabelſchweine und das unterbrochne Gebrüll des Jaguars oder des Kuguars. Wenn die Tiger dem Waldrande nahe kamen, ſuchte unſer Hund, der vorher tapfer bellte, heulend Schutz unter der Hängematte. Bisweilen kam das Geſchrei des Tigers von der Höhe eines Baumes herab und war dann ſtets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachſtellung zu entgehn ſuchten. Fragt man die Indianer, warum in gewiſſen Nächten ein ſo anhaltender Lärm entſteht, ſo antworten ſie lächelnd: Die Tiere freuen ſich der ſchönen Mondhelle, ſie feiern den Vollmond. Mir ſchien die Scene ein zufällig entſtandener, fortgeſetzter und geſteigerter Tierkampf. Der Jaguar verfolgt die Nabelſchweine und Tapirs, die dicht aneinander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen, das ihre Flucht hindert. Davon erſchreckt, miſchen von dem Gipfel der Bäume herab die Affen ihr Geſchrei in das der größeren Tiere; ſie wecken die geſellig horſtenden Vogelgeſchlechter, und ſo kommt allmählich die ganze Tierwelt in Aufregung. Übrigens iſt es keineswegs immer die „gefeierte Mondhelle", welche die Ruhe der Wälder ſtört. Die Stimmen waren am lauteſten bei heftigem Regenguſſe, oder wenn bei krachendem Donner der Blitz das Innere des Waldes erleuchtete. Der gutmütige, viele Monate ſchon fieberkranke Franziskanermönch, der uns einen Teil unſres Weges begleitete, pflegte zu ſagen, wenn er bei einbrechender Nacht ein Gewitter fürchtete: „Möge der Himmel, wie uns ſelbſt, ſo auch den wilden Beſtien des Waldes eine ruhige Nacht gewähren!"

In dieſer großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geſchlechter der Menſchen. Nur wenige nähren ſich von ſelbſtgezogenen Früchten und haben mit dem Anbau des Bodens ſanftere Sitten angenommen. Die meiſten ziehn umher, dem Ackerbau fremd, Ameiſen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menſchheit. Die erdefreſſenden Otomaken am Ufer des Orinoco und ſeiner Nebenflüſſe leben bei niedrigem Waſſerſtande von Fiſchen und Schildkröten. Schwellen die Ströme aber periodiſch an, ſo hört der Fiſchfang auf, denn im tiefen Flußwaſſer iſt es ſo ſchwer wie im tiefen Ocean zu fiſchen. In dieſer Zwiſchenzeit, die zwei bis drei Monate dauert, ſieht man die Otomaken ungeheure Quantitäten Erde verſchlingen. Sie ſuchen ſich dazu einen fetten milden Letten, wahren Töpferthon, aus, der in eignen Bänken ſich am Flußufer findet. Sie kneten dieſe Erde in Kugeln von vier bis ſechs Zoll Durchmeſſer zuſammen und brennen ſie äußerlich bei ſchwachem Feuer, bis die Rinde rötlich wird, und legen ſich in

ihren Hütten große Vorräte von diesen Kugeln für die Regenzeit an. Sie essen während derselben, was sie sich eben verschaffen können, eine Eidechse, einen kleinen Fisch oder eine Farrenkrautwurzel. Aber Erde bildet ihre Hauptnahrung, ein Indianer verzehrt täglich dreiviertel bis fünfviertel Pfund davon. Selbst in der trocknen Jahreszeit, wo sie Fischnahrung genug haben, wird als Leckerbissen nach der Mahlzeit etwas Erde gegessen. Es ist ein Sprichwort unter den andern Stämmen am Orinoco, von etwas recht Unreinlichem zu sagen: „so schmutzig, daß es der Otomake frißt."

Wie in dem Urwalde ein steter Kampf ums Dasein unter den Tieren herrscht und der Schwächere stets auf der Flucht vor dem Stärkeren ist, so sehn wir in diesen Wildnissen ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme tigergleich das ausgesogne Blut ihrer Feinde; andere haben von den Giftschlangen gelernt und töten, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumennagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spuren ihrer schüchternen Tritte. Und hier, wo jetzt der Mensch, kaum über dem Tier stehend, mühsam mit den übermächtigen Naturgewalten um seine Existenz ringt, wo weite Räume noch gar nicht von Menschen, nur vom Tapir und von geselligen Affen bewohnt sind, da beweisen in den Felsen gegrabne Bilder, kolossale Figuren, die Mond und Sonne, Tiger, Krokodile und Hausgerät darstellen, daß auch diese Einöden einst der Sitz höherer Kultur waren. Die jetzigen Indianer betrachten diese Bilder mit höchster Ehrfurcht und halten sie für Werke des großen Geistes, denn sie wären ganz außer Stande, ähnliches zu leisten, und die Völker, die in grauer Vorzeit dies Denkmal hinterlassen haben, sind vergessen; nur die Felswände zeugen davon, daß hier einst Menschen lebten, die mehr als die jetzigen Bewohner des Urwaldes den Namen „Herren der Erde" verdienten.

---

## 31. Der Ausbruch des Vesuvs im Jahre 1794.

L. v. Buch.

Unter den vielen Ausbrüchen des Vesuvs sind doch nur zwei bekannt, denen die Eruption von 1794 an furchtbarer Größe weicht. Durch die erstere von diesen (im J. 79 n. Chr.) ward das reiche Herculanum und die Seestadt Pompeji zerstört und dem Meere neue Grenzen bestimmt. Die zweite (im J. 1631) stürzte fast unzählbare Feuerströme über die in Menge um den Fuß des Vulkans gelagerten Orte. Alle fruchtbaren Pflanzungen wurden gänzlich zerstört, und fast die Hälfte der Einwohner verlor in den

Flammen das Leben. Beide erſchienen, als bei den anwohnenden Menſchen jede Überlieferungsſpur von dem im Innern des Berges verborgenen Zerſtörungsquell durch die Länge der Zeit faſt völlig verwiſcht war. — Aber in neuern Zeiten hatte der Vulkan faſt jährlich neue und große Phänomene gezeigt, und es lebte in der Gegend faſt niemand, der nicht die Verwüſtungen mehrerer Ausbrüche ſelbſt empfunden oder beobachtet hätte.

Und doch konnte eine zweijährige Ruhe des Berges, in der ſein Gipfel auch nicht einmal dampfte, die Einwohner in ſo große Sorgloſigkeit ſtürzen, daß ſie den Veſuv auch dann noch gänzlich vergaßen, als ſie am 12. Junius um 11½ Uhr in der Nacht plötzlich ein heftiges Erdbeben aufſchreckte. Der Boden in der ganzen Ebene Campaniens ſchwankte von Morgen nach Abend wie flüſſige Wellen. Die Neapolitaner ſtürzten aus den Häuſern auf die großen Plätze der Stadt; ſie glaubten im nächſten Augenblicke ihre Häuſer zu Boden geworfen und angſtvoll erwarteten ſie im Freien den Morgen, Calabriens Schickſal befürchtend. Als ihnen aber die Sonne hell aufging und ſie den Vulkan in der gewohnten Ruhe erblickten, glaubten ſie den Ruin der ſüdlichen Provinzen des Reiches befürchten zu müſſen und leiteten von dort her die Erſcheinung der vorigen Nacht ab.

Aber nicht lange währte ihr Irrtum.

Drei Tage darauf, am 15. Junius um 11 Uhr in der Nacht, erbebte die Erde von neuem. Es war nicht mehr ein wellenförmiges Schwanken wie vorher, es war ein unregelmäßiger Stoß, der die Gebäude zerriß, die Fenſter klirrend erſchütterte und gewaltſam die inneren Gerätſchaften durcheinander ſtürzte. Und ſogleich erhellten rote Flammen und leuchtende Dämpfe den Himmel. Der Veſuv war am Fuße des Kegels geborſten, und von den Dächern der Häuſer ſah man aus mehreren Öffnungen die Lava hoch in paraboliſchen Bögen hervorſpringen. Fortdauernd hörte man einen dumpfen aber heftigen Lärm, wie den Katarakt eines Fluſſes in eine tiefe Höhle hinab; unaufhörlich ſchwankte der Berg, und eine Viertelſtunde darauf hörte auch in der Stadt nicht mehr die Erſchütterung auf. Mit ſolcher Wut hatte man noch nie die Lava hervorſtrömen ſehen. Das reizbare Volk, das ſich nicht mehr auf ſicherem Boden, die Luft in Flammen und voll unerhörter, ſchrecklicher Töne erblickte, ſtürzte, von Furcht und Schrecken ergriffen, zu den Füßen der Heiligen in Kapellen und Kirchen, griff nach Kreuzen und Bildern und durchzog heulend die Straßen in wilder Verwirrung. Der Berg achtete ihres Angſtgeſchreies nicht; es ſprangen immer neue Öffnungen auf, und mit gleichem Lärm und gleicher Gewalt ſtürzte daraus die Lava hervor. Rauch, Flamme und Dampf erhoben ſich zu ungeheurer Höhe jenſeits der Wolken und verbreiteten ſich dann auf

beiden Seiten in Form einer unermeßlichen Pinie, wie zu Plinius' Zeiten. — Nach Mitternacht verlor ſich dieſes ununterbrochene fürchterlichdumpfe Getöſe, mit ihm die ſtete Erſchütterung und das Schwanken des Berges. Die Lava brach jetzt ſtoßweiſe aus den Öffnungen hervor, aber in ſchnell hintereinander ſich folgenden Stößen mit donnerähnlichem Knall. Die ſie ſo gewaltſam und tobend hervorſtoßenden elaſtiſchen Mächte ſchleuderten unzählbare große Felsſtücke zu erſtaunlicher Höhe hinauf in die Luft, und neue Flammen und ſchwarze Rauchwolken folgten dieſen zertrümmerten Felſen.

Nach und nach folgten die Stöße ſeltener hintereinander, aber ihre Kraft verdoppelte ſich, und zuletzt ſchien der ganze Berg nur eine Batterie zu gleicher Zeit abgefeuerter Artillerieſtücke zu ſein. — Und während dieſes gewaltſamen Donners ſchon nach Mitternacht ſah man auch die jenſeits des Vulkans liegende Atmoſphäre erleuchtet. Die Lava, ungeachtet der Verwüſtungen auf dieſer Seite des Berges, ſprengte auch den jenſeitigen Abhang noch tiefer am Kegel herab und weiter vom Gipfel und ſtürzte mit Gewalt aus der Öffnung in eine weite Schlucht, welche ſchon ältere Laven verwüſtet hatten, gegen Mauro hinab. Sie wütete in den Waldungen am Ausgange des Thales, verbreitete ſich auf der weniger ſich neigenden Fläche, fing dann langſamer zu fließen an, und nach 3 Tagen erſtarrte ſie gänzlich, ohne Wohnungen erreichen zu können.

Nicht ſo die donnernde Lava gegen Neapel; ſie ſtürzte mächtig und ſchnell vom Abhang herab. Jede Exploſion aus den Kratern drängte eine neue Maſſe von Lava herauf, die, ſich dem Strom zuwerfend, ihm neue Kräfte und Stärke zu geben ſchien. — Die Hälfte der Einwohner von Reſina, Portici, Torre del Greco ſtarrte mit fürchterlich ängſtlicher Erwartung auf jede kleine Bewegung des Feuerſtroms, deſſen Richtung bald dieſen, bald jenen Ort zu bedrohen ſchien. Die andere Hälfte lag hingeworfen vor den Altären, ſich Rettung vor der ſchrecklichen Lava zu erflehen. Plötzlich richtete die ganze Maſſe der Lava ihren Lauf genau auf Reſina und Portici zu. Alles Lebendige in Torre del Greco ſtürzte in die Kirchen, dem Himmel für die geträumte Rettung zu danken; in ihrer unmäßigen Freude vergaßen ſie den dann notwendigen Untergang ihrer Nachbarn. Aber ein tiefer Graben ſtellt ſich dem Lauf der Lava entgegen; ſie folgt ſeiner Richtung — und er öffnet ſich auf der Höhe über das unglückliche, ſich gerettet glaubende Torre del Greco. Mit neuer Wut fällt der Strom den ſteileren Abhang hinab; er trennt ſich nicht mehr, und mit 2000 Fuß Breite erreicht er die blühende Stadt. Im nächſten Augenblick ſuchen 18000 Menſchen Schutz auf dem Meere. Noch ehe ſie das Ufer verlaſſen, ſehen ſie über den eingeſtürzten Dächern der Häuſer, aus der Mitte der Lava hervor, ſich

dicke, schwarze Rauchsäulen erheben und große Flammen wie Blitze. Paläste und Kirchen stürzen krachend zusammen, und fürchterlich donnert dazwischen der Berg. Um 11 Uhr in der Nacht brach die Lava aus dem Innern hervor, und schon um 5 Uhr des Morgens war Torre del Greco nicht mehr. In 6 Stunden hatte die glühende Masse 4 italienische Meilen durchlaufen, eine noch nie erhörte Geschwindigkeit in der Geschichte des Berges. Das große Meer selbst vermochte es kaum, der Lava Grenzen zu setzen. Mächtig wälzte sich der obere Teil, indem der untere im Wasser erstarrte, über den erkalteten weg. Weit umher siedete das Wasser, und gekochte Fische in unzähliger Menge bedeckten die Fläche.

Mitten unter diesen Verwüstungen brach der neue Tag an. Man sah die aus den Kratern sich hebenden Flammen nicht mehr, aber auch den Berg nicht. Eine schwarze, fest scheinende Wolke lagerte sich um ihn herum und verbreitete sich nach und nach wie ein finsterer Flor über den Golf und das Meer. Unaufhörlich fiel in Neapel und in der Gegend ein feiner Aschenregen herab und bedeckte alle Pflanzen und Bäume, alle Häuser und Straßen. Die Sonne erhob sich strahlenlos und ohne Glanz, und kaum war die Helle des Tages dem schwachen Lichte der Morgenröte vergleichbar. Ein unbedeckter lichter Streif am äußersten westlichen Horizont ließ doppelt die Menschen empfinden, wie sie in Finsternis eingehüllt waren.

Diese fürchterlich traurige Erscheinung vermochten die Neapolitaner nicht zu ertragen. Alle überfiel eine ängstlich düstere Schwermut, und in ununterbrochen fortgesetzten Prozessionen suchten sie den erzürnten Himmel zu besänftigen. Es war nicht mehr das leicht empfängliche Volk, das lärmend mit den Kreuzen die Straßen durchstürzte. Die vornehmsten Familien Neapels schlossen sich dem feierlichlangsamen Zuge der Prozession an und folgten seufzend und still in langer Reihe dem Kreuze durch die Finsternis nach. Man glaubte alles, was die Asche berührte, mit einem tödlichen Hauche bedeckt. Der eingebildete Verlust der reichen Pflanzungen umher setzte die Menge in stumme Verzweiflung, und nur mit Mühe gelang es der Regierung, durch Bekanntmachung der unschädlichen Bestandteile der Asche diese Furcht zu zerstreuen.

Die Asche fiel um so stärker und häufiger, je mehr sie dem Berge sich näherte. Als sie eine Linie hoch die Straßen von Neapel bedeckte, lagen fünf Linien in Portici, neun Linien in Resina und fünfzehn Linien in der Nähe der Lava. In Neapel war es schwarzer, feiner Staub, näher dem Vulkan zu ein dunkler Sand mit erkennbaren Teilen, und auf dem Vesuv waren Lapilli (kleine Steintrümmer) gefallen. Die Lava selbst bewegte sich noch, aber langsam und nur am äußersten Ende bemerkbar.

Eine harte, erstarrte Rinde bedeckte den fließenden Strom, und die Oberfläche dieser glühenden Masse erkaltete so schnell, daß zwölf Stunden nach Zerstörung der Stadt viele ihrer unglücklichen Bewohner es wagten, schnell gegen ihre zerstörten Wohnungen zu eilen, um der Lava das Wenige zu entreißen, was sie noch verschont haben konnte. Ja man war sogar glücklich genug, auf diesem Wege mehrere Personen zu retten, welche, in einem Kloster verschlossen, die jenseits der Lava Geretteten bis dahin vergebens um Hülfe angefleht hatten.

An vielen Orten war die Lava geborsten; aus dem Innern erhob sich ein heftiger, widriger, kochsalzgesäuerter Dampf, und man sah hellleuchtende Flammen zu beiden Seiten der Spalten. Man hörte ein unaufhörliches, entfernt scheinendes Donnern, und schnelle Blitze im schwarzen, vom Berge sich hinabwälzenden Regen erhellten die finstre Nacht. Man sah, daß diese gewaltige Masse aus dem großen Krater auf dem Gipfel des Berges hervorgewälzt ward. Man sah, wie sich eine ungeheure, dichte, rundgestaltete Wolke aus dem Innern erhob, wie sie sich aufzublähen schien, je höher sie stieg. Große, zu schwere Felsstücke fielen in fortgesetztem Regen senkrecht von ihren Rändern wieder in den Abgrund hinab. — Eine neue Wolke folgte der erstern schnell mit gleicher Erscheinung, und so unzählige hintereinander bis zu unabsehbaren Höhen. Ein großer, erhabener Anblick! Oft schien der ganze Berg mit einer Krone dieser zu eigenen Systemen geordneten Wolken bedeckt. Nach und nach lösten sie sich auf. Die größeren Stücke fielen senkrecht hinab und rollten am Abhange des Kegels herunter. Die feinere Asche entführte der Wind und zerstreute sie über das Land. — Wenige Stunden darauf hatte die Asche wieder den ganzen Himmel bedeckt, und Tag und Nacht waren, wie vorher, durch keine Grenzen voneinander geschieden.

Man hatte am Tage einige schwache Erschütterungen bemerkt. In der Nacht um 2 Uhr, am 18., erschreckte ein neuer heftiger Stoß die für kleine Phänomene durch das Furchtbare der vorigen Tage nicht mehr empfänglichen Menschen. Man empfand ihn vorzüglich in Portici, Resina und andern dem Berge näher gelegenen Orten. Und bei dem Anbruch des weniger durch die Asche verhüllten Tages sah man mit Erstaunen, daß der Gipfel des Vulkans eingestürzt war. Statt der vorigen Spitze sah man ihn schief abgestumpft gegen das Meer. Die unaufhörlichen innern Aschenausbrüche hatten so sehr das Innere des Berges erschöpft, daß er den Gipfel nicht mehr zu unterstützen vermochte. Die ganze Masse fiel im Krater zusammen. Aber diese imposante Erscheinung beendigte den finstern Aschenregen nicht. Wenn auch in Neapel und Portici und der nahen Gegend umher weniger

Asche hinabfiel als an den vorigen Tagen und das matte, rötliche Bild der Sonne mehrere Stunden lang sich durch den Staub in der Luft zeigte, so litten dagegen doppelt die Orte ostwärts des Berges. Ein heftiger Westwind führte die aus dem Krater sich heraufhebende Masse von der Meerseite weg, und mit doppelter Wut stürzte sie auf Somma, Ottajano, Nola, Caserta herab; bis in das Apenninengebirge hinein war tiefe Nacht. Der ganze Vesuv schien sich in Staub herabstürzen zu wollen. Wolkenbrüche vermischten sich in der Luft mit der Asche, und die Masse fiel wie ein zäher Teig über die ganze Gegend. Fest umgab er die zarten Zweige der Pflanzen und Bäume, und alle Pflanzungen dieses fruchtbaren Strichs erlagen unter der unerträglichen Last. Viele Dächer in den Örtern stürzten zusammen, und die Einwohner sahen sich genötigt, ihr Leben durch schnelle Flucht in das Gebirge zu retten. Auf diese Art fielen einst Herculanum und Pompeji.

Und wirklich hatte man Ursache, ein noch grausameres Schicksal zu fürchten; denn, während der Schlamm und die Asche den 18. und den 19. fort in einer für die Helle des Tages undurchdringlichen Dichte sich herabsenkten, stürzten reißende Wasserströme vom jähen Abhang des Berges nieder. Mit grenzenloser Gewalt rissen sie Berge von Steinen und Bäumen vor sich hin und bedeckten mit großen Felsmassen die Ebene. — Nur allein in der Nacht vom 20. Junius wälzten sich fünf solcher Ströme vom Berge, und dreimal im Laufe des Tages erneuerte sich diese verwüstende Erscheinung, und das letzte Mal mit doppelter Stärke und Kraft. Die ganze, den Vesuv umgebende Landschaft ward durch diese Regen verheert; jede kleine Wolke schien mit Macht gegen die Spitze des Berges gezogen, und kaum hatte sie den Gipfel umgeben, als auch schon die Wasser herunterstürzten, Wälder, Straßen, Brücken zerrissen und Häuser und Felder zerstörten. — Von allen Seiten lebten die unglücklichen Menschen in beständiger Todesangst und waren fortdauernd genötigt, sich zur schnellen Flucht zu bereiten.

Indes verminderte sich allmählich die Menge der ausgeworfenen Asche. Man sah jetzt mit ihr sich große Dampfwolken aus dem Krater erheben, die in der Luft sich zerstreuten. Doch wurden die Nächte in Neapel noch fortdauernd von der unzähligen Menge glänzender Blitze erleuchtet, die sich aus der Aschenwolke unaufhörlich herabstürzten. Ein starker, aber nicht rollender Donner begleitete sie, und daher das noch mehrtägige fortgesetzte Getöse vom Berge. Am 24. und mehr noch am 26. fiel wieder mehr Asche auf die Seite gegen Neapel; aber als sie die Einwohner erblickten, erhoben sie ein Freudengeschrei; denn sie war nicht mehr dunkelgrau oder schwarz wie bisher, sondern hellgrau und zuletzt beinahe ganz weiß. Die Erfahrung aller Eruptionen hatte gelehrt, daß dies der letzte Bodensatz im

gärenden Innern des Berges sei und daß mit ihm die ganze Eruption gewöhnlich sich endige. Und man betrog sich auch diesmal nicht. Von nun an rauchte der Vesuv nur allein. Asche fiel nur noch an einigen Tagen und seit dem 8. Julius kehrte Heiterkeit in das glückliche Klima Neapels zurück. Schon erhob sich wieder Torre del Greco durch den rastlosen Fleiß der zurückgekehrten Einwohner. Tausende waren auf den Feldern zerstreut, die Blätter und Zweige der Bäume und Reben von der alles bedeckenden Asche zu säubern. In Neapel strömten aufs neue die Menschen den wieder geöffneten Schauspielen zu, und wie vorher versammelten die Späße des Polichinells die geschäftslose Menge an den Ecken der Straßen.

---

## 32. Römische Scenen.

Gregorovius.

### 1. Unter der Erde.

Eines Abends lockte mich, da es die Totenwoche war, der Lichterschein in das Pantheon des Agrippa. Ein Priester predigte hier mit sonorer Stimme über das Fegefeuer, und seine Worte machten gerade in dieser Kirche einen geschichtlich überzeugenden Eindruck. „Denn," sagte der Mann, „wir wandeln hier auf lauter Staub; gedenkt nur der unzähligen Christen, welche einst Nero, Domitian, Decius und Diocletian den Tieren vorwarf, ans Kreuz schlagen und erwürgen ließ!" Die Stimme des Priesters hallte in der großen halbdunkeln Rotonde mächtig wider, und das Echo schmetterte von dem Gewölbe: Nero, Domitian, Decius, Diocletian! daß es schien, als riefen diese schreckenden Namen die Geister Roms selbst herunter. Diese Pantheonpredigt brachte mich darauf, auch die unterirdischen Grüfte Roms zu besuchen, in denen in dieser Woche feierlicher Gottesdienst gehalten wird. Da ist z. B. die Totenkapelle alla morte am Ponte Sisto, in deren Unterkirche wollen wir hinabsteigen. Wir sehen hier verwunderſame Dinge. Alle Wände und Decken derselben sind mit den sonderbarsten Reliefs bekleidet, mit phantastischen Arabesken und Mosaiken bedeckt. Hier sind zierliche Blumen angebracht, dort Rosetten, hier Sterne und Kreuze, alles ist auf das sauberste gearbeitet, zusammengesetzt aus — Menschenknochen. Man möchte seinen Sinnen nicht trauen. Man denke sich nur eine unterirdische, von Kerzen hell erleuchtete Kapelle, gleichsam aus Schädeln und Gerippen erbaut, die mit Totenknochen ganz und gar überkleideten Wände aber rings besetzt mit einem Kranze von lebenden, atmenden Menschen, meist von Mädchen und Frauen, darunter in Seide gekleidete Damen, welche reihenweise auf Stühlen umhersitzen, blühende Gesichter, lachend, kichernd,

angelehnt an Moder und bleichendes Gebein, in einer von Fäulnis durchzognen Atmosphäre und umwallt von dumpfen Weihrauchwolken. Ich setzte mich neben ein junges Mädchen, welches gerade unter einem grinsenden Gerippe saß und mit ihrer Nachbarin fröhlich von sehr weltlichen Dingen plauderte; nachdenklich und fast erschreckt betrachtete ich den Knochenmann und seine junge Beute, über welche er beide Hände ausgestreckt hielt; denn das Mädchen saß so, daß es schien, es wäre dem Skelett geradezu in die Arme gesunken. Ganze Gerippe stehn in den Nischen der Kapelle. Ein jedes hält in seinen Knochenfingern eine Schrift, meist eine Bitte an die Lebendigen, der Seelen im Fegefeuer eingedenk zu sein. Die saubere Kunst und der peinliche Fleiß, womit die Knochen zur Dekoration verwandt sind, ist ganz erstaunlich. Hier hat man einen Teil der Wand mit Kinderschädeln, dort wieder mit größeren Schädeln bedeckt; hier sind lauter Schulterblätter zusammengesetzt, dort Brustknochen, Schlüsselbeine, Rippen, Fingerknöchelchen, zu Arabesken geordnet. Selbst die Kandelaber sind aus Menschengebeinen phantastisch zusammengefügt, und es ist merkwürdig, wie die künstlerische Form das natürlich Schauderhafte beinah — nicht ganz — überwunden hat. Wer mag aber wohl zuerst auf den grausenvollen Gedanken gekommen sein, aus menschlichem Gebein Mosaik zu machen! Ich sagte zu einem neben mir stehenden Kapuzinermönch: „Padre, wenn einst all diese Schädel und Knochen ihr Zubehör suchen müssen, welche Verwirrung!“ „Ja“, entgegnete der Mönch ernsthaft, „am jüngsten Gericht, wenn die Toten auferstehn, wird hier ein großes Rasseln sein.“ Auf einmal kamen die in der Oberkirche singenden Priester im Zuge herunter mit schwarzen Fahnen, mit schwarzen Kreuzen, mit schwarzen Kapuzen, mit Kerzen und Weihrauchfässern, stellten sich zu zwei Reihen in der Kapelle auf und sangen das Misericordia. Der Kerzenschimmer und die Dampfwolken schienen, indem sie flackerten und wallten, den Gerippen Leben und Bewegung zu geben; ein Grauen erfaßte mich, und ich eilte fort, herauf in die kühle Abendluft und begrüßte die ewig freundlichen Sterne.

## 2. Biblische Darstellungen.

In dieser Woche werden auch in diesen Totenkapellen oder doch daneben im Hofraum in eigens dazu aufgeschlagenen Gerüsten Wachsfiguren gezeigt, die irgend welche biblische Begebenheit oder Heiligengeschichte darstellen. Das Volk strömt zu diesen Vorstellungen mit demselben Vergnügen, mit dem es hier zu Lande in die Wachsfigurenkabinette läuft. In der Regel geht ein Chorknabe vor den Figuren auf und ab mit einer großen Büchse in der Hand, in der er die klappernden Groschen schüttelt, um zu Geldspenden

einzuladen. So war z. B. die Begegnung Mosis mit Jethro in der Wüste ein vortreffliches idyllisches Stück, mit landschaftlichem Zubehör von Felsen und Palmen wie mit einer guten Staffage von Schafen ausgestattet. Märtyrerscenen waren in anderen Kapellen mit wahrhaft entsetzlicher Naturwahrheit dargestellt. Um an denen Gefallen zu finden, muß man Gladiator oder Metzger sein! Wie groß aber der Sinn der Römer für derartige Gruppierungen ist, kann man auch außerhalb der Kirchen sehn, selbst in den Buden der Fettwarenhändler und in den öffentlichen Straßenküchen. Auch diese haben ihre Heiligen und Patrone und ihre Feste, an denen sie mit einander wetteifern, ihre Buden mit Buntwerk, mit Blumen, Ampeln und Figürchen auszuschmücken.

Sobald die Fastenzeit vorüber ist, verwandeln sich die Läden der Pizzicaroli, der Verkäufer von Käse, Wurst, Schinken und andern fetten Dingen, die in den Fasten verbotne Genüsse waren, in kleine Tempel, in denen irgend eine köstliche Wurst als Wurstgottheit, als mythische Göttin Salami, verehrt zu werden scheint. Wie in den Totenkapellen die Wände mit Schädeln und Menschengebein überkleidet sind, so macht der Pizzicarolo seinen Laden zu einer graziösen Wurstkapelle. Symmetrisch aufgeschichtete Käse bilden etwa die eine Wand, die andre wieder mächtige Speckseiten, die weißen Kanten, welche mit Arabesken von Gold- und Silberpapierstreifen überkleidet sind, zierlich herauskehrend. An der Decke hängen zahllose Wurstzieraten, und einzelne Würste schweben hier phantastisch unter zwischengesteckten Lorbeer- und Myrtenzweigen, nicht minder anmutig, als die schwebenden Bakchantinnen auf pompejanischen Wandgemälden. Es sind ohne Zweifel höchst geschmackvolle Wurstfresken. In der Mittelwand wölbt sich eine mysteriöse Grotte, und darin dreht sich zwischen Schinken und Würsten ein Tempelchen mit — der Passion Christi. Alle bezüglichen Figuren sind aufs beste beleuchtet, überall flimmern Ampeln und Lichter, und von Freude, Stolz und Fett strahlend, steht der kunstreiche Wurstbildner hinter seiner Fleischbank und scheint der hereindringenden Menge die großen Worte zuzurufen: „Auch ich bin ein Künstler!“

### 3. Marionetten.

Die Piazza Montanara, zwischen dem tarpejischen Felsen und dem Tiber gelegen, ist einer der Sammelplätze des römischen Volkslebens, namentlich für das Landvolk und die untersten Schichten. Alles sieht hier erbärmlich und unsauber aus; was hier feilgeboten wird, läßt sich mit Kupfermünzen bezahlen. Wer wird jene zahllosen Cigarrenstummel kaufen, welche die Jungen von den Straßen aufgelesen haben und die nun in

hölzernen Kisten zum Verkauf ausliegen? Der arme Mann und der Arbeiter aus der Campagna kauft sie für seine Pfeife oder als Kautaback. Es fehlt auch nicht der Straßenschreiber, welcher an der Ecke jenes Hauses hinter seinem Tische sitzt, Papier und Feder vor sich und das großmächtige Tintenfaß, aus welchem er mit derselben Geläufigkeit Liebesbriefe, Drohbriefe, Beschwerden und Bittgesuche aufzusetzen weiß. In dieser Gegend hat das Marionettentheater sein passendes Lokal gewählt; es findet sein Publikum an den Straßenjungen, an den Bettlern, Arbeitern und Handlangern, die sich abends auch ergötzen wollen. Das schmutzige alte Haus steht in einem Winkel, welchen eine Lampe erhellt, wenn der Mond nicht hinein scheint. Wir können dreierlei Plätze haben, im Paradiese für 2 Bajocchi, im Parterre für einen Bajocco und auf dem Balkon für 3 Bajocchi. Da wir vermögende Leute sind, bezahlen wir den besten Platz. Nachdem nun das Billet gelöst ist, 'gilt es sich ins Haus' zu schieben. Dies ist aber kein geringes Unternehmen, denn die enge Treppe ist von Jungen vollgepfropft, von denen jeder der erste sein will, und ein ohrenzerreißender Lärm wird gemacht. Hundert Füße und Hände sind im Aufruhr, und keine anständige Tasche ist vor Fingerübungen sicher. Endlich haben wir unsern Balkon erobert und auf wackelnden Holzbänken Platz genommen. Von der Decke hängt ein halber Bretterverschlag, in dessen Ritzen zahllose Düten stecken, die uns rätselhaft erscheinen. In diesem Verschlag trampeln die Zwei-Bajocchi-Menschen umher, denn das ist das irdische Paradies. Unter uns liegt auf dem Boden das Parterre. Wenn Herakles dieses Parterre gesehn hätte, so hätte er wahrscheinlich eine Arbeit dran gewendet, und wir würden dann in der Schule nicht lernen: siebentens, er hat die Ställe des Augias gereinigt, sondern: siebentens, er hat das Marionettentheater auf Montanara ausgefegt. Denn dies Parterre hat wohl, so lange es existiert, niemals weder die Ehre noch die Wohlthat eines Besens erfahren. Auf seinem erdigen Boden liegen Tausende von weißen Kürbiskernhülsen, Fruchtschalen und Papierfetzen, welche nun eine natürliche Mosaik bilden. Betrachtet man das Publikum, diese zerlumpten Jungen, diese bronzefarbnen schwarzhaarigen Kerle, so glaubt man unter lauter Banditen zu sein. Indessen ist dies doch eine sehr friedliche Versammlung, denn alle wollen sich von Puppen schöne Dinge vorspielen lassen, also ein höchst unschuldiges und kindliches Vergnügen genießen. Die Gesellschaft bedarf einiger Erfrischungen. Und siehe da, ein Verkäufer schlüpft mit Geschick durch die Bänke, auf beiden Händen einen Korb balancierend, in welchem Kuchen und die beliebten Kürbiskerne in Düten zu haben sind. Bald beginnt das ganze Parterre Kerne zu knuppern und die Mosaik des Bodens zu vermehren, während die Düten von den

Jungen in die Ritzen des Paradieſes geſteckt werden, wo ſie wie Tropfſteinbildungen in einer Höhle herabhängen. Der Lärm iſt wahrhaft ſinnbetäubend. In einer Ecke des Balkons ſitzen drei blaſende Muſikanten, die gewiß noch von den Poſauniſten vor Jericho abſtammen, und bisweilen fährt durch das Chaos der andern Töne noch ein ſchrecklicher Trompetenſtoß. Die Puppen ſind 2 Fuß und drüber hoch, ihre Glieder ſind höchſt gelenk und leiſten alle menſchenmöglichen Bewegungen mit einer komiſch-ſteifen Grandezza, wobei das Klopfen ihrer hölzernen Beine, auf welchen ſie beſtändig auf- und niederhüpfen, und die puppenhafte Geberdung zu dem Pathos der von oben her unſichtbar deklamierenden Stimmen eine ergötzliche Wirkung hervorbringt. Allmählich gewöhnt ſich das Auge an die Maße dieſer Gliederchen; wenn eine Marionette nicht gehorchen will und nun plötzlich eine nachhelfende Menſchenhand herunter fährt, ſo erſcheint dieſe dem Auge als die ungeſchlachte Hand eines Rieſen und als etwas Unnatürliches. Der Anteil an dem Stück zeigt ſich immer aufs lebhafteſte; ich ſah eines Abends, da man die Geſchichte des böſen Ganelon gab, einen Jungen dieſem ſchändlichen Verräter ein Stück Holz an den Kopf werfen. Den höchſten Jubel rief es hervor, als der raſende Roland ſich mit einer ſo beiſpielloſen Wut ſchüttelte, daß Panzer, Helm und Beinſchienen Stück für Stück abfielen und der Ritter nur noch im Hemde daſtand. Hierauf ſchlug er mit dem an der Hand befeſtigten Degen ein Hirtenhaus, zwei Bäume und einen Felſen nieder, denen ſpäter 10 Hirten und ungezählte Mohren folgten. Endlich war ein greuelvoller Leichenhaufe aufgeſchichtet, vor den ſich der Paladin triumphierend hinſtellte.

Die ſchöne Geſchichte von der Entdeckung Amerikas durch Chriſtoforo Colombo i. J. 1399 (ſo belehrt uns der angeſchlagene Zettel) wird ſeit einigen Wochen jeden Abend geſpielt. Der abſcheuliche Verräter in dem Stück iſt Roldan, neben Colombo die einzige hiſtoriſche Perſon, die vorkommt. Roldan war zu den Indianern übergegangen, man ſah ihn ſogar auf einem Thron ſitzen, über und über mit Federn ausſtaffiert, ſo daß er einem Paradiesvogel ähnlich ſah. Auch die Indianer waren mit Federn geſchmückt, übrigens mit Schießgewehren verſehn. Der Pulcinella war Colombos Schildknappe. Ein Engel erſcheint ihm und giebt ihm einen Ring, mit welchem er Roldan und die Indianer verzaubert. Die gefiederten Indianer fahren beim Anblick des Ringes in die Lüfte, aber Roldan bleibt feſt an den Boden geheftet ſtehn; hierauf erſcheinen zwei gräuliche Geiſter, welche ihn auf Befehl Pulcinellas grauſam durchprügeln. Dieſer Akt der Gerechtigkeit erregte ein unglaubliches Jauchzen unter dem Parterre, welches ſchrillte, wie ein Schwarm Mauerſchwalben; einige Jungen warfen dem

verräterischen Roldan Papierdüten an den Kopf. Im Zwischenakt nimmt natürlich der Lärm noch zu. Man glaubt in der Arche Noah zu sein und alle Tiergeschlechter schreien zu hören. Es ist das nächtliche Tierleben im Urwald, wie es Humboldt beschreibt, und dies Gezeter von 300 Jungen begleitet mit einer wahrhaft göttlichen Ruhe ein pflichtschuldiger Hornbläser.

## 4. Der Grasso Lucido.

Eine Volksgruppe steht in irgend einer Straße, eine deklamierende Stimme erschallt aus ihrem Kreise. Wir eilen herbei: wovon ist die Rede? Vom Grasso Lucido. Ein ganz frischer blutroter Maueranschlag dort an der Ecke — wir eilen ihn zu lesen, denn was mag es geben? Der Grasso Lucido. Wir sitzen im Café, ein Zettelträger verteilt Zettel, — um was handelt es sich? Um den Grasso Lucido. Dieser Grasso Lucido hat also auch ein unbestrittnes Recht, die Augen aller Welt auf sich zu ziehn, ja, er ist nichts Geringeres, als die im Jahre 1850 nach Christi Geburt mit einer silbernen Medaille patentierte Glanzwichse, welche gar keine schädlichen Beimischungen enthält, sondern jedes beliebige Leder nicht allein im höchsten Grade geschmeidig, sondern auch in einer ganz wunderbaren und unglaublichen Weise dauerhaft erhält.

Sehen wir also einer solchen Vorstellung des Grasso Lucido unter dem Obelisk vor dem Pantheon zu. Dort stehn neben einem Tische, welcher mit blechernen Wichsbüchsen überladen ist, zwei Männer und reden stundenlang in nie endendem Redefluß über die Vortrefflichkeit des Grasso Lucido. Sollte man dem größten Philosophen die Aufgabe stellen, etwas zum Lobe der Glanzwichse zu sagen, so würde er in ein paar Sätzen damit zu Ende sein; aber dieser Mann dort, in schmierigem Rock und langer Samtweste, welche beide gleichsam mit Glanzwichse überzogen sind, spricht über die Materie des Grasso Lucido ohne Aufhören mehrere Stunden fort immer zur Sache und immer mit ganz neuen Argumenten und genialen Ansichten von dem, was eigentlich der Grasso Lucido sei und was er für ein Verhältnis zur menschlichen Gesellschaft, zur Kultur, zur Witterung, zur Sonne und zu den Sternen habe, und welches sein Einfluß auf das menschliche Gemüt sei.

In der ersten halben Stunde fallen dem Zuhörer die Schuppen von den Augen, er wird von der Vortrefflichkeit des Grasso Lucido beinahe überzeugt; allmählich aber beginnt er die Einzigkeit und ungeheure Wichtigkeit des Grasso Lucido zu begreifen und gerät in Verwunderung, wie er bisher ohne ihn nur habe existieren können. Immerfort aber peroriert der Redner vor dem Pantheon. Kein athenischer Philosoph sprach je schöner über die

Gerechtigkeit, als dieser Mann über den Grasso Lucido. Er nennt sich auch bereits Professor und wahrscheinlich auch Mitglied mehrerer gelehrten Akademien und seinen Kollegen desgleichen, „denn", sagt er, „seht diesen Professor, er hat elf Bände über den Grasso Lucido geschrieben." „Nicht wahr, Professor, hast du es nicht in deinem zehnten Bande auseinander gesetzt, daß dieser echte, in ganz Europa einzige Grasso Lucido eine so wunderbare Eigenschaft habe, daß er selbst das härteste Ochsenleder durchdringt und weich macht, wie ein Stück Samt?" Der Professor bejaht es, daß er dies im neunten Bande von dem Grasso Lucido geschrieben habe, und ergießt sich nun, da der andre heiser geworden ist, seinerseits in das Lob dieses erstaunlichen Produkts. „Man hat behauptet", sagt er, „daß in diesem Grasso Lucido vernichtende Säuren enthalten seien — ich frage euch nun, kann ein lebendiger Mensch Vitriol verschlucken? Glaubt ihr wirklich, daß es einen Mann gebe, der sich mit Schwefelsäure den Magen anfüllen könne? Seht her, ich will euch den Beweis liefern, denn ich will vor euren Augen diesen Grasso Lucido essen, und er wird mir weder den Tod geben noch Übelkeit zuziehn, vielmehr so gut schmecken, als wäre er die süßeste Polenta". Hierauf verschlingt der Professor vor aller Augen eine ziemliche Quantität von Grasso Lucido, die Zuhörer aber sind bis in die Eingeweide hinein überzeugt, daß in diesem Präparat kein Vitriol enthalten sei. „Kauft also," ruft der große Philosoph, „profitiert von diesem höchst ökonomischen, genießbaren, unschuldigen und einzigen Grasso Lucido, das Schächtelchen nur zu 13 Bajocchi. Sagte ich 13? Nein, nehmt es für 12. Sagte ich 12? Seht, ich gebe es für 10."

Um zu beweisen, daß der Grasso Lucido alle ledernen Dinge blank mache und zwar ohne Anstrengung, nimmt er zuerst ein Stück Papier und wichst dasselbe mit der äußersten Gemächlichkeit und einem Lächeln des Wohlbehagens; dann ergreift er einen Jungen und wichst ihm unter beständigem Deklamieren einen Stiefel. Der Junge strahlt im Antlitz vor Freude, denn es ist ihm noch nicht passiert, daß ihm jemand die Stiefel gewichst hat, noch hat er überhaupt, so lange er lebt, gewichste Stiefel getragen. „Seht," sagt der Professor, „dieser Stiefel war eben erst gleichsam der Stiefel eines Schweins und jetzt erglänzt er wie das reinste Silber, ja, ein kaum gebornes Kind könnte ihn mit leichter Mühe blank machen." Der Junge geht mit einem gewichsten und einem ungewichsten Stiefel von dannen und drei Straßen entlang läßt er kein Auge von seinem blanken Stiefel und scheint sich und sein Glück darin zu spiegeln. Dank sei dem Grasso Lucido!

## 33. Die pontinischen Sümpfe.

Gregorovius.

Alles Küstenland bis Terracina ist mit zahllosen Herden von hoch und prächtig gehörntem Rindvieh bedeckt. Die Hörner sind fast 3 Fuß lang, weit auseinander stehend und geschweift. Fast an jedem Hause sieht man solche Hörner als Amulette gegen den bösen Blick befestigt, und ihre Abbilder im kleinen trägt der Fürst an der Uhrkette, das Fischerkind an der Halskette. Die Ochsen sind scheu und wild, nur der Hirt auf seinem Pferde weiß sie mit der Lanze zu schrecken. Aber noch weit gefährlicher sind die Büffel. Sie leben hier in Gehegen oder laufen wild umher; gern wälzen sie sich in Moräften wie das Schwein und schwimmen auch mit großer Leichtigkeit. Wenn man die pontinischen Sümpfe durchreist, so kann man diese schwarzen Ungeheuer rudelweise im Moor liegen sehn, woraus sie oft nur die plumpen Köpfe schnaufend hervorstrecken. Der Büffel hält den Kopf stets zur Erde und blickt tückisch von unten auf. Er gebraucht sein nach rückwärts gekrümmtes Horn nicht, aber mit der ehernen Stirn stößt er den Menschen um, welchen er verfolgt und erreicht, dann senkt er seine plumpen Kniee auf seinen Leib und zerstampft ihn, so lange er noch einen Odemzug spürt. Das fürchterliche Tier bändigt der Hirt mit dem Speer. Er zieht ihm den Ring durch die Nase, und so wird es vor den Karren gespannt, um die schwersten Lasten, Steinblöcke und Stämme fortzuschleppen. Büffelherden bevölkern diese trostlosen Fiebersümpfe, woselbst auf den Mörder nicht gefahndet wird, wenn er sich dort hinüber rettet; die Menschen aber, welche jene Büffelherden beaufsichtigen, fieberhaft und elend, leben selbst im Zustande der Verwilderung, fast den Indianern der Prärien zu vergleichen.

Schwerlich kann sich die Phantasie einen Buschwald denken, der sich zum Räuberleben besser eignete, als der Wald bei Astura. Hier sind es noch nicht Hochstämme, die ihn bilden, sondern dichtestes Gebüsch von Korkholz, Schwarzdornen, Myrten und anderm Strauchwerk. Die Gebüsche sind von Strauchwerk dicht verfilzt oder von Epheu so ganz übersponnen, daß sie hohe Kuppeln neben einander bilden, gleich grünen Waldmoscheen, undurchdringlich für die Sonne oder den Regen. Wir fanden Myrtengebüsche in Baumeshöhe; das Stachelschwein, die Schildkröte und die Schlange wohnen unter ihnen. Weiterhin folgt Hochwald, meist aus riesengroßen, breitblättrigen Eichen bestehend. Der Epheu umschlingt die Riesenstämme der Eichen, und bewundernd stand ich vor dieser noch nie in solcher Herrlichkeit gesehenen Erscheinung. Denn die Epheuranke hat hier selbst einen Stamm, so dick wie ein Baum; so umstrickt sie die majestätische Eiche, ringelt sich mit Gewalt

um sie, gleich der Schlange Laokoons, zieht sich zusammen, als wollte sie den ungeheuern Stamm in herkulischer Umarmung ersticken, und windet und knüpft ihre Schlingen hoch bis zum sonnigen Gipfel des gefangnen Baumes.

Einige Meilen waren wir durch diesen Wald hingegangen, als er sich lichtete und von fern das Meer sichtbar wurde. Zwischen Myrten und Ölgesträuch, in heiterster Stimmung schritten wir voran; plötzlich sahen wir vor uns eine Rinderherde, wohl an hundert Stück beisammen. Wir blieben stehn. Ein Stier stutzte, hob die Stirn auf, sah uns mit majestätischem Ernst an, löste sich von der Herde ab und kam auf uns zu. In diesem Augenblick machte mein Gefährte den verdammten großen weißen Malerschirm zu, und kaum hatte er das gethan, als der Stier wild wurde und einen Sprung that; sogleich setzte sich die ganze Herde gegen uns in Bewegung. Eine Staubwolke erhob sich im Walde, und wie wir in wilder Flucht davon sprangen, in großer Angst immerfort umschauend, war es ein grauser und schöner Anblick, im wirbelnden Staube diese mächtigen Geschöpfe daher stürmen zu sehn. Wir nun sprangen ins Dickicht und über hohe Gebüsche setzten wir hinweg und schlüpften wieder durch die Myrtensträucher und sprangen weiter, an den Händen von den Dornen blutend, die uns zerrissen, hinter uns die wirbelnde Staubwolke und die herausblitzenden Hörner und das Gekrach der brechenden Büsche. Ich sah niemals so die lebendige Physiognomie des Entsetzens als auf dem Angesicht meines Gefährten, und mein Schreck war um nichts geringer. Endlich wurde es still: wir waren im dichten Walde und nichts mehr war zu sehen; die wilde Herde war meerwärts fortgestürzt.

Wir holten ein wenig Atem und gingen tiefer in die Wildnis hinein, immer nach den Stieren umschauend, bis wir endlich gegen die Küste kamen und, da wir diese frei fanden, auf den Strand sprangen, und nie habe ich die Meereswellen mit solcher Freude begrüßt! So mußte ich denn in Astura, auf den Spuren Konradins, der hier einst vergeblich Zuflucht gesucht hatte, selbst erfahren, was atemlose Flucht und Todesangst sei. Es war, als hätte der Dämon des Ortes, weil er mich von Erinnerung so tief bewegt gesehn, mir von des armen Konradin Flucht ein lebendiges Nachgefühl geben wollen. Doch waren die Stiere der Wildnis barmherziger, als es einst die Menschen gewesen.

---

## 34. Aus Sicilien.

Gregorovius.

### 1. Die Ruinen von Selinunt.

Zu den berühmtesten Ruinen, die in Sicilien von vergangener Herrlichkeit reden, gehört der Tempel von Segesta; schon drei Meilen weit sahen

wir ihn vor uns, weil er, kaum Ruine zu nennen, ſondern ganz aufrecht, mit allen Säulen einſam an der braunen Bergſeite ſteht und die wilde Gegend ſtill und majeſtätiſch überſchaut. Der Weg, welcher dorthin führt, ein wenig betretener Hirtenpfad, war eine Meile weit mit Aloëblumen beſetzt. Wohl Hunderte zu beiden Seiten erhoben aus ihrem rieſigen Blättergerüſt die 20 Fuß hohen Blumenſchafte und bildeten eine Allee, welche geradezu den Hügel herauf auf den Tempel führte. Ziegen weideten in der Wildnis, wie zu der Cyklopen Zeiten (an andren Stellen hatte ich auch ſchon die roten herrlichen Rinder des Helios geſehn), und die Ruinen erinnerten an jene Kämpfe der Segeſtaner mit Selinunt, die im peloponneſiſchen Kriege die folgenſchwere Expedition der Athener gegen Syrakus nach ſich zogen. Unſer Weg führte durch ſonnenverbrannte, öde Heiden, die nur braune Diſteln trugen. Millionen von Schnecken bedeckten den Boden und überzogen, wie verſteinert, die einzelnen Pflanzen. Zehn Stunden blieben wir ſo im Sattel in der Sonnenglut, und die ſchönſte Ausſicht vermochte zuletzt doch nicht, mich die Müdigkeit vergeſſen zu machen; ſelten habe ich mich ſo nach dem Nachtquartier geſehnt. Vor Sonnenaufgang ging's wieder weiter; im Morgendämmer fortreitend, erblickte ich am fernen Meeresufer eine Stadt; aus ihr ſah ich viele zerſplitterte Rundtürme hervorragen, aus denen namentlich einer wie ein Minaret hoch und ſchlank ſich in die Lüfte erhob. Ich ſagte alſo meinem Führer, es ſei gut, friſch fort auf die Stadt zuzureiten, welche mir ſo anſehnlich ſcheine, daß ich wohl hoffte, es würde dort Sorbet zu finden ſein. Hierauf lachte Giuſeppe und antwortete: „Was euch eine Stadt dünkt, ſind die Tempeltrümmer von Selinunt!" Der Anblick dieſer Trümmer am Meer, in grenzenloſer Öde, iſt vielleicht ohne gleichen in der Welt. Aus der Ferne wie in der Nähe betrachtet, erregen dieſe verlaſſenen Überreſte helleniſcher Größe ein gemiſchtes Gefühl von ſprachloſem Erſtaunen und ſchauerlicher Luſt. Überall tritt aus den rieſigen, von wucherndem Pflanzenwuchs umgebenen Steinblöcken Gebilde und Geſtalt hervor. Nichts als Triglyphen, Metopen, kanelierte Säulenſtücke, doriſche Kapitäler von ungeheurer Dimenſion und doch graziös und leicht in Form und Profil; all dies ragt über einander, gleich wie Schollen, wenn der Strom mit Eis geht. Der Strom der Zeit iſt hier mit Trümmern gegangen und hat ſie in großartiger Wildheit und bizarrer Gruppierung über einander gedrängt. Einige Maſſen liegen noch im Chaos der Zerſtörung geordnet; ſo ſieht man namentlich am berühmten Tempel des Zeus die Rieſenſäulen von den Baſen geſtürzt und in Reihen, wie ſie einſt aufrecht ſtanden, umgelegt, mit getrennten Gliedern, nun Giganten gleichend, die auf einem wüſten Kampfplatze mit gebrochenem Leibe niedergeſtreckt neben einander liegen. Nur wenig

Säulenſtümpfe ſtehen aufrecht, vom Volke Rieſenpfeiler genannt; unter ihnen eine, die höchſte, turmartig aus dem Schutt der Tempel einzeln emporſteigend, ein Trümmerkönig, der die ſagenvolle Öde weitumher beherrſcht.

## 2. Die Ruinen von Agrigent.

Ein andres noch größeres Trümmerfeld ſind die Überreſte des alten Agrigent. Von der einſt durch den Handel mit Karthago reich gewordenen Stadt, deren 800000 Einwohner in ſprichwörtlich gewordener Üppigkeit lebten, iſt jetzt noch ein elendes Neſt, Girgenti, übrig. Die Agrigenter hatten anfangs eine oligarchiſche Regierungsform, bis ſich der Kreter Phalaris zum Tyrannen aufwarf. Den Griechen war die Monarchie ſo ſehr verhaßt, daß ſie aus Phalaris ein fabelhaftes Ungeheuer gemacht haben. Der Sage nach beſaß er einen bronzenen Stier, beſtimmt, um Fremdlinge oder verhaftete Perſonen darin an langſamem Feuer zu röſten. In Kreta, der Heimat des Phalaris, hatte der Sage nach ſchon Dädalus einen ſolchen Stier verfertigt, und in Karthago wurden dem Moloch in glühender Stiergeſtalt Menſchen geopfert. Auch des Phalaris Stier kam nach Agrigents Eroberung als Beuteſtück nach Karthago, und erſt Scipio Africanus brachte ihn nach der Zerſtörung Karthagos zurück

Derſelbe Phalaris zeigte ſich übrigens als ein geiſtvoller Menſch, der den Umgang mit Weiſen und Künſtlern liebte. Es werden Züge hochherzigen Edelmutes von ihm erzählt, z. B. in ſeinem Benehmen gegen den Poeten Steſichoros. Phalaris, der ſo viele Städte mit tapferem Schwert unterworfen hatte, trug einſt den Himeräern ein Bündnis an; ſie ſollten ihn zu ihrem Anführer wählen, damit ſie ſich an ihren Feinden rächen könnten. Dies verhinderte Steſichoros, indem er vor das Volk trat und eine Fabel erzählte. „Das Pferd“, ſo ſagte er, „weidete einſt allein auf einer Wieſe, da kam der ſtärkere Hirſch und vertrieb es. Jenes eilte zum Menſchen; es bat ihn, den Hirſch zu züchtigen. Gut, ſagte der Menſch, aber du mußt mich auf deinen Rücken nehmen. Das Pferd willigte darein; es rächte ſich wohl am Hirſch mit Hilfe des Menſchen, aber es trug nun für immer deſſen Zügel und deſpotiſches Joch. So,“ ſagte Steſichoros, „wollt auch ihr, o Männer von Himera, dem Pferde-gleichen, weil ihr geſonnen ſeid, das Joch des Phalaris auf euch zu nehmen.“ Die Himeräer wurden nachdenklich und ſtanden von dem Bündnis mit dem Tyrannen ab, aber Phalaris war über Steſichoros tief ergrimmt. Nun fiel der Dichter bald darauf in ſeine Hände; da ergötzte ſich der Tyrann an der Weisheit ſeiner Rede und dem himmliſchen Klang ſeiner Lieder, that ihm nichts zuleide, ſondern entließ ihn mit reichen Geſchenken, weil er ein Sänger war. — Höchſt eigentümlich erſcheint

überhaupt das Verhältnis der griechiſchen Philoſophen zu den Tyrannen Siciliens. Daß Plato den Dionys von Syrakus beſuchte, iſt bekannt. Auch zum Phalaris kamen verſchiedene Weltweiſe, unter ihnen der berühmte Pythagoras, und bemühten ſich, in weiſen Geſprächen ihm das Unrecht der Tyrannis klar zu machen. Auf all ihr Zureden aber entgegnete der geniale Tyrann, mit der Alleinherrſchaft ſei es wie mit dem Leben. Niemand würde geboren ſein wollen, wüßte er die Qualen des Lebens voraus; aber ſobald man geboren ſei, wolle man nicht mehr ſterben. So alſo würde auch niemand Tyrann ſein wollen, kennte er im voraus die Pein, welche Tyrannen erleiden; ſobald man's aber geworden, könne man nicht mehr aufhören es zu ſein. — Man erinnert ſich dabei des geiſtvollen Wortes, das ein Syrakuſaner dem Dionys ſagte. Als dieſer einſt im Zweifel war, ob er die Herrſchaft niederlegen ſollte oder nicht, ſagte einer ſeiner Freunde: „O Dionys, die Tyrannis iſt doch ein ſchönes Sterbekleid!“

Die Sage erzählt, daß Phalaris durch ein Gleichnis des Pythagoras ſein Leben verlor. Einſt redete der Philoſoph in ſeiner und der Bürger Gegenwart von der Furcht der Menſchen vor den Tyrannen und bewies, wie grundlos ſie ſei, durch das Beiſpiel der Tauben, welche furchtſam vor dem Sperber fliehen und ihn doch in die Flucht treiben würden, wenn ſie kühn ſich gegen ihn wendeten. Dieſe Rede erhitzte einen Bürger dergeſtalt, daß er einen Stein aufnahm und ihn nach dem Tyrannen warf; andre folgten dem Beiſpiel, ſo daß Phalaris zu Tode geſteinigt wurde.

Unter ſeinem Nachfolger gelang den verbündeten Sicilianern ein großer Sieg über Karthago, und damit begann die Blütezeit der Stadt. Die meiſten karthagiſchen Gefangenen hatte Agrigent gemacht, und mancher Bürger hielt 500 Gefeſſelte in ſeinem Hauſe. Aber die größte Zahl Kriegsgefangener mußten die Steine hauen, aus denen die berühmten Tempel gebaut wurden, und den großen Fiſchteich anlegen, in dem für die üppigen Mahlzeiten der Bürger köſtliche Fiſche gemäſtet wurden.

Phalaris, der erſte Tyrann, war ein Baumeiſter geweſen. Jetzt trat, 30—40 Jahre ſpäter, ein großer Arzt, Empedokles, an die Spitze Agrigents und gab eine halb ariſtokratiſche, halb demokratiſche Verfaſſung, ließ ſich ſelbſt aber, wenn er ſich in Gold und Purpur dem Volke zeigte, göttliche Ehren erweiſen. Seine Heilungen bei einer großen Peſt erſchienen ſo wunderbar, daß es hieß, er könne Tote erwecken. Nach einer Sage ſtieg zuletzt der Philoſoph zum Ätna empor und ſtürzte ſich in den Krater. Einen ſeiner Schuhe warf der Berg wieder aus. Er wollte durch dieſen Tod den Glauben an ſeine Göttlichkeit befeſtigen. Nicht weniger hoch von ſich dachte ſpäter der Arzt Menekrates von Syrakus, der ſich kurzweg für Jupiter

erklärte. Man erzählt, daß er einst an Philipp von Macedonien folgenden Brief geschrieben habe: „Menekrates Jupiter dem Philippos seinen Gruß. Du herrschest in Macedonien, ich aber herrsche in der Medicin. Du kannst diejenigen, denen es wohl ist, sterben lassen, und ich kann machen, daß die Kranken sich gesund fühlen, bis sie altern, wenn sie mir gehorchen. Deine Leibwache sind die Macedonier und meine die, so ich geheilt habe. Denn ich, Jupiter, habe ihnen das Leben zurückgegeben.“ Hierauf antwortete Philipp: „Philippos wünscht dem Menekrates gesunden Verstand. Ich gebe dir den Rat, eine Reise nach Anticyra zu machen.“ Agesilaos von Sparta antwortete auf einen ähnlichen Brief noch kürzer: „Der König Agesilaos dem Menekrates Gesundheit.“ Man sieht, wie früh die Charlatanerie sich der Naturwissenschaft, deren Vaterland Sicilien war, anzuheften begann. Aber man begreift, daß gerade Ärzte eine so hervorragende Stellung einnahmen, wenn man die Berichte von der grenzenlosen Schwelgerei der Bürger liest, von denen Empedokles urteilte: Sie bauen, als sollten sie ewig leben, und tafeln, als sollten sie morgen sterben. Antisthenes, ein Bürger, ließ bei der Hochzeit seiner Tochter alle Bürger in den Straßen der Stadt bewirten, die Braut wurde von mehr als 800 Wagen und vielen Reitern begleitet. Noch reicher war Gellias. Es war alte Sitte in der Stadt, jeden Fremden freundlich zu Gaste zu laden. Einst kamen 500 Reiter aus einer Nachbarstadt im Unwetter nach Agrigent. Gellias nahm sie alle auf und gab jedem aus seinem Vorrat doppelte Gewänder. In seinem Weinkeller hatte er 300 steinerne Fässer, deren jedes 100 Eimer enthielt; daneben stand eine steinerne Kufe von 1000 Eimern Gehalt, aus welcher der Wein in die Fässer floß. Man kann daraus auf die Größe der Häuser und auf die Gastmähler schließen. Aber mehr als alles beweist die Schwelgerei der Agrigenter ein Volksbeschluß zur Zeit der Belagerung der Stadt durch die Karthager, welcher ausdrücklich verordnete, kein Wachtposten dürfe zum Lager mehr mit sich nehmen als eine Matratze, ein Unterbett, eine Decke und nur zwei Kopfkissen. Niemand wird sich wundern, daß diese Stadt trotz ihrer Volkszahl in kurzer Zeit nach schwachem Widerstande den Karthagern erliegen mußte, bis sie später, wie ganz Sicilien, in die Hände der Römer fiel.

## 38. Die Schlacht bei Thermopylae.

Nach Langes Herodot.

König Xerxes von Persien wollte Hellas unterjochen und hatte dazu ein ungeheures Heer zusammen gebracht. Viele Völker Asiens mußten mit ihm ziehn, auch die Joner, die an der Küste wohnten, obwohl sie von grie-

chiſcher Abſtammung waren. Als ſeine Ratgeber ſeine Macht prieſen und ihm ſchmeichelten, die Hellenen würden ſich ohne Widerſtand unterwerfen, waren doch zwei Männer andrer Meinung. Der eine war ſein alter Oheim Artabanos, der ſprach: „Herr, du haſt zwei gewaltige Feinde, und je größer dein Heer iſt, deſto weniger kannſt du ſie beſiegen. Die beiden ſind nämlich Land und Meer. Denn auf dem ganzen Meer iſt nirgend ein ſo großer Hafen, daß er bei einem Sturme deine Schiffe faſſen könnte, und du brauchſt nicht nur einen ſolchen Hafen, ſondern wo wir immer ſind, kann er dir fehlen. Und je weiter wir zu Lande ziehn, deſto ſicherer werden wir zuletzt Hunger leiden.“ Aber der König verſchmähte den Rat und hieß ſein Heer auf einer Schiffbrücke über den Hellespont gehn. Es war aber ein ſpartaniſcher Flüchtling an ſeinem Hofe, der vor dieſem König von Sparta geweſen war, dieſen ließ er rufen und fragte ihn: „Demaratos, du kennſt ja die Hellenen, ſage mir, ob ſie wohl das Herz haben werden, gegen ein ſolches Heer überhaupt zu kämpfen?“ Demaratos aber antwortete und ſprach: „Herr, ſoll ich nach der Wahrheit oder dir nach dem Munde reden?“ Jener aber ſagte, er ſolle die Wahrheit reden, er würde ihm deshalb ſeine Gnade nicht entziehn. Als das Demaratos hörte, ſprach er alſo: „Herr, du kannſt mir glauben, und jeder kann's nachſagen; in Hellas iſt die Armut von jeher zu Hauſe, die Tugend aber iſt ein fremdes Ding, durch Weisheit und ſtrenges Geſetz erſt eingeführt, und durch ihre Übung ſchützt ſich Hellas wider Armut und Knechtſchaft. Aber von den Lakedämoniern allein muß ich dir ſagen: wenn auch alle Hellenen ſich unterwerfen wollten, würden ſie doch dir entgegentreten, und wenn ſie nur tauſend Mann ſtark auszögen. Und es treibt ſie niemand mit der Geißel in den Kampf, wie bei euch die Sitte iſt, aber ſie haben einen Herrn, dem gehorchen ſie beſſer, als dir deine Unterthanen, und der Herr iſt das Geſetz; das Geſetz gebietet ihnen aber zu ſiegen oder zu ſterben.“ Xerxes aber glaubte ihm auch nicht, ſondern lachte und entließ ihn gnädig. Nun zogen die Perſer durch Thrakien, und waren viele Flüſſe daſelbſt, die nicht Waſſer genug hatten für das große Heer. Die Hellenen aber, die auf dem Durchzuge das Heer bewirten mußten, kamen nachher in großes Elend, ſonderlich die, die den König ſelbſt bei ſich hatten. Schon lange war den Bürgern angeſagt worden, ſich vorzubereiten; da verſorgten ſich alle mit Weizen- und Gerſtenmehl auf viele Monden, mäſteten Vieh und fütterten Land- und Seevögel, dann ließen ſie goldnes und ſilbernes Gerät machen für den König und die, welche mit ihm zu Tiſche ſaßen. Und wenn die Gäſte kamen, ſorgten die Wirte eifrig für ſie; nachdem aber jene gegeſſen und übernachtet hatten, nahmen ſie am andern Morgen alles Gerät mit und zogen von dannen, und ein Mann

von Abdera riet, den Göttern zu danken, daß König Xerxes nicht gewohnt ſei, zweimal am Tage zu eſſen, denn niemand würde nach ſolcher Abendmahlzeit noch ein eben ſolches Frühſtück beſchaffen können. Das perſiſche Heer aber zog durch Thrakien und Makedonien nach Theſſalien.

Die Hellenen hatten erſt den olympiſchen Paß beſetzt, der bei Tempe aus Theſſalien nach Makedonien führt. Als aber Alexandros von Makedonien ihnen ſagen ließ, welch unzählbares Heer gegen ſie in Anmarſch ſei und wie es noch einen zweiten Paß durch das Gebirge gäbe, alſo daß bald die Feinde auch in ihrem Rücken ſtehen würden, da zogen ſie ſich zurück, und am Iſthmos von Korinth ratſchlagten die Führer miteinander und beſchloſſen, den Paß bei Thermopylae zu beſetzen. Denn vor und hinter Thermopylae iſt der Weg ſo ſchmal, daß nur ein Wagen fahren kann, und konnten die Barbaren deswegen von ihrer Reiterei keinen Gebrauch machen, und ihre Menge gereichte ihnen nicht zum Vorteil. Nahe dabei iſt Artemiſion; da iſt die Meerenge zwiſchen Euböa und dem Feſtlande ganz ſchmal, und war gleicherweiſe wenig Raum für die perſiſche Flotte zum Angriff. Deshalb beſchloſſen die Hellenen, hier ihre Flotte aufzuſtellen. Nun fiel gerade in dieſe Zeit das Feſtſpiel bei Olympia und ein andres Götterfeſt in Sparta. Das gedachten die Griechen erſt zu feiern und dann in den Streit zu ziehn. Sie ſchickten aber dreihundert Spartaner unter dem Könige Leonidas voraus mit noch zweitauſend achthundert andern Peloponneſiern; dieſelben nahmen noch aus Theben eine Anzahl Krieger mit, weil man den Thebanern nicht traute, und aus Theſpiä kamen ſiebenhundert, dazu die Phoker, die in der Nähe wohnten. Aber ein heftiger Sturm entſtand und ſchadete nicht den griechiſchen Schiffen, die in dem Sunde bei Artemiſion geborgen waren, wohl aber zertrümmerte er Hunderte von perſiſchen Schiffen im offnen Meer. Da glaubten die Griechen nicht, daß es ſo bald zur Schlacht kommen würde, ehe ſie alle beiſammen wären. Deshalb fürchteten ſie ſich, als die Perſer nun doch dem Paß ſich näherten, und die übrigen Peloponneſier wollten gleich nach Korinth zurück und den Iſthmos beſetzen, Leonidas aber ſtimmte dafür, den Paß zu halten. Indes ſchickte Xerxes einen Späher zu Pferde ab, um zu ſehn, wie ſtark ſie wären und was ſie vornähmen. Denn er hatte ſchon in Theſſalien gehört, daß ſich hier ein kleines Heer verſammelt hätte und daß ſeine Anführer wären die Lakedämonier und Leonidas vom Geſchlecht des Herakles. Und als der Reiter an das Lager herankam, ſah er zwar nicht das ganze Lager, — denn die jenſeits der Mauer ſtanden, welche ſie aufgerichtet hatten und bewachten, konnte er nicht überſehn, — ſondern er bemerkte nur die, welche außerhalb vor dem Eingang lagerten. Es hatten aber gerade zu derſelbigen Zeit die Lakedämonier draußen die Wache, und

er sah, wie einige Männer turnten, andre aber das Haar kämmten. Als er das erblickte, verwunderte er sich und merkte sich ihre Zahl. Dann ritt er ganz ruhig wieder zurück, denn sie bekümmerten sich gar nicht um ihn. Und als er zurückkam, sagte er dem Xerxes alles, was er gesehn. Das kam dem Könige lächerlich vor und er ließ den Demaratos rufen und fragte ihn darum. Der aber sprach: „Schon zuvor, ehe wir aufbrachen nach Hellas, habe ich mit dir, o König, über diese Männer gesprochen, und du hast mich ausgelacht, als ich dir sagte, wie diese Sache nach meiner Einsicht kommen würde. Denn es ist für mich ein gefährliches Amt, Herr, die Wahrheit zu reden vor dir; jedoch vernimm sie auch jetzt. Diese Männer sind gekommen, um uns den Paß streitig zu machen und dazu bereiten sie sich. Denn das ist Sitte bei ihnen: wenn sie ihr Leben auf das Spiel setzen wollen, dann schmücken sie ihr Haupt. Wisse aber, wenn du diese und was in Sparta geblieben, bezwingest, so ist kein Volk auf der Welt mehr, das es wagt, wider dich, o König, den Arm aufzuheben. Denn du hast es jetzt mit dem schönsten Königreich und den tapfersten Männern zu thun." Xerxes aber glaubte ihm doch nicht. Er ließ nun vier Tage vorbei gehn, denn er hoffte immer, sie würden davon laufen. Am fünften aber, als sie sich nicht zurückzogen, sondern er deutlich einsah, sie wären unverschämt und unklug genug, stehn zu bleiben, schickte er wider sie die Meder voller Wut und befahl ihnen, sie lebendig zu fahen und vor sein Angesicht zu führen. Als nun die Meder ihren Angriff machten, fielen eine Menge, die andern aber rückten näher und konnten sie nicht zum Weichen bringen, obwohl ihr Verlust beträchtlich war. Da ward es denn aller Welt und vornehmlich dem Könige offenbar, daß es wohl viel Menschen wären, aber wenig Männer. Das Treffen aber dauerte den ganzen Tag. Nachdem aber die Meder hart zugerichtet waren, rückten die Perser vor, welche der König die Unsterblichen nannte, die besten Krieger des Heeres. Aber sie richteten nicht mehr aus als die andern, sondern es ging ihnen ebenso, weil sie in dem engen Paß stritten und kürzere Speere hatten, als die Hellenen. Die Spartaner aber zeigten, daß sie den Krieg verstanden, die Feinde aber nicht, besonders dadurch: sie wandten ihnen zuweilen den Rücken und flohen dann alle mit einmal; die Feinde aber, die sie fliehen sahen, jagten ihnen nach mit Lärm und Geschrei; sie aber wandten sich, wenn jene nahe an sie gekommen, den Feinden entgegen, und auf die Art erlegten sie eine unzählige Menge von Persern; es fielen aber auch von den Spartanern einige wenige. Als nun die Perser den Paß nicht erstürmen konnten, obwohl sie in einzelnen Scharen und mit der ganzen Macht angriffen, zogen sie sich zurück. Während dieses Handgemenges soll Xerxes, der da zusah, dreimal von seinem

Stuhl aufgesprungen sein, aus Besorgnis für sein Heer. Und er hoffte wenigstens, die wenigen Hellenen würden alle verwundet und kampfunfähig sein, aber sie kämpften am nächsten Tage weiter, und er vermochte sie nicht zu besiegen. Wie nun der König nicht wußte, was er dabei thun sollte, trat vor ihn ein Mann, namens Ephialtes, in der Meinung, eine große Belohnung zu erhalten, und verriet ihm einen Fußpfad, der über das Gebirge nach Thermopylae führte, und verderbte so die Hellenen, die dort standen; und ihm half die Belohnung des Königs nicht viel, denn es ward in der Folge ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und er ward um seines Verrates willen erschlagen. Jetzt aber war Xerxes froh über ihn und schickte noch in der Nacht die Perser über das Gebirge. Und als die Sonne aufging, merkten die Phoker, die hier standen, daß die Feinde in ihrem Rücken waren, und meldeten es eilends dem Leonidas. Und da einige Bundesgenossen den Mut verloren, sandte der König sie fort, aber er und seine Spartaner blieben zurück, denn ihnen zieme es nicht, den Platz zu verlassen, zu dessen Verteidigung sie abgesandt seien. Noch blieben bei ihnen die Thespier mit freudigem Herzen, die Thebaner aber gezwungen, denn Leonidas betrachtete sie als Geiseln. Xerxes aber wartete noch eine Zeit lang nach Aufgang der Sonne und rückte dann vor um die Zeit, die ihm Ephialtes angegeben. Und die Hellenen gingen den Feinden entgegen, die von ihren Hauptleuten mit Geißeln vorwärts getrieben wurden. Viele von ihnen stürzten ins Meer und ertranken, weit mehr aber wurden lebendig von den andern zertreten; es mochte sterben, was starb. Denn weil die Hellenen wußten, ihr Tod wäre ihnen gewiß durch die, welche den Berg umgingen, so setzte ein jeglicher alle seine Kraft daran wider die Fremden und schonte weder sein noch des Feindes Leben. Als den meisten die Lanzen zerbrochen waren, gingen sie den Persern mit dem Schwert zu Leibe, und in diesem Getümmel fiel auch Leonidas. Der erbitterte Kampf dauerte fort, bis Ephialtes mit seinen Persern dazu kam; da zogen sich die noch übrigen Lakedämonier und Thespier auf einen Hügel zurück und wurden da bis auf den letzten Mann erschlagen. Die Thebaner aber hoben flehend ihre Hände auf gegen den König und baten um Gnade, da sie nur gezwungen gefochten hätten und im Herzen gut medisch gesinnt seien. So retteten sie ihr Leben, hatten aber wenig Ehre davon. Denn Xerxes ließ sie alle brandmarken, dem Leichnam des Leonidas aber ließ er noch den Kopf abschneiden und ihn ans Kreuz schlagen, wider Sitte und Recht, weil er ihm so viel Krieger getötet hatte.

Zwei Spartaner waren wegen schlimmer Augenkrankheit vor der Schlacht vom Könige aus dem Lager geschickt worden. Als sie nun erfuhren, die Feinde seien über den Berg gegangen, ließ der eine sich rüsten und in

die Schlacht führen und fand mit den übrigen seinen Tod. Aristodemos aber, der andre, kehrte nach Sparta zurück. Und niemand sprach mit ihm oder zündete ihm Feuer an, und er wurde der Flüchtling Aristodemos genannt, bis er in einem späteren Kampf bei Platää seine Schuld austilgte. Die aber, die mit dem Leonidas bei Thermopylae gefallen waren, wurden von dem dankbaren Vaterlande später mit einer Inschrift geehrt an der Stelle, wo sie gekämpft haben, die lautete:

Mit dreihundertmal Zehntausenden kämpfeten einstmals
Hier viertausend Mann Peloponnesiervolk.

Und auf die dreihundert Spartaner allein bezogen sich die Worte:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl. —

---

## 36. Alexanders Übergang über den Indus und der Kampf gegen Porus.

Droysen.

Am Indus rastete Alexanders Heer, sich von den Anstrengungen des Winterfeldzuges auszuruhen. Gegen Frühlingsanfang schickte es sich an, über den Indus zu gehn. Da erschien eine Gesandtschaft des Fürsten von Taxila vor dem König. Sie versicherte die Ergebenheit ihres Herrn, sie überbrachte dem Könige kostbare Geschenke, sie übergab ihm die Residenz des Fürsten, die herrlichste Stadt zwischen dem Indus und dem Hydaspes.

Dann befahl der König, die Weihe des Indusübergangs zu beginnen; unter gymnastischen und ritterlichen Wettkämpfen wurde am Stromufer geopfert, und die Opfer waren günstig. So begann der Übergang über den mächtigen Strom: ein Teil des Heeres zog über eine Schiffbrücke, andre setzten auf Böten hinüber, der König selbst und sein Gefolge auf zwei Jachten (Dreiruderern), die dazu bereit lagen. Neue Opfer feierten die glückliche Vollendung des Überganges. Dann zog das große Heer auf der Straße von Taxila weiter durch reich bevölkerte und im Schmuck des Frühlings prangende Gegenden, nordwärts mächtige Schneeberge, die Grenze von Kaschmir, südwärts weite und herrliche Ebenen. Eine Stunde vor der Residenz sah das erstaunte Heer zum erstenmal indische Büßer, die nackt, einsam, regungslos unter den Glutstrahlen der Mittagssonne und den Unwettern der Regenzeit, das heilige Werk ihrer Gelübde erfüllten.

Als Alexander der Stadt nahete, zog ihm der Fürst im höchsten Prunke, mit geschmückten Elefanten, gewappneten Scharen und kriegerischer Musik entgegen; und als nun der König sein Heer halten und ordnen ließ, sprengte

der Fürst seinem Zuge voraus und zu Alexander hin, begrüßte ihn ehrerbietigst, übergab ihm sein Reich und sich selbst. Dann zog Alexander an der Spitze seines Heeres, der Fürst an seiner Seite, in die prächtige Residenz. Hier folgten zu Ehren des großen Königs eine Reihe von Festlichkeiten, deren Glanz durch die Anwesenheit mehrerer Fürsten des Landes erhöht wurde, die ihre Geschenke und Huldigungen darzubringen gekommen waren. Alexander bestätigte sie alle in ihrem Besitz und erweiterte das Gebiet einiger nach ihrem Wunsche und ihrem Verdienst, namentlich das des Taxiles, der zugleich aufs reichlichste beschenkt wurde. Auch der Fürst von Kaschmir schickte eine Gesandtschaft nach Taxila; es war sein Bruder, von den Edelsten seines Landes begleitet. Er brachte Kleinodien, Elfenbein, feine Malereien, Kostbarkeiten aller Art zum Geschenk und versicherte die treue Ergebenheit seines fürstlichen Bruders.

Daß der Fürst von Taxila sich so bereitwillig dem Könige anschloß, hatte wohl seinen Grund in der Verfeindung zwischen ihm und seinem mächtigeren Nachbarn, dem Fürsten Poros aus dem alten Geschlechte der Paurara, der jenseits des nächsten Stromes, des Hydaspes, ein Reich von mehr als hundert Städten beherrschte und über eine bedeutende Kriegsmacht gebot.

Von Taxila aus hatte Alexander an Poros gesandt und ihn auffordern lassen, ihm an der Grenze seines Fürstentumes entgegen zu kommen und ihm zu huldigen. Poros hatte die Antwort zurückgesandt, er werde den König an der Grenze seines Reichs mit gewaffneter Hand erwarten; zu gleicher Zeit hatte er seine Bundesgenossen aufgeboten, hatte den Fürsten von Kaschmir, der ihm, trotz der Versicherung seiner Ergebenheit an Alexander, Hülfstruppen versprochen hatte, um deren schleunige Zusendung ersucht, war selbst an den Grenzstrom gerückt und hatte sich an dessen linkem Ufer gelagert, entschlossen, dem Feinde um jeden Preis den Übergang zu wehren. Auf diese Nachricht sandte Alexander eine Heeresabteilung an den Indus zurück, mit dem Befehl, die Fahrzeuge der Stromflotte zum Transport über Land zersägen und auf Wagen möglichst schnell an den Hydaspes bringen zu lassen. — Zu gleicher Zeit brach das Herr von Taxila auf; es waren fünftausend Mann indischer Truppen des Taxiles und der benachbarten Fürsten dazu gestoßen. Die Elefanten, die Alexander in Indien erbeutet oder als Geschenk erhalten hatte, blieben zurück, da die makedonischen Pferde nicht an ihren Anblick gewöhnt waren und sie überdies der den Makedonien eigentümlichen Angriffsweise nur hinderlich gewesen wären.

Während des Marsches begannen die ersten Schauer des tropischen Regens; die Wasser strömten rauschender, die Wege wurden beschwerlicher, häufige Gewitter, mit Orkanen verbunden, verzögerten den Marsch vielfach.

Nach einigen Tagen erreichte Alexander das Ufer des Hydaspes, der jetzt eine Breite von fast zwölfhundert Schritten hatte. Auf dem jenseitigen Ufer sah man das weitläufige Lager des Fürsten Poros und das gesamte Heer, in Schlachtordnung vorgerückt; vor demselben, gleich Festungstürmen, dreihundert Kriegselefanten. Man bemerkte, wie nach beiden Seiten hinaus bedeutende Scharen abgesandt wurden, um die Postenlinie längs dem Stromufer zu verstärken und namentlich die wenigen Furten, die das hohe Wasser noch gangbar ließ, zu beobachten. Alexander erkannte die Unmöglichkeit, unter den Augen des Feindes den Strom zu passieren; er lagerte sich auf dem rechten Ufer, den Indern gegenüber. Er begann damit, durch mannigfache Truppenbewegungen den Feind über die Art des beabsichtigten Überganges zu verwirren und seine Aufmerksamkeit zu ermüden. — Er ließ zugleich von allen Seiten her große Vorräte zusammenbringen, als ob er noch lange an dieser Stelle zu bleiben gedächte; er wußte bis in das feindliche Lager das Gerücht zu verbreiten, daß er in dieser Jahreszeit den Flußübergang allerdings für unmöglich halte, daß er das Ende der Regenzeit abwarten wolle, um, wenn das Wasser gefallen sei, den Angriff über den Strom hin zu versuchen. Zu gleicher Zeit aber mußten die steten Bewegungen der makedonischen Reiterei, das Auf- und Abfahren stark bemannter Böte, das wiederholte Ausrücken der Phalangen, die trotz der heftigsten Regengüsse oft stundenlang unter den Waffen und wie zum Kämpfen bereit standen, den Fürsten Poros in steter Besorgnis vor einem plötzlichen Angriff halten; ein paar Werder im Flusse gaben Veranlassung zu kleinen Gefechten; es schien, als ob sie, sobald es zum ernsteren Kampf komme, von entscheidender Wichtigkeit werden müßten.

Indes erfuhr Alexander, daß der Fürst von Kaschmir trotz aller neuerdings wiederholten Versicherungen seiner Ergebenheit nicht bloß heimlich Verbindungen mit Poros unterhalte, sondern bereits mit seiner ganzen Macht heranrücke, um sich mit demselben zu vereinigen. War es auch von Anfang her keineswegs des Königs Absicht gewesen, die Regenzeit hindurch unthätig am rechten Flußufer stehn zu bleiben, so bewog ihn doch diese Nachricht noch mehr, ernstlich an einen baldigen Angriff zu denken, da der Kampf gegen die vereinte Macht der beiden Fürsten schwierig, wenn nicht gefährlich werden konnte. Aber es war unmöglich hier im Angesicht des Feindes über den Fluß zu gehn; das Steinbett selbst war durch die Fülle und Strömung des Wassers unsicher und das niedrige Ufer drüben voll schlammiger Untiefen. Es wäre tollkühn gewesen, die Phalangen unter den Geschossen des dichtgeordneten und sicherstehenden Feindes ans Ufer zu führen; endlich war vorauszusehen, daß die makedonischen Pferde vor dem Geruch und dem heiseren Geschrei der Elefanten, die das jenseitige Ufer deckten, beim Anlegen scheuen,

zu fliehen versuchen, sich an den Fähren hinabstürzen, die gefährlichste Verwirrung anrichten würden.

Es kam alles darauf an, das feindliche Ufer zu erreichen; darum ließ Alexander, es war um Mitternacht, im Lager Lärm blasen, die Reiterei an verschiedenen Stellen des Ufers anrücken und sich unter Kriegsgeschrei und unter dem Schmettern der Trompeten zum Übersetzen anschicken, die Böte auslaufen, die Phalangen unter dem Schein der Wachtfeuer an die Furten rücken. Sofort wurde es auch im feindlichen Lager laut, die Elefanten wurden vorgetrieben, die Truppen rückten an das Ufer, man erwartete bis zum Morgen den Angriff, der doch nicht erfolgte. Dasselbe wiederholte sich in den folgenden Nächten und immer von neuem sah sich Poros getäuscht; er wurde es müde, seine Truppen umsonst in Regen und Wind die Nächte durch stehn zu lassen; er begnügte sich damit, den Fluß durch die gewöhnlichen Posten zu bewachen.

Das rechte Ufer des Flusses ist von einer Reihe rauher Höhen begleitet, die sich drei Meilen stromauf hinziehn und dort zu bedeutenden, dichtbewaldeten Bergen emporsteigen, an deren Nordabhang ein kleiner Fluß zum Hydaspes hinabeilt. Wo er mündet, verändert der Hydaspes, der von Kaschmir herab bis hierher südwärts strömt, plötzlich und fast im rechten Winkel seine Richtung, und eilt, zur Rechten die rauhe Bergreihe, zur Linken eine weite und fruchtbare Niederung, abendwärts weiter. Der Bergecke gegenüber, unter der Mündung jenes Flüßchens, liegt im Strome eine hohe und waldige Insel, oberhalb deren die gewöhnliche Straße von Kaschmir über den Hydaspes führt. Dies war der Ort, den Alexander zum Übergang ausersehn. Eine Reihe Feldposten war vom Lager aus längs dem Ufer ausgestellt, jeder dem andern nahe genug, sich einander sehn und zurufen zu können; ihr Rufen. ihre nächtlichen Wachtfeuer, die neuen Truppenbewegungen in der Nähe des Lagers hätten den Feind vollkommen über den Ort des bevorstehenden Übergangs täuschen müssen, wenn er sich nicht schon daran gewöhnt hätte, dergleichen für nicht mehr bedeutend zu halten. — Alexander seinerseits hatte alles vorbereitet, den entscheidenden Schlag zu wagen. Eine Heeresabteilung blieb in der Nähe des Lagers, ein zweites Corps rückte anderthalb Meilen stromauf, mit der Weisung, sobald sie jenseits des Flusses die Schlacht beginnen sähen, durch den Strom zu gehn. Der König selbst brach mit einer bedeutenden Truppenmacht am Morgen aus dem Lager auf. — Alle diese Bewegungen wurden durch den anhaltenden Regen zwar erschwert, aber zugleich dem Auge des Feindes entzogen; um desto sicherer zu sein, zog der König hinter den waldigen Uferhöhen zu dem Orte hin, den er zum Übergange ausersehn. Am späten Abend kam er dort an; schon war hier der

Transport zerſägter Fahrzeuge vom Indus unter dem Schutze der dichten Waldung wieder inſtand geſetzt und verborgen worden; auch an Fellen und Balken zu Flößen und Fähren war Vorrat. Die Vorbereitungen zum Übergang, das Hinablaſſen der Fahrzeuge, das Zimmern der Flöße füllte die Nacht aus. Furchtbare Regengüſſe, von Sturm und Gewitter begleitet, machten es möglich, daß das Klirren der Waffen, das Hauen der Zimmerer jenſeits nicht gehört wurde, der dichte Wald auf dem Vorgebirge und auf der Inſel verbarg die Wachtfeuer der Makedonen.

Gegen Morgen legte ſich der Sturm, der Regen hörte auf, der Strom flutete rauſchend an den hohen Ufern der Inſel vorüber, und oberhalb derſelben ſollte das Heer überſetzen. Der König ſelbſt, von einer erleſenen Schar begleitet, befand ſich auf der Jacht, welche den Zug eröffnete. Die beiden mitgenommenen Phalangen blieben am rechten Ufer zur Deckung und Beobachtung des Weges von Kaſchmir zurück. Und ſchon ſteuerten die Jachten an dem hohen und waldigen Ufer der Inſel vorüber; ſobald man an deren Nordecke war, ſah man die Reiter der feindlichen Vorpoſten, die beim Anblick der herüberfahrenden Heeresmacht eiligſt über das Blachfeld zurückſprengten. So war das feindliche Ufer von Verteidigern entblößt und niemand da, die Landung zu hindern. Alexander war der erſte am Ufer, nach ihm legten die andern Jachten an, bald folgte die Reiterei und das übrige Heer, raſch wurde alles in Marſchkolonnen formiert, um weiter zu rücken. Da zeigte ſich, daß man auf einer Inſel war. Die Gewalt des Stromes, deſſen Bett ſich an dieſer Stelle gen Weſten wendet, hatte das niedrige Erdreich am Ufer durchbrochen und einen neuen, waſſerreichen Arm gebildet. Lange ſuchten die Reiter vergebens und mit Lebensgefahr eine Furt hindurch; überall war das Waſſer zu breit und zu tief. Es ſchien nichts übrig, als die Fahrzeuge und Fähren um die Spitze dieſer Inſel herbeizuſchaffen, es war die höchſte Gefahr, daß durch den damit entſtehenden Zeitverluſt der Feind zur Abſendung eines bedeutenden Truppencorps, das das Landen erſchweren, ja unmöglich machen konnte, Zeit gewann. Da fand man endlich eine Stelle, die zu durchwaten war. Mit der größten Mühe hielt ſich Mann und Pferd gegen die heftige Strömung, das Waſſer reichte denen zu Fuß bis an die Bruſt, die Pferde hatten nur den Kopf über dem Waſſer. Nach und nach gewannen die verſchiedenen Abteilungen das jenſeitige Ufer. In geſchloſſener Linie rückte das Heer auf, dann mit Rechtsum den Strom hinab in der Richtung zum feindlichen Lager. Um das Fußvolk nicht zu ermüden, ließ Alexander es langſam nachrücken und ging ſelbſt mit der Reiterei und den Bogenſchützen eine halbe Stunde weit voraus; er glaubte, wenn Poros auch mit ſeiner ganzen Macht entgegenrücke, an der Spitze der trefflichen und den

Indern überlegenen Reiterei das Gefecht, bis das Fußvolk nachkam, halten zu können, wenn dagegen die Inder, durch das plötzliche Erscheinen erschreckt, sich zurückzögen, an seinen Reitern zum Einhauen und zum Verfolgen genug zu haben.

Poros seinerseits hatte, als ihm von seinen zurücksprengenden Vorposten das Heranrücken bedeutender Truppenmassen gemeldet war, im ersten Augenblick geglaubt, es sei der Fürst von Kaschmir mit seinem Heere. Aber sollte der Bundesfreund versäumt haben, sein Herannahen zu melden oder doch, nachdem er über den Strom gesetzt, Nachricht von seiner glücklichen Ankunft vorauszusenden? Es war nur zu klar, daß die Gelandeten Makedonen seien, daß der Feind den Übergang über den Strom, der ihm Tausende hätte kosten müssen, ungehindert und glücklich zustande gebracht habe und daß ihm indischerseits das diesseitige Ufer nicht mehr streitig gemacht werden könne. Indes schienen die Truppenmassen, die man noch am jenseitigen Ufer stromauf- und stromabwärts aufgestellt sah, zu beweisen, daß das über den Fluß vorgeschobene Corps nicht bedeutend sein könne. Poros hätte alles daran setzen müssen, dasselbe, da es einmal über den Strom war, abzuschneiden und zu vernichten; er hätte sofort einen Angriff versuchen müssen, der für jetzt durch seine Schlachtwagen und Elefanten so sehr begünstigt und fast gefordert wurde. Statt dessen war es ihm nur darum zu thun, das weitere Vordringen des Feindes aufzuhalten und jedes entscheidende Zusammentreffen bis zur Ankunft des Heeres von Kaschmir zu vermeiden. Er sandte seinen Sohn mit zweitausend Reitern und einhundertzwanzig Schlachtwagen den Makedonen entgegen; er hoffte mit diesen den König Alexander aufhalten zu können.

Sobald Alexander dieses Corps über die Uferreihen heranrücken sah, glaubte er nicht anders, als daß Poros mit seinem ganzem Heere heranziehe und daß dies der Vortrab sei. Er ließ seine Reiterei sich zum Gefecht fertig machen; dann bemerkte er, daß hinter diesen Reitern und Wagen kein weiteres Heer folgte. Sofort gab er den Befehl zum Angriff. Von allen Seiten jagden die makedonischen Reiter auf den Feind los, ihn zu verwirren und zu umzingeln; umsonst suchten die Inder zu widerstehn, sich zurückzuziehn; in kurzer Zeit waren sie trotz der tapfersten Gegenwehr gänzlich geschlagen. Vierhundert Tote blieben auf dem Platze, unter ihnen der königliche Prinz; die Wagen, außerstand, in dem tiefen und ausgefahrenen Wiesengrund schnell zu entkommen, fielen den Makedonen in die Hände, die jetzt mit doppelter Kampflust vorwärts rückten.

Die Überreste des zersprengten Corps brachten die Nachricht von ihrer Niederlage, von des Prinzen Tod und von Alexanders Anrücken in das Lager

zurück. Poros sah zu spät ein, welchen Feind er sich gegenüber hatte; die Zeit drängte, den Folgen einer halben Maßregel, welche die Gefahr nur beschleunigte, so viel noch möglich war, zu begegnen. Die einzige Rettung war, sich noch jetzt auf den heranrückenden Feind zu werfen und ihn zu vernichten, bevor er Zeit gewann, mehr Truppen an sich zu ziehen und so den letzten Vorteil, den Poros noch über ihn hatte, auszugleichen. Doch durfte das Ufer dem makedonischen Lager gegenüber nicht entblößt werden, damit nicht das dort schlagfertig stehende Heer den Übergang erzwänge und die Schlachtreihe der Inder im Rücken bedrohe; demnach ließ Poros einige Elefanten und mehrere tausend Mann im Lager zurück, um die Bewegungen auf dem jenseitigen Ufer des Stroms zu beobachten und das diesseitige zu decken. Er selbst rückte mit großer Heeresmacht und zweihundert Elefanten gegen Alexander aus. Sobald er über den morastigen Wiesengrund, der sich in der Nähe des Stromes dahinzog, rechts hinaus war und das sandige freie Feld, das für die Entwickelung seiner Streitmacht und die Bewegung der Elefanten gleich bequem war, erreicht hatte, ordnete er sein Heer nach indischem Brauch zur Schlacht: vorauf die furchtbare Linie der zweihundert Elefanten, die, je fünfzig Schritt voneinander, fast eine Meile Terrain beherrschten; hinter ihnen als zweites Treffen das Fußvolk, in Scharen von etwa 150 Mann zwischen je zwei Elefanten aufgestellt, und an die letzte Schar des rechten und linken Flügels schlossen sich je zweitausend Reiter an; die beiden Enden der weiten Schlachtlinie wurden durch je einhundertfünfzig Wagen gedeckt, von denen jeder zwei Schwerbewaffnete, zwei Schützen mit großem Bogen und zwei bewaffnete Wagenlenker trug. Die Stärke dieser Schlachtlinie bestand in den zweihundert Elefanten, deren Wirkung um so furchtbarer werden mußte, da die Reiterei, auf welche Alexander den Erfolg des Tages berechnet hatte, nicht imstande war, ihnen gegenüber das Feld zu halten.

In der That hätte ein gut geführter Angriff die Makedonen vernichten müssen; die Elefanten hätten gegen die feindliche Linie losbrechen, die Reiterei aus dem Felde schlagen und die Phalanx zerstampfen, die indische Reiterei nebst den Schlachtwagen die Fliehenden verfolgen und die Flucht über den Strom abschneiden müssen. Selbst die außerordentlich gedehnte und den Feind weit überflügelnde Schlachtlinie konnte von großem Erfolg sein, wenn die Wagen und Reiter, sobald die Elefanten losbrachen, in die Flanke fielen. In jedem Falle mußte Poros in dem Augenblicke, wo er den Feind zu Gesicht bekam, den Angriff beginnen. Er zögerte. Alexander kam ihm zuvor und benutzte seinerseits alles mit der Umsicht und Kühnheit, die allein der Übermacht des Feindes das Gleichgewicht zu halten vermochte.

Dem Raume nach kam sein kleines Heer der feindlichen Schlachtlinie kaum zum vierten Teile gleich. — Teils der makedonische Kriegsgebrauch, teils die Rücksicht, möglichst in der Nähe des Flusses anzugreifen, veranlaßte den König, den rechten Flügel zur Eröffnung des Gefechts zu bestimmen. Sobald er in der Ferne die indische Schlachtreihe geordnet sah, ließ er seine Reiterei Halt machen, bis die Scharen des Fußvolks nachkamen. Voll Begier, sich mit dem Feinde zu messen, kamen sie in vollem Lauf; sie Atem schöpfen zu lassen und den Feind fern zu halten, bis sie in Reih und Glied waren, mußten die Reiter, da und dort vorsprengend, den Feind beschäftigen. Jetzt war die Linie des Fußvolks geordnet. Sie erhielten den Befehl, nicht eher in Aktion zu treten, als bis sie den linken Flügel des Feindes durch den Angriff der Reiter geworfen sähen.

Schon rückten die Reiter, mit denen der König den Angriff zu machen gedachte, halbrechts vorwärts. Sobald Alexander der feindlichen Reiterlinie auf Pfeilschußweite genaht war, ließ er 1000 berittene Bogenschützen vorauseilen, um die indischen Reiter durch einen Hagel von Pfeilen zu verwirren. Er selbst zog sich noch weiter nach rechts, der Flanke der indischen Reiter zu, sich mit aller Kraft auf sie zu stürzen. Es war den Feinden unmöglich, Alexanders Stoß auszuhalten; sie sprengten von dannen, um hinter der festen Linie der Elefanten Schutz zu suchen. Da ließ Poros einen Teil der Tiere wenden und gegen die feindliche Reiterei treiben. Ihr heiseres Geschrei ertrugen die makedonischen Pferde nicht, scheu flohen sie rückwärts. Zugleich war die Phalanx des Fußvolks im Sturmschritt angerückt, gegen sie brachen die andern Elefanten der Linie los, es begann der furchtbarste Kampf. Die Tiere durchbrachen die dichtesten Reihen, zerstampften sie, schlugen heulend mit ihren Rüsseln nieder, durchbohrten mit ihren Fangzähnen; jede Wunde machte sie wütender. Die Makedonen wichen nicht; die Reihen aufgelöst, kämpften sie wie im Einzelkampf mit den Riesentieren, aber ohne weitern Erfolg als den, noch nicht vernichtet oder aus dem Felde geschlagen zu sein. Durch das Vordringen der Elefanten ermutigt, brachen die indischen Reiter, die sich eiligst wieder gesammelt hatten, zum Angriff gegen die makedonischen Reiter vor. Aber diese, an Körperkraft und Übung ihnen weit überlegen, warfen sie zum zweitenmale, so daß sie wieder sich hinter die Elefanten retteten. Da warf sich Alexanders gesamte Reiterei auf das indische Fußvolk, das, unfähig zu widerstehn, in ordnungsloser Eile, dicht von den Feinden verfolgt, mit großem Verlust zu den kämpfenden Elefanten floh. So drängten sich die Tausende auf den gräßlichen Kampfplatz der Elefanten zusammen; schon war Freund und Feind in dichter und blutiger Verwirrung beieinander; die Tiere, meist ihrer Führer beraubt,

durch das wüste Geschrei des Kampfs verwirrt und verwildert, von Wunden wütend, schlugen und stampften nieder, was ihnen nahe kam, Freund und Feind. Die Makedonen, denen das weite Feld offen stand, sich den Tieren gegenüber frei zu bewegen, wichen, wo sie herannahten, beschossen und verfolgten sie, wenn sie umkehrten, während die Inder, die zwischen ihnen sich bewegen mußten, sich weder bergen noch retten konnten. Da endlich soll Poros, der von seinem Elefanten herab den Kampf leitete, vierzig noch unversehrte Tiere vereinigt haben, um mit ihnen vordringend den furchtbaren Kampf zu entscheiden; Alexander habe seine Speer- und Bogenschützen ihnen entgegengeworfen, die dann, gewandt wie sie waren, auswichen, wenn die schon wilden Tiere gegen sie getrieben wurden, aus der Ferne sie und ihre Führer mit ihren Geschossen trafen oder auch sich vorsichtig heranschlichen, mit ihren Beilen ihnen die Ferse zu durchhauen. Schon wälzten sich viele Elefanten sterbend auf dem Feld voll Leichen und Sterbenden, andere wankten in ohnmächtiger Wut schnaubend noch einmal gegen die schon sich schließende Phalanx, die sich nicht mehr fürchtete.

Indes hatte Alexander seine Reiter jenseits des Kampfplatzes gesammelt, während diesseits das Fußvolk sich, Schild an Schild, formierte. Jetzt erfolgte des Königs Befehl zum allgemeinen Vorrücken gegen den umringten Feind, dessen aufgelöste Masse der Doppelangriff zermalmen sollte. Nun war kein weiterer Widerstand; dem furchtbaren Gemetzel entfloh, wer es vermochte, landeinwärts in die Sümpfe des Stroms, in das Lager zurück. Schon waren dem Befehle gemäß die Truppen von jenseits des Stromes übergesetzt und, ohne Widerstand zu finden, ans Ufer gestiegen; sie trafen zur rechten Zeit ein, um den durch achtstündigen Kampf ermatteten Siegern die Verfolgung abzunehmen.

An zwanzigtausend Inder waren erschlagen, unter ihnen zwei Söhne des Poros; dreitausend Pferde und mehr als hundert Elefanten lagen tot auf dem Felde, gegen achtzig Elefanten fielen in die Hände des Siegers. König Poros hatte, nachdem er seine Macht gebrochen, seine Elefanten überwältigt, sein Heer umzingelt und in völliger Auflösung sah, kämpfend den Tod gesucht; zu lange schützte ihn sein goldner Panzer und die Vorsicht des treuen Tieres, das ihn trug. Endlich traf ein Pfeil seine rechte Schulter; zum weitern Kampfe unfähig und besorgt, lebendig in des Feindes Hand zu fallen, wendete er sein Tier, aus dem Getümmel zu entkommen. Alexander hatte des indischen Königs hochragende greise Gestalt auf dem geschmückten Tier immer wieder gesehn, überall ordnend und anfeuernd, oft im dichtesten Getümmel. Voll Bewunderung für den tapfern Fürsten eilte er ihm nach, sein Leben auf der Flucht zu retten. Da stürzte sein altes und treues

Schlachtroß Bukephalos, von dem heißen Tage erschöpft, unter ihm zusammen. Er sandte den Fürsten von Taxila dem Fliehenden nach. Als dieser seinen alten Feind erblickte, wendete er sein Tier und schleuderte mit der letzten Anstrengung den Speer gegen den Fürsten, dem dieser nur durch die Behendigkeit seines Pferdes entging. Alexander sandte andere Inder, unter diesen den Fürsten Meroes, der ehemals dem Könige Poros befreundet gewesen war. Poros, von Blutverlust erschöpft und von brennendem Durst gequält, hörte ihn gelassen an. Dann kniete sein Tier nieder und hob ihn mit dem Rüssel sanft zur Erde. Er trank und ruhte ein wenig, bat dann den Fürsten Meroes, ihn zu Alexander zu führen. Als der König ihn kommen sah, eilte er ihm von wenigen seiner Getreuen begleitet, entgegen; er bewunderte die Schönheit des greisen Fürsten und den edeln Stolz, mit dem er ihm, obschon besiegt, entgegentrat. Alexander soll ihn nach der ersten Begrüßung gefragt haben, wie er sich behandelt zu sehn wünsche. „Königlich," sei Poros' Antwort gewesen. Darauf Alexander: „So werde ich schon um meinetwillen thun. Verlange, was dir um deinetwillen lieb sein wird;" und Poros darauf: in jenem Wort sei alles enthalten. — Alexander aber erwies sich königlich gegen den Besiegten. Er ließ ihm nicht nur seine Herrschaft, sondern vergrößerte ihm dieselbe bedeutend.

---

## 37. Alexanders Zug durch die Wüste von Gedrosien.

Droysen.

Es mochte gegen Ende August des Jahres 325 sein, als Alexander aus dem indischen Lande aufbrach. Bald war das Grenzgebirge erreicht und auf dem nördlichen Paßwege überstiegen. Von da wandte er sich links dem Meere zu. Er unterwarf die dort wohnenden Stämme und brach dann nach Gedrosien auf. Schon wurde der heiße und flache Küstensaum breiter und öder, die Hitze stechender, der Weg beschwerlicher. Man zog Tage lang durch einsame Sandstrecken, in denen von Zeit zu Zeit Palmgruppen einen ärmlichen Schatten unter der fast senkrechten Sonne boten; häufiger waren Myrrhengebüsche, stark duftend in der Glut der Sonne und in der Fülle des ungenutzt ausschwitzenden Harzes; die phönizischen Kaufleute, die mit zahlreichen Kamelen dem Heere folgten, sammelten hier viel von dieser köstlichen Ware, die im Abendland unter dem Namen der arabischen Myrrhe so beliebt war. In der Nähe der See oder der Flüsse blühte die starkduftende Tamariske, über den Boden hin wucherte die Schlingwurzel der Narden und vielrankiges Dornengebüsch, in dem die Hasen, die der nahende Heereszug aufgescheucht, wie Vögel in Dohnen sich fingen. In der Nähe solcher Plätze wurde übernachtet

und aus den Blättern der Myrrhen und Narden die nächtliche Streu bereitet. Aber mit jedem neuen Marſche wurde die Küſte öder und unwegſamer. Die Bäche erſtarben im heißen Sande, auch die Vegetation hörte auf; von Menſchen und Tieren war auf weite Strecken keine Spur. Man begann die Nächte zu marſchieren, um während des Tages zu ruhen; man zog tiefer landein, um auf dem nächſten Wege dieſe Einöde zurückzulegen und zugleich für die Flotte Vorräte an die Küſte zu ſchaffen; einzelne Trupps wurden dann an die Küſte hinabgeſandt, die Vorräte aufzuſtapeln, Brunnen zu graben, die Zugänglichkeit des Strandes für die Schiffe zu unterſuchen. Einige dieſer Reiter brachten die Nachricht, an der Küſte ſeien einige ärmliche Fiſcherhütten, aus Walfiſchrippen und Seemuſcheln erbaut; die Bewohner, armſelig und ſtumpfſinnig, lebten von gedörrten Fiſchen und Fiſchmehl und tränken das brakige Waſſer der Sandgruben. Tiefer landein, ſo hieß es, finde man einzelne Dorfſchaften; dorthin mußte das Heer, da der Mangel an Lebensmitteln ſchon empfindlich zu werden begann. Nach langen, ermüdenden Nachtmärſchen, in denen ſchon nicht mehr die ſtrengſte Ordnung und Mannes-zucht erhalten war, erreichte man dieſe Gegend; von den Vorräten, die ſie darbot, wurde möglichſt ſparſam an das Heer verteilt, um das Übrige, mit dem königlichen Siegel verwahrt und auf Kamele gepackt, an die Küſte zu ſchicken. Aber ſobald Alexander mit den erſten Kolonnen zum weiteren Marſche aufbrach, riſſen die bei den Vorräten beſtellten Wachen die Siegel auf und, von ihren hungernden Kameraden ſchreiend umdrängt, teilten ſie aus, was ſie bewachen ſollten, unbekümmert, wie ſie ihr Leben verwirkten, um es vor dem Hungertode zu retten. Alexander ließ es ungeahndet; er eilte, neue Vorräte aufzutreiben und ſie unter ſicherer Bedeckung hinabzuſenden; er befahl den Einwohnern, aus dem Innern des Landes ſo viel Getreide, Dattelfrucht und Schlachtvieh als möglich aufzubringen und an die Küſten zu ſchaffen; zuverläſſige Männer wurden zurückgelaſſen, dieſe Transporte zu beſorgen.

Indes zog das Heer weiter; es nahte der furchtbarſte Teil der Wüſte; in gräßlicher Steigerung wuchs der Hunger, das Elend, die Zügelloſigkeit. Auf zehn, auf fünfzehn Meilen weit kein Waſſer, der Sand tief, heiß, wellenhaft wie ein ſtürmiſches Meer zu breiten Dünen aufgeweht, durch die man, mit jedem Schritte tief einſinkend, ſich mit endloſer Mühe hinſchleppte, um ſogleich dieſelbe Arbeit von neuem zu beginnen. Dazu das Dunkel der Nacht, die furchtbar wachſende Auflöſung aller Ordnung, die letzte Kraft durch Hunger und Durſt erſchöpft oder zu ſelbſtiſcher Gier verwildert. Man ſchlachtete die Pferde, Kamele, Maultiere und aß ihr Fleiſch; man ſpannte das Zugvieh von den Wagen der Kranken und überließ dieſe ihrem

Schicksal, um in trauriger Hast weiter zu ziehn. Wer aus Müdigkeit oder Entkräftung zurückblieb, fand den Morgen kaum die Spur des großen Heeres wieder, und fand er sie, so bemühte er sich umsonst, dasselbe einzuholen; unter schrecklichen Zuckungen verschmachtete er unter der glühenden Mittagssonne oder verirrte in dem Labyrinth der Dünen, um an Hunger und Durst langsam dahinzusterben. Glücklich die andern, wenn sie vor Tagesanbruch Brunnen erreichten, um zu rasten. Aber oft mußte man noch marschieren, wenn schon die Sonne durch die rötliche Glutluft herabbrannte und der Sand unter den wunden Füßen glühte. Dann stürzten die Tiere röchelnd zusammen, und den hinsinkenden Menschen brach das Blut jählings aus Auge und Mund, oder sie kauerten sich todmatt nieder, während die Reihen aufgelöst in gespensterhafter Stille an den sterbenden Kameraden vorüberwankten. Kam man endlich zu den Wassern, so stürzte alles hin und trank mit hastiger Gier, um die letzte Labung mit einem qualvollen Tode zu büßen.

An einer der Raststellen — ein fast ausgetrocknetes Wasser floß vorüber — lagerte das Heer einen Tag und ruhte unter den Zelten. Da füllte sich plötzlich das Strombett und brausend schwollen die Wasser über; Waffen, Tiere, Zelte, Menschen wurden mit hinweggerissen, und ehe man sich noch zu besinnen und zu helfen vermochte, war schon die Verwüstung auf ihrem Gipfel. Alexanders Zelt und ein Teil seiner Waffen wurden ein Raub der Flut, deren Gewalt er selbst mit Mühe entrann. So häuften sich die Schrecken; und als endlich gar bei dem weiteren Marsche, da ein heftiger Wind die Dünen der Wüste durcheinandertrieb und alle Wege spurlos verwehte, die landeingeborenen Führer verirrten und nicht mehr wo noch wohin wußten, da sank auch dem Mutigsten der Mut, und der Untergang schien allen gewiß.

Alexander sammelte die kräftigsten der Reiter, eine kleine Schar, um sich mit ihnen das Meer zu suchen; er beschwor sie, die letzten Kräfte zusammenzunehmen und ihm zu folgen. Sie ritten mittagwärts durch die tiefen Dünen, von Durst gequält, in der tiefsten Erschöpfung; die Pferde stürzten zusammen, die Reiter vermochten sich nicht weiter zu schleppen; nur der König war unermüdlich vorgedrungen. Sie sahen endlich die blaue See, sie ritten hinab, sie gruben mit ihren Schwertern im Sande nach süßem Wasser, und ein Quell sprudelte hervor, sie zu erquicken. Dann eilte Alexander zurück zum Heer und führte es hinab an den kühlen Strand und zu den süßen Quellen, die dort rieselten. Nun fanden sich die Führer wieder zurecht und führten das Heer noch sieben Tage lang an der Küste, wo an Wasser nicht Mangel und auch hie und da Dorfschaften und Vorräte

waren. Mit dem siebenten Tage wandte man sich landeinwärts und zog durch fruchtprangende und heitere Gegenden gegen Pura, die Residenz der Satrapie Gedrosien.

So erreichte das Heer endlich das Ziel seines Weges, aber in welchem Zustand! Der Marsch durch die Wüste hatte sechzig Tage gewährt; aber die Leiden und Verluste auf diesem Marsche waren größer als alles Frühere zusammengenommen. Das Heer, das so stolz und reich aus Indien ausgezogen, war auf ein Viertel zusammengeschmolzen, und dieser traurige Überrest des welterobernden Heeres war abgezehrt und entstellt, in zerlumpten Kleidern, fast ohne Waffen, die wenigen Pferde abgemagert und elend, das Ganze ein Aufzug des höchsten Elends, der Auflösung und Niedergeschlagenheit.

---

## 38. Aus der jüngeren Edda.

Nach Simrock.

### 1. Die Entstehung der Welt.

Manches Zeitalter vor Erschaffung der Erde grenzten Muspelheim und Niflheim aneinander. Muspelheim, das Reich des Lichts und der Flamme, hell und heiß, ist nur den Wesen zugänglich, die im Feuer leben können, für alle andern verderblich. Niflheim ist das Reich der Nacht, eisbedeckt; in ewigem Dunkel liegt hier der Brunnen, aus dem die meisten Flüsse der Erde entspringen. Wo Funken über Muspelheims Grenze flogen und auf das Eis fielen, schmolz es in Tropfen, und es entstand der Riese Ymir, der erste der Hrimthursen oder Frostriesen, dem, als er schlief, unter dem Arm noch zwei Kinder erwuchsen. Weiter schmolz das Eis, und es entstand die Kuh Audumbla, von deren Milch Ymir sich ernährte. Sie beleckte die salzigen Eisblöcke, und am ersten Tage kam bei ihrem Lecken Menschenhaar hervor, am zweiten Tage ein Menschenhaupt, und am dritten war es ein ganzer Mann, schön und stark von Gliedern. Von dessen Sohne stammte Odin mit zwei Brüdern, und diese drei erwarben die Herrschaft über Himmel und Erde. Sie töteten Ymir und bildeten aus ihm die Welt, aus seinem Blute Meer und Gewässer, aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Felsgebirge und die einzelnen Steine aus seinen Zähnen. Sie nahmen aber auch seinen Hirnschädel und bildeten den Himmel daraus, setzten ihn über die Erde mit vier Hörnern und unter jedes Horn setzten sie einen Zwerg, die heißen Austri, Westri, Nordri und Sudri. Und wieder flogen Feuerfunken über Muspelheims Grenze herüber, die setzten sie an den Himmel. Und die Sonne wußte nicht, wo sie Sitz hätte, der Mond wußte

nicht, was er Macht hätte, die Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten; aber die drei setzten jedem seinen bestimmten Gang fest, wonach Tage und Jahre berechnet werden. Das Meer umgab aber die ganze Erde, und ist schwer hinüber zu kommen. Jenseits des Meeres wohnen die Riesen, Thursen oder Jötunen genannt, in Midgard auf der Erde die Menschen und in der Götterburg Asgard die Asen.

## 2. Die Asen.

Odins Gattin hieß Frigga, und er, Vater der Asen und Menschen, wurde Allvater angerufen. Und er gab der Nacht Roß und Wagen und setzte sie an den Himmel, daß sie immer in zwölf Stunden einmal über die Erde fahren sollte. Dann ruhte sie, und ihr folgte ihr Sohn Tag mit lichtem Rosse und löste sie ab. Vom Himmel zur Erde führte die Brücke Bifröst, der Regenbogen, nur Göttern zugänglich. Als Brückenwächter wohnte der fernblickende Heimdall in Asgard an Bifrösts Eingang, dessen Horn in allen Welten gehört wird. Zwei Brüder unter den Asen waren Baldur und Hödur. Blind war der letztere, dabei stark und kräftig, und großes Leid kam durch ihn in die Welt. Aber segenspendend, allgeliebt war der schöne Baldur mit lichten Locken, der Gott des Frühlings. Der mächtigste unter Odins Söhnen, an Kraft selbst dem Vater überlegen, war Thor, der Herr des Blitzes, der mit zwei Böcken vor dem Wagen donnernd über das Himmelsgewölbe fährt. Mit Katzen ist dagegen der schönen Freya Wagen bespannt; sie ist die Göttin der Schönheit und Liebe, und von ihrem Namen her stammt das Wort Frau. Dem Gotte des Gesanges, dem Skalden (Sänger) Bragi, ward die Göttin der Jugend, Idun, als Gattin gegeben; sie verwahrt die Äpfel, deren Genuß den Göttern die ewige Jugend erhält. Noch gehört zu den Asen der listige Loki, der Anstifter vielen Betruges und Verlästerer der Götter, dessen Beistand sie dennoch selten entraten können. Bei der mächtigen Esche Yggdrasil halten die Götter Gericht; da quillt der Brunnen der Weisheit, und da wohnen die drei Nornen: Urd, Werdandi, und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft), und bestimmen das Geschick der Menschen. Alle Krieger aber, die in der Schlacht ruhmvoll fallen, werden von Odins Dienerinnen, den Walküren, nach Walhall geleitet und gehören dort zu den Einheriern. Täglich ist ihre Freude Kampf und Streit, aber alle Wunden, die sie schlagen, heilen alsbald wieder, und abends wartet ihrer der Meth der Götter und das gebratne Fleisch eines Ebers, der, täglich verzehrt, immer wieder lebendig wird. Die andern Toten kommen zur Hel, einer Tochter Lokis und eines Riesenweibes. Drei entsetzliche Kinder des unheilstiftenden Gottes wohnten in Jötunheim, Hel, die Midgardschlange

und der Fenriswolf. Durch Weisſagung gewarnt, warf Odin die Midgardſchlange in das Meer, wo ſie zu ſolcher Größe heranwuchs, daß ſie um alle Länder liegt und ſich in den Schwanz beißt. Die Hel aber brachte er nach Niflheim, daß ſie dort denen Wohnungen anwieſe, die vor Alter oder an Krankheiten ſterben. Es iſt eine große Wohnſtätte, in der die furchtbare Göttin wohnt. Ihr Saal heißt Elend, ihre Schüſſel Hunger, Gier ihr Meſſer; ihr Knecht nennt ſich Träg, Langſam ihre Magd; Einſturz heißt ihre Schwelle, ihr Bette iſt Kümmernis und ihr Vorhang dräuendes Unheil. —

Den Fenriswolf erzogen die Götter bei ſich, und er wuchs ſo ſtark, daß allein Tyr mutig genug war, hinzugehn und ihn zu füttern. Da beſchloſſen ſie ihn zu feſſeln, aber alle Feſſeln zerriß er mit Leichtigkeit. Endlich machten die Schwarzelfen ein Band dazu aus fünferlei Dingen, aus dem Schall des Katzentritts, dem Bart der Weiber, den Wurzeln der Berge, der Stimme der Fiſche und dem Speichel der Vögel. Und hieran kann man die Wahrheit all dieſer Erzählungen erproben. Denn jeder weiß, daß die Fiſche jetzt ſtumm ſind, die Frauen keinen Bart haben und der Katzentritt keinen Schall giebt. Äußerlich ſchien es ein dünnes Seidenband, und ſie gingen damit zu dem Wolf und redeten ihm zu, ſich zum Scherz damit feſſeln zu laſſen. Er traute ihnen aber nicht und forderte, einer von ihnen ſollte ihm die Hand in den Mund legen als Unterpfand, daß es bei dem Binden ohne Falſch herginge. Und Tyr bot ſeine Rechte dar und legte ſie dem Wolf in den Mund. Und da der gefeſſelte Wolf ſich reckte, da verhärtete das Band, und je mehr er ſich anſtrengte, deſto ſtärker ward es. Da lachten alle außer Tyr, denn dem biß er die Hand ab. Sie ketteten ihn tief im Grunde der Erde an, aber beim Untergange der Welt wird er einſt wieder loskommen.

### 3. Der Bau Asgards.

Bei der erſten Niederlaſſung der Götter kam ein Baumeiſter und verſprach ihnen eine Burg zu bauen, die ihnen Schutz bieten ſolle wider Bergrieſen und Froſtrieſen, wenn ſie ihm Sonne, Mond und Freya zum Lohne geben wollten. Da traten die Aſen zuſammen und gingen den Kauf ein mit dem Baumeiſter, daß er haben ſollte, was er anſpräche, wenn er in einem Winter die Burg fertig brächte; wenn aber am erſten Sommertag irgend ein Ding an der Burg unvollendet wäre, ſo ſollte er des Lohnes entraten; auch dürfe er von niemandem bei dem Werk Hülfe empfangen. Als ſie ihm dieſe Bedingung ſagten, da verlangte er von ihnen, daß ſie ihm erlauben ſollten, ſich der Hülfe ſeines Pferdes Swadilfari zu bedienen,

und Loki riet dazu, daß ihm dies zugesagt wurde. Da begann er am ersten Wintertag die Burg zu bauen und führte in der Nacht die Steine mit dem Pferde herbei. Die Asen deuchte es groß Wunder, wie gewaltige Felsen das Pferd herbeizog; noch halbmal soviel Arbeit verrichtete das Pferd als der Baumeister. Der Kauf aber war mit vielen Zeugen und starken Eiden bekräftigt worden, denn ohne solchen Frieden hätten sich die Jötune bei den Asen nicht sicher geglaubt, wenn Thor heimkäme, der damals nach Osten gezogen war. Als der Winter zu Ende ging, ward der Bau der Burg beschleunigt, und schon war sie so hoch und stark, daß ihr kein Angriff mehr schaden konnte. Und als noch drei Tage blieben bis zum Sommer, war es schon bis zum Burgthor gekommen. Da setzten sich die Götter auf ihre Richterstühle und hielten Rat, und einer fragte den andern, wer dazu geraten hätte, Freya nach Jötunheim zu vergeben und Luft und Himmel so zu verderben, daß Sonne und Mond hinweggenommen und den Jötunen gegeben werden sollten. Da kamen sie alle überein, daß der dazu geraten hätte, der zu allem Übel rate, Loki nämlich, und sagten, er sollte eines übeln Todes sein, wenn er nicht Rat fände, den Baumeister um seinen Lohn zu bringen. Und als sie dem Loki zusetzten, ward er bange vor ihnen und schwur hohe Eide, er wolle es so einrichten, daß der Baumeister um seinen Lohn käme. Am selben Abend, als der Baumeister nach Steinen ausfuhr mit seinem Hengst Swadilfari, lief ein Pferd aus dem Walde dem Hengst entgegen und wieherte ihm zu; Loki selbst hatte Roßgestalt angenommen. Als der Hengst das andre Pferd frei springen sah, riß er sich auch los und lief ihm nach, und die beiden Rosse liefen die ganze Nacht, und der Baumeister ihnen nach, so daß diese Nacht nicht gebaut ward und den Tag darauf auch nicht. Da sah der Meister, daß das Werk nicht zu Ende kommen würde und geriet in Riesenzorn. Die Asen aber, die nun ihren Feind, einen Bergriesen, erkannten, achteten ihre Eide nicht mehr und riefen zu Thor, und im Augenblick kam er und erhob auch gleich seinen Hammer Miölnir und bezahlte mit ihm den Baulohn, nicht mit Sonne und Mond, vielmehr verwehrte er ihm das Bauen auch in Jötunheim, denn er zerschmetterte ihm den Schädel. Von Swadilfari aber stammt das achtfüßige Roß Sleipnir ab, auf dem Odin durch die Welt reitet.

## 4. Thors Reise zum Utgardloki.

1. Thor und Loki fuhren zusammen aus auf Thors Wagen, der mit seinen zwei Böcken bespannt war, und kamen am Abend zu einem Bauern und baten um Herberge. Zur Nacht nahm Thor seine Böcke und schlachtete sie, darauf wurden sie abgezogen und in den Kessel getragen. Als sie

gesotten waren, setzte sich Thor mit seinem Gefährten zum Nachtmahl und bat auch den Bauern, mit Weib und Kindern mit ihm zu speisen. Da legte Thor die Bocksfelle neben den Herd und sagte, der Bauer und seine Hausleute möchten die Knochen unbeschädigt auf die Felle werfen. Thialfi aber, des Bauern Sohn, brach das Schenkelbein des einen Bocks mit dem Messer entzwei, um zu dem Mark zu gelangen. Thor blieb die Nacht da, und am Morgen stand er auf vor Tag, kleidete sich an, nahm den Hammer Miölnir und erhob ihn, die Bocksfelle zu weihen. Da standen die Böcke auf, aber dem einen lahmte das Hinterbein, und Thor fragte mit furchtbarer Stimme, wer das Schenkelbein zerbrochen hätte. Gewaltig erschrak da der Bauer, als Thor die Brauen über die Augen sinken ließ, und meinte vor der Schärfe des Blicks zu Boden zu fallen, und Thor faßte den Hammerschaft so hart mit den Fingern, daß die Knöchel weiß wurden. Alle schrieen und boten zitternd Ersatz, und als Thor ihren Schrecken sah, ließ er von seinem Zorn und nahm den Thialfi als Ersatz an, der ihm nun als sein Dienstmann überall folgte. Die Böcke ließ er zurück und fuhr mit Loki und Thialfi über das tiefe Meer nach Jötunheim.

2. Sie kamen in einen großen Wald, durch den gingen sie den ganzen Tag bis zum Abend, und Thialfi, aller Männer fußrüstigster, trug Thors Tasche. Als es dunkel geworden war, suchten sie ein Nachtlager und fanden eine ziemlich geräumige Hütte, deren Eingang an einem Ende fast so breit wie die Hütte selbst war, die wählten sie zum Nachtaufenthalt. Aber um Mitternacht entstand ein starkes Erdbeben, der Boden zitterte unter ihnen und die Hütte schwankte. Da stand Thor auf und rief seine Gefährten; sie suchten weiter und fanden in der Mitte der Hütte zur rechten Hand einen Anbau, da gingen sie hinein. Thor setzte sich in die Thür, die andern hielten sich innerhalb hinter ihm und waren sehr bange. Und als der Tag anbrach, sah Thor einen Mann nicht weit von da im Walde liegen, der war nicht klein; er schlief und schnarchte gewaltig, und Thor glaubte zu verstehn, welchen Lärm er in der Nacht gehört hatte, und umspannte sich mit den Stärkegürteln, da wuchs ihm die Asenstärke. Indem erwachte der Mann und stand hastig auf, und da wird gesagt, daß Thor dies eine Mal nicht gewagt habe, nach ihm mit dem Hammer zu schlagen. Er fragte ihn aber nach seinem Namen und der Jötun nannte sich Skrymir. „Und nicht brauche ich," sagte er, „dich um deinen Namen zu fragen, ich weiß, daß du Asathor bist. Aber wohin hast du meinen Handschuh geschleppt?" Da streckte Skrymir den Arm aus und hob seinen Handschuh auf. Nun sah Thor, daß er den in der Nacht zur Herberge gehabt, und der Anbau war der Däumling des Handschuhs gewesen. Skrymir fragte, ob Thor ihn zum

Gefährten haben wollte, und da Thor es bejahte, ſetzten ſie ſich zuſammen, verzehrten gemeinſchaftlich aus dem beiderſeitigen Vorrat ihr Frühſtück, und dann knüpfte Skrymir all ihr Eſſen in einen Bündel, legte ihn auf ſeinen Rücken und ging den ganzen Tag über mit großen Schritten voran, am Abend nächtigten ſie unter einer großen Eiche. Da ſprach Skrymir zu Thor, er wolle ſich ſchlafen legen: „Nehmt ihr den Speiſebündel und bereitet euch ein Nachtmahl.“ Darauf ſchlief der Rieſe ein und ſchnarchte mächtig, und Thor wollte den Bündel öffnen, aber er brachte keinen Knoten auf, nicht einer der zugeknöpften Riemen ward loſer. Da ward er zornig, faßte ſeinen Hammer in beide Hände, ſchritt mit einem Fuß dahin vor, wo Skrymir lag, und ſchlug ihn auf das Haupt. Und Skrymir erwachte und fragte, ob ihm ein Blatt vom Baum auf den Kopf gefallen ſei? auch ob ſie jetzt gegeſſen hätten und bereit wären, ſich zur Ruhe zu begeben? Thor antwortete, ſie wollten eben ſchlafen gehn. Um Mitternacht hörte Thor den Jötunen im Schlafe ſo laut ſchnarchen, daß der Wald widerhallte. Da ſtand er auf, ging hin, ſchwang den Hammer haſtig und heftig und ſchlug ihn mitten aufs Haupt, ſo daß er merkte, wie das Hammerende tief eindrang. Indem erwachte Skrymir und fragte: „Was iſt mir? iſt mir eine Eichel auf den Kopf gefallen? und was iſt mit dir, Thor?“ Thor ſprang eilends zurück und antwortete, er ſei eben aufgewacht, es ſei Mitternacht und alſo noch Zeit zu ſchlafen. Da gedachte Thor, wie er es zu Wege brächte ihm den dritten Schlag zu ſchlagen, und kurz vor Tag hörte er, daß Skrymir entſchlafen ſein müßte. Da ging er hin und ſchwang den Hammer mit aller Kraft und traf ihn auf die Schläfe, und der Hammer drang ein bis auf den Schaft. Da richtete ſich Skrymir auf, ſtrich ſich die Wange und ſprach: „Sitzen Vögel über mir? Es kam mir vor, da ich erwachte, als fiele mir von den Äſten irgend ein Abfall auf den Kopf. Wachſt du, Thor? Es wird Zeit ſein zum Aufſtehn, obwohl ihr nun nicht mehr weit habt zu der Burg Utgard. Ich hörte, wie ihr untereinander ſprachet, daß ich kein kleiner Mann ſei von Wuchs, aber dort ſollt ihr größere Männer ſehn. Überhebt euch da nicht zu ſehr, denn nicht werden Utgardlokis Mannen von ſolchen Burſchen ſtolze Worte dulden. Wendet lieber euren Schritt zurück. Wollt ihr aber doch hingelangen, ſo geht oſtwärts, mein Weg führt jetzt nach jenen Bergen gen Norden.“ Da nahm Skrymir den Speiſebündel und warf ihn auf den Rücken und wandte ſich quer hinweg von ihnen in den Wald, und nicht iſt gemeldet, daß die Aſen gewünſcht hätten, ihn geſund wieder zu ſehn.

3. Thor kam mit ſeinen Gefährten vor eine Burg, die war ſo groß, daß er den Nacken zurückbiegen mußte, um über ſie wegzuſehn. Die Thür war

offen; sie gingen in die Halle und sahen da viele große Männer auf den Bänken, dann traten sie vor den König Utgardloki und grüßten ihn. Er aber sah säumig nach ihnen, bleckte die Zähne und sprach spöttisch lächelnd: „Selten hört man von langer Reise Wahres berichten, aber verhält es sich so, wie ich denke, daß dieser kleine Bursch da Asathor sei? Du magst aber wohl mehr sein als du scheinst. Aber welche Fertigkeiten sind es, deren ihr Gesellen euch dünkt kundig zu sein? Niemand darf hier unter uns sein, der sich nicht durch irgend eine Kunst oder Geschicklichkeit vor andern auszeichnete." Da sprach Loki, welcher der hinterste war: „Eine Kunst verstehe ich, die ich bereit bin zu zeigen; niemand soll hier innen sein, der seine Speise hurtiger möge aufessen, denn ich." Da versetzte Utgardloki: „Das ist wohl eine Kunst, wenn du sie verstehst, und das wollen wir untersuchen." Da rief er nach den Bänken hin, Logi möge vortreten und sich gegen Loki versuchen. Da ward ein Trog genommen, auf den Boden der Halle gesetzt und mit Fleisch gefüllt; Loki setzte sich an das eine Ende und Logi an das andre und aß jedweder aufs hurtigste, bis sie sich in der Mitte des Trogs begegneten. Da hatte Loki alles Fleisch von den Knochen abgegessen, aber Logi hatte alles Fleisch mitsamt den Knochen verzehrt und den Trog dazu, und Loki hatte das Spiel verloren. Da erbot sich Thialfi, mit einem jeden um die Wette zu laufen. Utgardloki sagte, das sei eine gute Kunst, und die Probe sollte gleich in der Rennbahn gemacht werden. Und als sie herausgingen, rief Utgardloki einen jungen Burschen Hugin herbei und gebot ihm, mit Thialfi um die Wette zu laufen. Da begannen sie den ersten Lauf und war Hugin so weit voraus, daß er am Ende der Bahn sich umwandte, dem Thialfi entgegen. Da sagte Utgardloki: „Du mußt dich besser strecken, Thialfi, wenn du das Spiel gewinnen willst, aber doch ist es wahr, daß noch keiner hieher gekommen ist, der mir fußfertiger erschien." Das zweite Mal blieb Thialfi um einen guten Pfeilschuß zurück und das dritte Mal war er noch nicht in die Mitte der Bahn gekommen, als Hugin das Ziel schon erreicht hatte. Da fragte Utgardloki den Thor, in welcher Kunst er sich vor ihnen hervorthun wolle, nachdem die Leute von seinen Großthaten so viel Rühmens gemacht hätten. Da antwortete Thor, am liebsten wolle er sich im Trinken messen, mit wem es auch sei. Da rief Utgardloki seinem Schenken und befahl ihm das Horn zu bringen, woraus seine Hofleute zu trinken pflegten, und dem Thor in die Hand zu geben, und er sprach: „Aus diesem Horn scheint uns wohl getrunken, wenn es auf einen Trunk leer wird; einige trinken es auf den zweiten aus, aber keiner ist ein so schlechter Trinker, daß er es nicht in dreien leerte." Thor sah sich das Horn an, es schien ihm nicht zu groß, obwohl ziemlich lang; er war aber auch sehr durstig.

Er fing an zu trinken und, als ihm der Atem ausging, ſetzte er ab und ſah ins Horn, wieviel Trank noch übrig. Da ſchien ihm das Horn noch faſt eben ſo voll zu ſein als vorher. Utgardloki ſprach: „Ich hätte geglaubt, daß Aſathor ein beſſerer Trinker ſei! Aber ich weiß gewiß, du wirſt es jetzt beim zweiten Zug austrinken.“ Thor ſetzte das Horn an den Mund und trank, bis ihm der Atem ausging, und da war etwas zu ſehn, daß der Trank abgenommen hatte. Utgardloki lachte und ſagte: „Bei uns wird Thor ſchwerlich ein ſo großer Mann heißen können, als er bei den Aſen gilt!“ Da verſuchte Thor das Horn zum drittenmale zu leeren, und als er es zuletzt zurückgab, hatte der Trank doch ſichtlich abgenommen. Und Utgardloki fragte ihn, ob er ſich in einem andern Spiel verſuchen wolle. „Junge Burſchen pflegen hier, was wenig zu bedeuten ſcheint, meine Katze dort vom Boden aufzuheben; nicht würde ich wagen, ſolches dem Aſathor anzumuten, wenn ich nicht zuvor geſehen hätte, daß du weit weniger vermagſt, als ich dachte.“ Alsbald lief eine graue, ziemlich große Katze über den Eſtrich der Halle, Thor ging hinzu und faßte ſie mit der Hand mitten unter dem Bauche; die Katze krümmte den Rücken, indem Thor an ihr hob, und als Thor ſie ſo hoch emporzog, als er immer vermochte, ließ die Katze mit dem einen Fuß von der Erde; weiter brachte es Thor nicht in dieſem Spiel. Da ſprach Utgardloki: „Es ging, wie ich es erwartete: die Katze iſt ziemlich groß und Thor klein und kurz neben den großen Männern hier bei uns.“ Da ſprach Thor: „So klein ihr mich nennt, ſo komme nun her, wer da wolle und ringe mit mir; nun bin ich zornig!“ Da antwortete Utgardloki: „Mit nichten ſehe ich den Mann hier innen, dem es nicht ein Kinderſpiel dünken würde mit dir zu ringen. Aber laßt ſehen,“ fuhr er fort, „die alte Frau ruft mir herbei, meine Amme Elli, mit der mag Thor ringen, wenn er will. Sie hat ſchon Männer niedergeworfen, die mir nicht ſchwächer ſchienen, als Thor iſt. Alsbald kam eine alte Frau in die Halle, zu der ſprach der Jötun, ſie ſolle ſich mit Thor meſſen. Jemehr ſich nun Aſathor anſtrengte, um ſo feſter ſtand ſie. Endlich fing die Frau an, ihm ein Bein zu ſtellen, und nach hartem Kampfe war Thor aufs Knie gefallen. Da gebot Utgardloki, den Kampf einzuſtellen, und da es bald Nacht war, ſetzten ſich alle zum Mahle und brachten da den Abend bei guter Aufnahme zu.

4. Am Morgen bewirtete Utgardloki ſie noch einmal, begleitete ſie dann vor die Burg und fragte dann beim Abſchied, ob Thor mit ſeiner Reiſe zufrieden ſei, und ob er einen Mächtigeren, denn er ſelber ſei, getroffen habe. Thor ſprach: „Ich beklage, daß die Begegnung mit euch nur zu meiner Unehre geführt hat, und bin übel zufrieden, für einen gar unbedeutenden Mann gehalten zu werden, was ich wohl weiß!“ Da antwortete der Jötun:

„Nun will ich dir die Wahrheit ſagen, da du wieder aus der Burg gekommen biſt, in die du, ſo lange ich lebe und zu befehlen habe, nicht noch öfter kommen ſollſt. Und ich weiß auch wahrlich, daß du niemals hineingekommen wäreſt, wenn ich vorher gewußt hätte, was für Kraft du beſitzeſt, womit du uns beinah in großes Unglück gebracht hätteſt. Aber ich habe dir ein Blendwerk vorgemacht. Denn das erſte Mal war ich es, der mit euch im Walde zuſammentraf, und als du den Speiſebündel löſen ſollteſt, hatte ich ihn mit Eiſenbändern geſchnürt, und du fandeſt nicht, wo du ihn öffnen ſollteſt. Und danach ſchlugſt du mir mit dem Hammer drei Schläge, und war der erſte der geringſte und war doch ſo ſtark, daß er mein Tod geworden wäre, wenn er getroffen hätte. Aber du ſahſt bei meiner Halle einen Felsſtock und ſaheſt darin drei viereckige Thäler, und eines war das tiefſte: das ſind die Spuren deiner Hammerſchläge. Den Felſen hielt ich vor deine Hiebe, aber du ſahſt es nicht. So war es auch mit den Spielen, worin ihr euch mit meinen Hofleuten maßet. Das erſte war das, worin ſich Loki verſuchte: er war ſehr hungrig und aß ſtark; aber der, welcher Logi hieß, war das Wildfeuer und verbrannte das Fleiſch und den Trog zugleich. Und als Thialfi mit dem um die Wette lief, der Hugin hieß, war das mein Gedanke, und nicht war's zu erwarten, daß Thialfi es mit deſſen Geſchwindigkeit aufnehmen könne. Und als du aus dem Horn trankſt und es dir langſam abzunehmen ſchien, da geſchah fürwahr ein Wunder, das ich nicht für möglich gehalten hätte: das andre Ende des Horns lag außen im Meere, das ſaheſt du nicht; wenn du aber jetzt zum Meere kommſt, wirſt du ſehn, welche große Abnahme du hinein getrunken haſt: das nennt man nun Ebbe.“ Ferner ſprach er: „Das deuchte mich nicht weniger wert, als du die Katze lüpfteſt und, dir die Wahrheit zu ſagen, da erſchraken alle, die es ſahen. Denn die Katze war nicht, was ſie dir ſchien, ſie war die Midgardſchlange, die um alle Lande liegt, und kaum war ſie noch lang genug, daß Schweif und Haupt die Erde berührten, denn ſo hoch ſtreckteſt du den Arm aus, daß nicht weit zum Himmel war. Ein großes Wunder war es auch um den Ringkampf, den du mit Elli rangſt, indem keiner jemals war noch werden wird, den nicht, wenn er ſo alt wird, daß Elli ihn erreicht, das Alter zu Fall brächte. Nun aber iſt das die Wahrheit, daß wir ſcheiden ſollen, und wird es uns beiderſeits beſſer ſein, wenn ihr nicht mehr kommt, mich zu beſuchen; ich werde aber auch ein andermal meine Burg mit ſolchen Täuſchungen ſchirmen, daß ihr keine Gewalt über mich erlangt.“ Und als Thor dieſe Rede hörte, griff er nach ſeinem Hammer und hob ihn in die Luft; als er aber zuſchlagen wollte, ſah er Utgardloki nirgend mehr. Er wandte ſich zurück nach der Burg und gedachte ſie zu brechen; da ſah er weite und

ſchöne Felder vor ſich, aber keine Burg. Da kehrte er um, und zog wieder ſeines Weges zurück und holte ſeine Böcke wieder ab.

## 5. Baldurs Tod.

Baldur, der gute, träumte ſchwere Träume, die ſeinem Leben Gefahr drohten. Da ratſchlagten die Aſen und beſchloſſen, dem Baldur Sicherheit vor allen Gefahren auszuwirken. Seine Mutter Frigg nahm Eide von Feuer und Waſſer, Eiſen und allen Erzen, Steinen und Erden, von Bäumen, Krankheiten und allen Giften, dazu von allen vierfüßigen Tieren, Vögeln und Würmern, daß ſie Baldurs ſchonen wollten. Als das geſchehen und allen bekannt war, da trieben die Aſen mit Baldur Kurzweil, daß er ſich mitten in den Kreis ſtellte und einige nach ihm ſchoſſen, andre nach ihm hieben und noch andre mit Steinen warfen. Aber Loki, der boshafte, ging zu Frigg in Geſtalt eines alten Weibes und fragte ſie, ob denn alle Dinge geſchworen hätten Baldurn zu ſchonen. Frigg antwortete: „Öſtlich von Walhall wächſt eine Staude, Miſtel genannt, die ſchien mir zu jung, ſie in Eid zu nehmen.“ Darauf ging die Frau fort; Loki nahm den Miſtelzweig und ging zur Verſammlung. Hödur, Baldurs Bruder, ſtand zu äußerſt im Kreiſe der Männer, denn er war blind. Da ſprach Loki zu ihm: „Warum ſchießeſt du nicht nach Baldur?“ Er antwortete: „Weil ich nicht ſehe, wo Baldur ſteht; zum andern hab ich auch keine Waffe.“ Da ſprach Loki: „Thu doch wie andre Männer; ich will dich dahin weiſen, wo er ſteht: ſo ſchieße nach ihm mit dieſem Reis.“ Hödur nahm den Miſtelzweig und ſchoß auf Baldur nach Lokis Anweiſung. Der Schuß flog und durchbohrte ihn, daß er tot zur Erde fiel, und das war das größte Unglück, das Menſchen und Götter betraf. Als Baldur gefallen war, ſtanden die Aſen alle wie ſprachlos und dann fingen ſie ſo heftig an zu weinen, daß keiner ſprechen konnte. Endlich ſandten ſie einen ſchnellen Boten, Hermodur, auf Odins Roſſe Sleipnir in die Unterwelt zum Hel, um Baldur von ihr loszubitten. Neun Nächte lang ritt er durch tiefe dunkle Thäler, über die goldne Brücke der Toten, ließ dann den Hengſt über das Gitter von Hels Reich ſpringen und trat vor die Totengöttin. Da ſah er ſeinen Bruder Baldur auf dem Ehrenplatz ſitzen und verlangte von Hel, ſie ſolle Baldur wieder zurückgehn laſſen, da um ihn große Trauer bei den Aſen ſei. Aber Hel ſprach, das ſolle ſich jetzt erproben, ob Baldur wirklich von allen geliebt ſei. „Und wenn alle Dinge in der Welt, lebendige ſowohl als tote, ihn beweinen, ſo ſoll er zurück zu den Aſen fahren, aber bei Hel bleiben, wenn auch nur eines widerſpricht und nicht weinen will.“ Darnach ſandten die Aſen Boten in alle Welt und geboten, Baldurn aus Hels Gewalt zu weinen. Alle

thaten das, Menschen und Tiere, Steine, Bäume und alle Erze, wie du schon gesehn haben wirst, daß all diese Dinge weinen, wenn sie aus der Kälte in die Wärme kommen. Aber in einer Höhle saß ein Riesenweib, der verkleidete Loki, und sprach: „Nicht im Leben noch im Tode hatte ich Nutzen von ihm; behalte Hel, was sie hat.“ Und so blieb der lichte Baldur in der Unterwelt. Loki barg sich vor den erbitterten Asen als Lachs in einem Wasserfall, aber mit einem Netze wurde er gefangen und an einen Felsen festgebunden. Über ihm war eine Giftschlange befestigt, und das Gift mußte ihm gerade ins Antlitz tropfen, deshalb stand Sigyn, sein Weib, bei ihm mit einem Becken und fing die Tropfen auf. Nur wenn das Becken einmal voll ist und sie hingehn muß, um es auszuschütten, dann tropft ihm das Gift ins Gesicht, wogegen er sich so heftig sträubt, daß die ganze Erde schüttert, und das ist, was man Erdbeben nennt. Dort liegt er in Banden bis zur Götterdämmerung, dem Untergange der Welt.

## 6. Vom Weltuntergang.

Ehe die Götterdämmerung kommt, werden drei Winter kommen, in denen die Sonne ganz ihre Kraft verloren hat, und kein Sommer dazwischen. Dann wird die Welt ganz mit schweren Kriegen erfüllt sein, Brüder werden sich aus Habgier ums Leben bringen und der Sohn nicht des Vaters, der Vater nicht des Sohnes schonen. Dann werden zwei Wölfe Sonne und Mond verschlingen, und der Fenriswolf wird los, die Midgardschlange kommt ans Land, und die feurigen Söhne Muspels reiten über die Brücke Bifröst zum Himmel. Alle Asen und Einherier streiten gegen die feindlichen Jötunen. Thor tötet die Midgardschlange und stirbt selbst gleich nachher an ihrem Gifte; der Fenriswolf verschlingt Odin, und in Flammen gehn alle Götter zu Grunde. Aber den Menschen ist nach dem Tode Unsterblichkeit verliehen. In herrlichem goldnem Saale weilen die guten reinen Menschen zusammen, wo ihnen alle Wünsche erfüllt sind. Einen andern Saal giebt es, der Sonne fern, in Nastrand, die Thüren sind nordwärts gekehrt, Eitertropfen fallen ein durch die Fenster, aus Schlangenrücken ist der Saal gewunden. Im starrenden Strom waten da Meuchelmörder und Meineidige. Aber nach dem Untergange der Götter taucht eine neue Erde aus der See auf, und Korn wächst drauf ungesäet, und eine neue Sonne bescheint ein neues Menschengeschlecht.

## 39. Kaiser Ottos I. Wahl und Krönung.

Gieſebrecht.

„König Heinrich I., der erſte Sachſe auf dem deutſchen Thron, war," ſo ſagt ein Geſchichtſchreiber jener Zeit, „der größte König Europas zu ſeiner Zeit, an geiſtigen und körperlichen Gaben keinem andern nachſtehend, aber er hinterließ einen Sohn, größer als er, und dieſem Sohn hinterließ er ein großes weites Reich, das er nicht von ſeinen Vätern ererbt, ſondern ſelbſt gegründet und allein Gottes Gnade zu danken hatte."

Als Heinrich nicht mehr war, da verſammelten ſich alsbald die Franken und Sachſen zur Wahl des neuen Königs. Denn waren früher die Franken allein der herrſchende Stamm im Reiche geweſen, ſo teilten ſie jetzt die Macht mit den Sachſen. Auf der Vereinigung dieſer beiden Stämme beruhte die Gewalt, die Heinrich begründet hatte; Sachſen und Franken bildeten gleichſam den Kern des Reiches, welchen die andern deutſchen Länder — Schwaben, Bayern und Lothringen, — noch in loſerem Zuſammenhange umſchloſſen.

Hatte auch Heinrich ſchon Otto, ſeinen älteſten Sohn von Mathilde, als ſeinen dereinſtigen Nachfolger bezeichnet und die Zuſtimmung der Fürſten zu deſſen Wahl gewonnen, ſo war doch die Wahlhandlung ſelbſt dadurch keineswegs beſeitigt, und ſchon mochten hier und da ſich Zweifel regen, ob es geraten ſei, nach dem Willen des Vaters Otto auf den Thron zu erheben. Manche legten Gewicht darauf, daß Heinrich, der zweite Sohn, erſt nach ſeines Vaters Thronbeſteigung geboren ſei, während Otto, der vorher das Licht der Welt erblickt hatte, nur zum Herzog von Sachſen beſtimmt ſchien. Der junge Heinrich ſelbſt ſoll, als ihm Otto auf dem Reichstage zu Erfurt durch die Wahl des Vaters vorgezogen wurde, erbittert und voll kindiſchen Trotzes die Worte geſprochen haben: „Edleres Blut rinnt in meinen Adern." So gewiß auch Mathilde den letzten Willen ihres Gemahls ehrte und die Pflicht der Mutter, den Frieden zwiſchen ihren Söhnen zu erhalten, nie aus den Augen ließ, ſo gewiß hing doch ihr ganzes Herz an Heinrich, in dem ſie das Ebenbild des Vaters erblickte. Keiner der Jünglinge im Sachſenlande kam ihm, der eben damals zu den Jahren der Mannbarkeit heranreifte, an Schönheit gleich; mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit führte er die Waffen, unermüdlich war er bei Mühen und Anſtrengungen, und obwohl er heißblütig und voll brennenden Ehrgeizes war, ſchien er doch in allem bedachtſam. Wenn ein ſtrenger Ernſt, ein finſtrer Zug ſchon von früher Jugend an ſeine Stirn umdüſterte, ſo wußte man, daß er auch das vom Vater geerbt hatte, dem nimmer ein leichtfertig Wort entflohen war, der ſelbſt beim Spiele ſeine gebietende Haltung niemals

verloren hatte. Leicht gewann sich so Heinrich wie einst sein Vater die Herzen der Menschen, und besonders sah man im Sachsenlande gern auf den fürstlichen Jüngling, während sein älterer Bruder nicht gleicher Gunst sich erfreute.

Denn in Otto regte sich ein andrer Geist, den die meisten für Stolz und Hoffahrt hielten und den selbst die Mutter lange nicht zu fassen vermochte. Er zählte erst vierundzwanzig Jahre, doch ahnte man in ihm schon den Mann, dem ein festes Regiment Bedürfnis war, der Ergebenheit und Gehorsam unweigerlich verlangte und der den Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen gedachte. Mit Selbstgefühl trat er auf, sein Blick schweifte hoch und weit, und hellstrahlende Tugenden konnte niemand in ihm verkennen, vor allem mußte unerschütterliches Gottvertrauen, felsenfeste Treue gegen seine Freunde und Großmut gegen gedemütigte Feinde jedermann an ihm rühmen. Man sah ihn oft heiter und freundlich erscheinen, er ergötzte sich gern auf der Falkenjagd; da hörte man ihn wohl auf abgelegnen Pfaden die lieblichsten Weisen singen. Offen trat er jedem entgegen, niemand zeigte sich weniger mißtrauisch als er. Und doch erweckte seine Nähe mehr Bangigkeit als Vertrauen. Brauste er in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich, und selbst die ihm zunächst standen, haben ihn oft hart genug empfunden. Mit Heinrich hatte er von frühester Kindheit an in Hader gelebt; nie wollten die beiden ein und dasselbe. Die Sachsen, in denen das Gefühl für unbeschränkte Freiheit noch so lebendig war, fürchteten diesen Otto mehr, als sie ihn liebten.

Wie so Neigung und Stimmung auch wechseln mochten, als es zur Wahl kam, blieb man doch dem König Heinrich gegebnen Versprechen getreu, und ohne Widerspruch wurde Otto von den Franken und Sachsen zum König erwählt. Aber diese Wahl, die in gleicher Weise erfolgte wie einst die Wahl König Heinrichs, schien schon nicht mehr ganz den Verhältnissen des Reiches zu entsprechen, und wohl Otto selbst verlangte nach einer vollständigeren Anerkennung seiner königlichen Stellung. Man bestimmte daher, zu Aachen, in der alten Kaiserburg Karls des Großen, hätten die Herzöge, Grafen und die vornehmsten Reichsvasallen aus allen deutschen Ländern sich zu versammeln, um die getroffene Wahl allgemein anzuerkennen und dem neuen Könige zu huldigen, der dann nach altem Brauch gesalbt und gekrönt werden sollte.

Und so geschah es am 8. August des Jahres 936. In der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband, — beide hatte Karl der Große erbauen und Marmor und Säulen dazu aus Rom und Ravenna herbeischaffen lassen — stand der Marmorstuhl Karls des Großen, der Erz-

thron des Reichs. Hier verſammelten ſich die Großen aus allen deutſchen Landen, erhoben Otto auf den Thron und gelobten ihm unter Handſchlag Treue auf immerdar und Beiſtand gegen all ſeine Widerſacher. So huldigten ſie ihm nach alter Sitte auf fränkiſcher Erde als Karls des Großen Nachfolger und König der Franken. Deshalb hatte Otto auch ſein weites ſächſiſches Kleid mit dem knappen fränkiſchen Gewande vertauſcht. Nur als Franke und auf fränkiſchem Boden, meinte man damals und hat man noch lange nachher gemeint, könne der neue König die Krone empfangen; der König, hieß es, hat fränkiſches Recht, ſobald er gekoren iſt, von welchem Stamm er auch geboren ſein mag.

Nach der Huldigung begab ſich Otto, von den Herzögen, Grafen und Herren begleitet, in feierlichem Zuge zum Münſter. Wer nach Aachen kommt, wird dieſe Kirche noch heut dort ſehn. In der Geſtalt eines Achtecks ſteigt ſie zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreiſt ſie ein zwiefacher Umgang von Arkaden, die mit Säulen geziert ſind; in der Mitte aber auf dem Boden iſt die Stelle bezeichnet, wo Kaiſer Karl das Grab gefunden. Die Gänge oben erfüllte damals dichtgedrängt das Volk, das von weit und breit zum großen Feſte herbeigeſtrömt war. In dem unteren Raume aber erwartete der Erzbiſchof von Mainz, — der ſich erſt nach langem Hader mit den Erzbiſchöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erſtritten hatte, — mit allen Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Prieſtern, die ſich eingeſtellt hatten, den jungen König. Als dieſer an der Pforte erſchien, ſchritt er ihm entgegen, den Krummſtab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münſters, wo Kaiſer Karls Grabſtein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er ſich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erwählt, König Heinrich beſtimmt und alle Fürſten erhoben haben. Gefällt euch ſolche Wahl, ſo hebt eure Rechte zum Himmel!“ Alle erhoben die Hände und donnernd hallte es in die Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrſcher!“

Darauf ſchritt der Erzbiſchof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Scepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerſt nahm er Schwert und Wehrgehenk und ſprach zum Könige gewendet: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und ſchlechte Chriſten; denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehn, daß die ganze Chriſtenheit ſichern Frieden gewinne.“ Dann ergriff er den Mantel mit den Spangen und legte ihm denſelben an mit folgenden Worten: „Die Säume dieſes Gewandes, die bis zur Erde herabwallen,

ſollen dich mahnen, bis an das Ende auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden.“ Und als er ihm Scepter und Stab überreichte, ſprach er: „An dieſen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen ſollſt, die dir untergeben ſind. Vor allem aber,“ fuhr er fort, „ſtrecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes wie gegen die Witwen und Waiſen, und nimmer verſiege auf deinem Haupte das Öl des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangeſt.“ Mit dieſen Worten nahm er das Ölhorn, ſalbte ihn mit dem heiligen Öle, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit anſieht, und ſetzte ihm unter Beihülfe des Erzbiſchofs von Köln das goldne Diadem auf das Haupt.

Als ſo die Krönung vollbracht war, ſtieg Otto, ſchon im Glanze der Krone, zu dem Throne empor, der zwiſchen zwei Marmorſäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war, von wo er das ganze verſammelte Volk überblickte und von allen geſehn werden konnte. Hier blieb er, während die Meſſe gehalten wurde, dann ſtieg er vom Throne herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

In der Pfalz war inzwiſchen an marmorner Tafel das Königsmahl in auserleſner Pracht bereitet. Mit den Biſchöfen und Herrn ſetzte ſich der neue Herrſcher zu Tiſche, und es dienten ihm beim Krönungsmahle die Herzöge der deutſchen Länder. So iſt es damals zuerſt geſchehen und oft dann in der Folge; es war ein Zeichen, daß die Herzöge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk geſetzt war, als ihren Herrn erkannten, daß ſie nichts andres ſein ſollten und wollten als die erſten ſeiner Dienſtleute. Denn wie an dem Hofhalt der deutſchen Fürſten von alters her die mächtigſten und angeſehenſten unter den Dienſtleuten als Mundſchenk, Kämmerer, Truchſeß und Marſchall die Perſon der Fürſten umgaben und ihrer warteten, ſo leiſtete damals der Lothringerherzog Giſelbert, in deſſen Gebiet Aachen lag, die Dienſte des Kämmerers und ordnete die ganze Feier, der Frankenherzog Eberhard ſorgte als Truchſeß für die Tafel, der Schwabenherzog Herrmann ſtand als oberſter Mundſchenk den Schenken vor, und Arnulf von Bayern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marſchall Bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufſchlagen konnte. Denn die alte Kaiſerſtadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Aachen geritten waren, in ſich zu faſſen. Als die Feſtlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem jeden der Großen mit reichlicher Gunſt und großen Geſchenken, und froh kehrten alle in die Heimat zurück.

Ein ſolches Feſt hatten die deutſchen Völker nie bisher geſehn, und

nie ist eine Krönungsfeier von gleicher Bedeutung wieder begangen. Sie gab dem Baue, den König Heinrichs Thaten begründet hatten, die Weihe. Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter e i n Haupt fand hier ihren öffentlichen Ausdruck; man beging gleichsam das Fest der Gründung des deutschen Reichs. Die Herrschaft, welche die Nachkommen Karls des Großen über die deutschen Lande geübt hatten, war gebrochen und vernichtet; es hatte eine neue Ordnung der Dinge begonnen, als sich die Grafen aus allen deutschen Gauen freiwillig einem Herrscher beugten, der dem sächsischen, jenem reinsten deutschen Stamme entsprossen war, der zuletzt die alte Freiheit der Väter verteidigt hatte. Die Krone der Franken mit ihrem verblichenen Scheine hatte Heinrich verschmäht. Erst durch seine Thaten gewann sie neuen Glanz, und strahlend empfing sie jetzt als Deutschlands Krone sein Sohn in der Stadt Karls des Großen aus Priesterhand. Es war keine leere Förmlichkeit, wenn die Fürsten, die einst seinen Vater als Lehnsherrn anerkannten, jetzt ihm Dienste leisteten, wie sie ihnen ihre Dienstleute darboten. Das Königtum schien schon mehr als eine Vorstandschaft des sächsischen Herzogs, und Otto war ganz der Mann, um jedes Recht aufzunehmen, das nur je ein König in deutschen Landen besessen hatte. Erscheint Heinrich fast noch mehr als Sachsenfürst, so war Otto, obschon auch er sich König der Franken nannte, doch vom Beginn seines Regiments im vollen und ganzen Sinne des Worts ein König der Deutschen.

---

## 40. Audifax und Hadumoth.

### Episode aus Ekkehard von Scheffel.

Das Hegau ist ein schönes Stück deutscher Erde, das zwischen Schwarzwald und schwäbischem Meer sich aufthut. Wer's mit einem falschen Gleichnis nicht allzu genau nimmt, mag sich der Worte des Dichters erinnern:

Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Ährenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.

— wiewohl die Fortführung dieses Bildes Veranlassung werden könnte, die Hegauer Berge als die Nasen in diesem Antlitz zu preisen. Düster ragte die Kuppe des Hohentwiel mit ihren Klingsteinzacken in die Lüfte. Als Denkstein stürmischer Vorgeschichte unsrer alten Mutter Erde stehn jene schroffen malerischen Bergkegel in der Niederung, die einst, gleich dem jetzigen Becken des Sees, von wogender Flut überströmt war. Für Fische und Wassermöven mag's ein denkwürdiger Tag gewesen sein, da es in der Tiefe

brauſte und ziſchte und die baſaltiſchen Maſſen glühend durch der Erdrinde Spalten ſich ihren Weg über die Waſſerſpiegel bahnten. Aber das iſt ſchon lange her. Es iſt Gras gewachſen über die Leiden derer, die bei jener Umwälzung mitleidslos vernichtet wurden; nur die Berge ſtehn noch immer ohne Zuſammenhang mit ihren Nachbarn, einſam und trotzig, wie alle, die mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des Vorhandenen durchbrechen, und ihr Geſtein klingt, als ſäße noch ein Gedächtnis an die fröhliche Jugendzeit drin, da ſie zuerſt der Pracht der Schöpfung entgegengejubelt.

Zur Zeit, da unſere Geſchichte anhebt, regierte die Herzogin Hadwig, die Witwe des Herzogs Burkart.

Damals lebte auf dem Hohentwiel ein Knabe, der hieß Audifax. Er war eigner Leute Kind, Vater und Mutter waren ihm weggeſtorben, da war er wild aufgewachſen, und die Leute hatten ſein nicht viel acht. Er gehörte zur Burg, wie die Hauswurz, die auf dem Dach wächſt, und der Epheu, der ſich um die Mauern ſchlingt. Man hatte ihm aber die Ziegen zu hüten angewieſen. Die trieb er auch getreulich hinaus und herein und war ſchweigſam und ſcheu. Er hatte ein blaß Geſicht und kurz geſchnitten blondes Haupthaar, denn nur der Freigeborne durfte ſich mit wallenden Locken ſchmücken.

Im Frühjahr, wenn neuer Schuß und Trieb in Baum und Strauch waltete, ſaß Audifax vergnüglich draußen und ſchnitt Sackpfeifen aus dem jungen Holz und blies darauf; es war einſam ſchwermütiges Getön, und Frau Hadwig war einmal ſchier eines Mittags Länge auf dem Söller geſtanden und hatte ihm gelauſcht; vielleicht daß ihre Stimmung der Melodie der Sackpfeife entſprach — und wie Audifax des Abends ſeine Ziegen eintrieb, ſprach ſie zu ihm: „Heiſche dir eine Gnade.“ Da bat er um ein Glöcklein für eine ſeiner Ziegen, die hieß Schwarzfuß. Der Schwarzfuß bekam das Glöcklein; ſeitdem war in Audifax Leben nichts von Belang vorgefallen. Aber er ward zuſehends ſcheuer; im letzten Frühjahr hatte er auch ſein Pfeifenblaſen eingeſtellt.

Jetzt war ein ſonniger Spätherbſttag, da trieb er ſeine Ziegen an den felſigen Abhang des Berges und ſaß auf einem Steinblock und ſchaute hinaus ins Land; hinter dunkelm Tannenwald leuchtete der Bodenſee, vorn war alles herbſtlich gefärbt, dürres rotes Laub trieb im Winde. Audifax aber ſaß und weinte bitterlich.

Damals hütete, was an Gänſen und Enten zum Hofe der Burg gehörte, ein Mägdlein, deſſen Name war Hadumoth. Die war einer alten Magd Tochter und hatte ihren Vater nie geſehn. Es war Hadumoth ein braves Kind, rotwangig, blauäugig, und ließ das Haar in zwei Zöpfe geflochten vom Haupt herunterfallen. Ihre Gänſe hielt ſie in Zucht und

guter Ordnung; ſie reckten manchem den langen Hals entgegen und ſchnatterten wie thörichte Weiber, aber der Hirtin trotzte keine; wenn ſie ihren Stab ſchwang, gingen ſie züchtig und ſittſam einher und enthielten ſich jeglichen Lärmens. Oft weideten ſie vermiſcht zwiſchen den Ziegen des Audifax, denn Hadumoth hatte den kurzgeſchornen Ziegenhirten nicht ungern und ſaß oft bei ihm und ſchaute mit ihm in die blaue Luft hinaus — und die Tiere merkten, wie ihre Hüter zuſammen ſtanden, da hielten auch ſie Freundſchaft miteinand. Jetzt trieb Hadumoth ihre Gänſe auf die Berghalde herunter, und da ſie der Ziegen Glöcklein drüben läuten hörte, ſah ſie ſich nach dem Hirten um. Und ſie erſchaute ihn, wie er weinte, und ging hinüber, ſetzte ſich zu ihm und ſprach: „Audifax, warum weinſt du?“ Der gab keine Antwort. Da legte Hadumoth ihren Arm um ſeine Schulter, wendete ſein lockenloſes Haupt zu ſich herüber und ſprach betrübt: „Audifax, wenn du weinſt, ſo will ich mit dir weinen.“ Audifax aber ſuchte ſeine Thränen zu trocknen: „Du brauchſt nicht zu weinen“, ſagte er, „ich muß. Es iſt etwas in mir, daß ich weinen muß.“ — „Was iſt in dir, daß du weinen mußt?“ frug ſie. Da nahm er einen der Steine, wie ſie von den Twieler Felswänden abgelöſt dalagen, und warf ihn auf die andern Steine. Der Stein war dünn und gab einen Klang. „Haſt du gehört?“ — „Ich hab's gehört,“ ſagte Hadumoth, „es klingt wie immer.“ — „Haſt du den Klang auch verſtanden?“ — „Nein.“ — „Ich aber verſteh' ihn und darum muß ich weinen,“ ſprach Audifax. „Es iſt ſchon viele Wochen her, da bin ich drüben geſeſſen auf dem Felſen im Thale, da iſt's zuerſt in mich gezogen, ich kann nicht ſagen, wie, aber es muß aus der Tiefe gekommen ſein; jetzt iſt mir's oft, als wär' Aug und Ohr anders geworden, und in den Händen flimmert's wie fliegende Funken; wenn ich übers Feld gehe, ſo hör' ich's unter meinen Füßen rieſeln, als flöſſe ein Quell unten; wenn ich am Fels ſtehe, ſo ſehe ich durch's Geſtein, da ziehen viele Arme und Adern hinunter, und drunten hämmert's und pocht's, das müſſen die Zwerge ſein, von denen der Großvater erzählt hat, und von ganz unten leuchtet ein glühroter Schein empor . . . Hadumoth, ich muß einen großen Schatz finden, und weil ich ihn nicht finden kann, darum weine ich.“ — Hadumoth ſchlug ein Kreuz. „Dir iſt was angethan worden,“ ſprach ſie; „du haſt nach Sonnenuntergang auf dem Boden geſchlafen, da hat einer der Unterirdiſchen Macht über dich bekommen. Wart, ich weiß dir etwas Beſſeres als weinen.“ — Sie ſprang den Berg hinauf, in kurzem kam ſie wieder herab und hatte ein Töpflein mit Waſſer, ein Stücklein Seife, das ihr einſt eine Dienerin geſchenkt, und einige Strohhalme. Und ſie ſchlug einen hellen Schaum auf, nahm ſich einen Halm, gab dem Audifax einen und ſprach: „Laß uns mit Seifen-

blaſen ſpielen, wie ehedem. Weißt du noch, wie wir zuſammen ſaßen und um die Wette geblaſen haben, und zuletzt konnten wir's ſo ſchön, daß ſie groß und farbig übers Thal flogen und glänzten wie ein Regenbogen, und's war ſchier zum Weinen, wenn ſie platzten. Audifax hatte ſchweigend den Strohhalm genommen, duftig wie Tautropfen hing der Seifenſchaum am Ende, er hielt ihn in die Luft hinaus, die Sonne glänzte drauf. — „Weißt du auch, Audifax," fuhr die Hirtin fort, „was du einmal geſagt haſt, wie wir unſern Schaum verblaſen hatten und es war Nacht geworden und die Sterne zogen am Himmel auf? Das ſind auch Seifenblaſen, haſt du geſagt, der liebe Gott ſitzt auf einem hohen Berge, der bläſt ſie und kann's beſſer als wir . . ." — „Das weiß ich nicht mehr!" ſprach Audifax. Er neigte ſein Haupt zur Bruſt herab und fing wiederum an zu weinen. „Wie muß ich's anfangen, daß ich den Schatz gewinne?" klagte er. „Sei geſcheit," ſprach Hadumoth, „was wollteſt du auch mit dem Schatz beginnen, wenn er gewonnen iſt?" — „Dann kauf' ich mich frei," ſprach er gelaſſen, „und dich auch, und der Frau Herzogin kauf' ich ihr Herzogtum ab und den ganzen Berg mit allem, was drauf iſt, und dir laß ich eine güldene Krone machen und jeder Ziege ein gülden Glöcklein und mir eine Sackpfeife von Ebenholz und lauterem Golde . . ." — „Von lauterem Golde," ſcherzte Hadumoth, „weißt du denn, wie Gold ausſieht?" Da deutete Audifax mit dem Finger nach dem Mund: „Kannſt du ſchweigen?" Sie nickte bejahend. „Gieb mir die Hand darauf." Sie gab ihm die Hand. „So will ich dir zeigen wie Gold ausſieht," ſprach der Hirtenknabe, griff in ſeine Buſentaſche und zog ein Stücklein hervor, rund wie eine mäßige Münze, aber gewölbt wie eine Schale, und waren etliche unverſtändliche verwiſchte Zeichen darauf, es gleißte und glänzte und war wirklich Gold. Hadumoth wog das Stück auf dem Zeigefinger. — „Das hab' ich auf dem Feld gefunden, weit da drüben," ſprach Audifax, „nach dem Gewitter. Wenn der Regenbogen mit ſeinem Farbenglanz ſich zu uns nieder wölbt, dann kommen zwei Engel. Wo ſeine Enden ſich auf die Erde ſenken, halten ſie ihm ein gülden Schüſſelein unter, daß er nicht auf dem verregneten rauhen Boden aufſtehn muß, und wenn er ausgeglänzt hat, dann laſſen ſie die Schüſſelein im Felde ſtehn, zweimal dürfen ſie's nicht brauchen, das würde der Regenbogen übel nehmen . . ." Hadumoth begann an den Beruf ihres Geſpielen zum Schatzfinden zu glauben. „Audifax," ſprach ſie und gab ihm das Regenbogenſchüſſelein zurück, „das frommt dir alles nichts. Wer einen Schatz finden will, muß den Zauber wiſſen — in der Tiefe unten wird alles gut gehütet, ſie geben's nicht los, wenn ſie nicht niedergezwungen werden." — „Ja, der Zauber," ſagte Audifax mit thränendem

Auge — „wer ihn wüßte . . . .“ „Haſt du den heiligen Mann ſchon geſehen?“ frug Hadumoth. — „Nein.“ — „Seit vier Tagen iſt der heilige Mann in der Burg, der weiß allen Zauber. Ein großes Buch hat er mitgebracht, das lieſt er unſrer Herzogin vor, da ſteht alles drin geſchrieben, wie man die in der Luft zwingt und die in der Erde und die im Waſſer und Feuer; die lange Friderun hat's den Knechten heimlich erzählt, die Herzogin hab' ihn verſchrieben, daß das Herzogtum feſter werde und größer und daß ſie jung und ſchön bleibe und ewig zu leben komme . . . .“ — „Ich will zum heiligen Mann gehn,“ ſprach Audifax. „Sie werden dich ſchlagen,“ warnte Hadumoth. „Sie werden mich nicht ſchlagen,“ ſagte er, „ich weiß etwas, das biet' ich ihm, wenn er mir den Zauber weiſt . .“ — Es war Abend geworden. Die Kinder ſtanden von ihrem Steinſitz auf, — Ziegen und Gänſe wurden zuſammengerufen, wohlgeordnet wie eine Heerſchar zogen ſie den Burgweg herauf und rückten in ihren Ställen ein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Andern Tages ſchritt der Mönch Ekkehard durch den Burghof, da trat Audifax der Hirtenknabe zu ihm, hob das Ende ſeines Gewandes, küßte es und ſah fragend zu ihm hinauf. „Was haſt du?“ frug Ekkehard. „Ich möcht' den Zauber haben,“ ſprach Audifax ſchüchtern. — „Was für einen Zauber?“ — „Den Schatz zu heben in der Tiefe.“ — „Den möcht' ich auch haben!“ ſprach Ekkehard lachend. „O, Ihr habt ihn, heiliger Mann,“ ſprach der Knabe. „Habt Ihr nicht das große Buch, aus dem Ihr unſrer Herrin des Abends vorleſet?“ Ekkehard ſchaute ihn ſcharf an, er ward mißtrauiſch, und fragte: „Hat dir's jemand eingegeben, daß du ſo zu mir redeſt?“ — „Ja!“ — „Wer?“ — Da fing Audifax an zu weinen: „Hadumoth,“ ſprach er. Ekkehard verſtand ihn nicht. „Wer iſt Hadumoth?“ „Die Ganshirtin,“ ſprach der Knabe ſchluchzend. „Du redeſt Thorheit, geh deiner Wege . . .“ Aber Audifax ging nicht. „Ihr ſollt mir's nicht umſonſt geben,“ ſagte er, „ich will Euch was Schönes zeigen. Es müſſen viele Schätze im Berg ſein, ich weiß einen, der iſt aber nicht der rechte. Ich möchte den rechten finden.“ Ekkehard ward aufmerkſam: „Zeig' mir, was du weißt!“ Audifax deutete bergabwärts. Da ging Ekkehard mit ihm zum Burghof hinaus und die Stufen des Burgweges hinunter; auf des Berges Rückſeite, wo der Blick zu des hohen Stoffeln tannigem Haupt hinüber ſtreift und zum hohen Höwen, bog Audifax vom Wege ab, ſie gingen durchs Gebüſch, kahl in verwittertem Grau ſtrebte die Felswand vor ihnen zur Himmelsbläue empor.

Audifax bog einen Strauch zurück und riß das Moos auf; in dem grauen Klingſtein, der des Berges Kern iſt, ward eine gelbe Ader ſichtbar,

in eines Fingers Breite zog sie durch's Gestein. — Audifax löste ein Stück ab, versteinten Tropfen gleich saß der eingesprengte Stoff in der Spalte, strahlend, rundlich, goldgelb, und in weißrötlicher Druse hafteten Opalkrystalle. — Prüfend sah Ekkehard auf das abgelöste Stück. Der Stein war ihm fremd. Edelstein war's nicht. Die gelehrten Männer haben ihn später Natrolith getauft. „Seht Ihr, daß ich etwas weiß!" sprach Audifax. „Was soll ich damit?" fragte Ekkehard. „Das wißt Ihr besser als ich, Ihr könnt's schleifen lassen und Eure großen Bücher damit verzieren, — gebt Ihr mir jetzt den Zauber?" Ekkehard mußte des Knaben lachen. „Du sollst Bergknappe werden," sprach er und wollte gehn, aber Audifax hielt ihn am Gewand. — „Ihr müßt mich jetzt aus Eurem Buch lehren!" — „Was?" — „Den stärksten Spruch . . ." Eine Anwandlung des Scherzes kam über Ekkehard's ernstes Antlitz. „Komm mit mir," sprach er, „du sollst ihn haben, den stärksten Spruch." Frohlockend ging Audifax mit ihm, da sagte ihm Ekkehard lachend den virgilianischen Vers:

Auri sacra fames, quid non mortalia cogis
Pectora?
(Graulicher Hunger nach Golde, wozu nicht zwingst du der Menschen
Nimmersattes Gemüt?)

und mit eiserner Geduld sagte Audifax die fremden Worte her, bis er sie sprachmächtig dem Gedächtnis eingeprägt. — „Schreibt mir's auf, damit ich's auf dem Leib tragen kann," bat er ihn. Ekkehard gedachte den Scherz vollständig zu machen und schrieb ihm die Worte auf einen dünnen Pergamentstreifen, und der Knabe barg's in seiner Brusttasche; hoch auf schlug sein Herz, wiederum küßte er Ekkehards Gewand, — in Sprüngen, wie sie die kletterfrohste Ziege nicht machte, sprang er aus dem Hofe.

Des Mittags saß Audifax wieder auf seinem Steinblock. Aber es quollen keine Thränen mehr in seine scheuen Augen; seit langem zum ersten Mal war die alte Sackpfeife wieder mit ihm auf die Ziegenhut ausgezogen, der Wind trug die Klänge ins Thal hinab. Vergnügt kam seine Freundin Hadumoth zu ihm herüber: „Wollen wir wieder Seifenblasen machen?" frug sie ihn. — „Ich mache keine Seifenblasen mehr," sprach Audifax, und blies auf seiner Pfeife weiter. Dann stund er auf, sah sich sorgsam um, zog Hadumoth zu sich, — sein Auge glänzte seltsam: „Ich bin beim heiligen Mann gewesen," raunte er ihr ins Ohr, „heute Nacht heben wir den Schatz. Du gehst mit." Hadumoth versprach's ihm.

Der dienenden Leute Nachtessen in der Gesindestube war zu Ende; gleichzeitig standen sie alle von ihren Bänken auf und stellten sich in die Reihe; zu unterst waren Audifax und Hadumoth gesessen, die junge Hirtin

ſprach den grobkörnigen Menſchen das Gebet vor, ſie zitterte heut mit der Stimme. Ehe der Tiſch abgeräumt war, huſchte es wie zwei Schatten zu dem noch unverſchloſſenen Burgthor hinaus, es waren die zwei Kinder, Audifax ging voran. „Die Nacht wird kalt ſein,“ hatte er zu Hadumoth geſagt und ihr ein langhaariges Ziegenfell umgeworfen. Da wo der Berg jäh nach Süden hin abfällt, war ein alter Erdwall gezogen, dort machte Audifax halt — ſie waren vor dem Herbſtwind geſchützt. Er ſtreckte ſeinen Arm in gerader Richtung aus: „Ich meine, hier ſoll's ſein!“ ſprach er. „Wir müſſen noch lang warten bis Mitternacht.“ Hadumoth ſprach nichts. Die beiden ſetzten ſich dicht nebeneinander. Der Mond war aufgegangen, ſein Licht zitterte durch halbdurchſichtiges Gewölk. Auf der Burg oben waren etliche Fenſter hell, ſie ſaßen wieder über dem Virgilius droben . . . am Berg war's ſtill, ſelten ſtrich der Schleiereule heiſerer Ruf herüber. Nach langer Friſt fragte Hadumoth ſchüchtern: „Wie wird's werden, Audifax?“ — „Ich weiß nicht,“ war die Antwort. „Es wird einer herkommen und wird ihn herbringen, oder die Erde thut ſich auf und wir ſteigen hinunter, oder . . .“ — „Sei ſtill,“ ſprach Hadumoth, „ich fürcht' mich.“ —

Und wieder war eine gute Friſt vergangen, Hadumoth hatte ihr Haupt an Audifax Bruſt gelehnt und war eingeſchlummert, er aber rieb ſich den Schlaf aus den Augen, dann ſchüttelte er ſeine Gefährtin; „Hadumoth,“ ſprach er, „die Nacht iſt lang, erzähl' mir was.“ — „Mir iſt was Böſes eingefallen,“ ſprach ſie. „Es war einmal ein Mann, der ging pflügen ums Morgenrot, da pflügte er den Goldzwerg aus der Furche, der ſtand vor ihm und grinste ihn freundlich an und ſprach: Nimm mich mit! Wer uns nicht ſucht, dem gehören wir, wer uns ſucht, den erwürgen wir . . . . Audifax, ich fürcht' mich.“ — „Gieb mir deine Hand, ſagte Audifax, daß du mutig bleibeſt.“

Die Lichter auf der Burg waren erloſchen. Dumpfer Hornruf des Wächters auf dem Turm kündete Mitternacht. Da kniete Audifax nieder, und Hadumoth kniete neben ihn, er hatte ſeinen Holzſchuh vom rechten Fuß gezogen, daß er mit nackter Sohle auf dem dunkeln Erdreich aufſtand, den Pergamentſtreifen hielt er in der Hand und mit feſter Stimme ſprach er die Worte, deren Sinn ihm fremd:

Auri sacra fames, quid non mortalia cogis
Pectora? —

er hatte ſie wohl behalten. Und auf den Knieen blieben die beiden und harrten deſſen, was da kommen ſollte . . . Aber es kam kein Zwerg und kein Rieſe, und die Erde that ſich auch nicht auf, die Geſtirne glänzten zu ihren Häupten kalt und fern, kühl wehte die Nachtluft . . . Doch über einen

Glauben so fest und tief, wie den der beiden Kinder, soll niemand lachen, auch wenn damit keine Berge versetzt und keine Schätze gefunden werden. Jetzt hub sich ein unsicheres Leuchten am Himmelsgewölb, eine Sternschnuppe kam geflogen, ein flimmernder Glanzstreif zeichnete ihre Bahn, viel andere folgten nach — „es kommt von oben," flüsterte Audifax und preßte krampfhaft das Hirtenkind an sich, „auri sacra fames" . . . rief er noch einmal in die Nacht hinaus, strahlend kreuzten sich die Meteore, das erste erlosch, das zweite erlosch — es war wieder ruhig am Himmel wie zuvor . . . Lang und scharf sah sich Audifax um. Dann stand er betrübt auf: „Es ist nichts," sagte er mit zitternder Stimme, „sie sind in See gefallen. Sie gönnen uns nichts. Wir werden Hirten bleiben." — „Hast du des heiligen Mannes Spruch auch recht gesagt?" fragte ihn Hadumoth. — „Wie er mich lehrte." — „Dann hat er dich nicht den rechten gelehrt. Er wird den Schatz selber heben. Vielleicht hat er ein Netz dorthin gelegt, wo die Sterne fielen . . ." — „Das glaub' ich nicht," sprach Audifax, „sein Antlitz ist mild und gut, und seine Lippen sprechen kein Falsch." — Hadumoth sann nach. — „Vielleicht weiß er den rechten Spruch nicht?" — „Warum?" — „Weil er den rechten Gott nicht hat. Er hat den neuen Gott. Die alten Götter waren auch stark." Audifax hielt seiner Gefährtin die Finger auf die Lippen. „Schweig!" sprach er. — „Ich fürchte mich nicht mehr," sagte Hadumoth. „Ich weiß noch eine andre, die versteht sich auch auf Sprüche." — „Wen?" — Hadumoth deutete hinüber, wo aus lang gestrecktem Tannensaum ein dunkler Bergkegel steil aufstieg. „Die Waldfrau!" antwortete sie. „Die Waldfrau?" sprach Audifax erschrocken. „Die, die das große Gewitter gemacht, wo die Schloßen so groß wie Taubeneier ins Feld einschlugen, und die den Centgrafen von Hilzingen gefressen hat, daß er nimmer heimkam?" — „Eben darum. Wir wollen sie fragen. Die Burg ist uns doch verschlossen, und die Nacht ist kalt." —

Das Hirtenmägdlein war keck und mutig geworden. Das Mitleid um Audifax war groß in ihr; sie hätte ihm so gern zu seiner Wünsche Erfüllung verholfen. „Komm," sprach sie lebhaft, wenn dir's bange wird, so blas auf deiner Pfeife. Die Vögel antworten. Es geht dem Morgen entgegen!" — Audifax erhob keinen Einwand mehr. Da gingen sie miteinand durchs dichte Gehölz nordwärts, es war ein dunkler Tannenwald, sie kannten den Pfad. Niemand war des Weges. Nur ein alter Fuchs stand lauernd auf einem Rain, aber er war vom Erscheinen der beiden Kinder so wenig befriedigt, als diese von den schnell verflogenen Sternschnuppen. Auch bei Füchsen kommt oft etwas ganz anderes, als sie wünschen und erwarten. Darum zog er seinen Schweif ein und schlug sich seitwärts. Sie

waren eine Stunde weit gegangen, da ſtunden ſie vor dem Fels Hohenkrähen. Zwiſchen Bäumen verſteckt ſtand ein ſteinern Häuslein; ſie hielten. „Der Hund wird laut geben!“ ſprach Hadumoth. Aber kein Hund rührte ſich. Sie traten näher, die Thür ſtand offen. „Die Waldfrau iſt fort!“ ſprachen ſie. Aber auf dem Fels Hohenkrähen brannte ein verglimmend Feuerlein. Dunkle Geſtalten regten ſich. Da ſchlichen die Kinder den Felspfad hinauf. Schon ſtand ein heller Luftſtreif hinter den Bergen am Bodenſee. Es ging ſteil in die Höhe. Oben, wo das Feuer glimmte, war ein Felſenvorſprung. Eine breitgipflige Eiche breitete ihre dunkeln Äſte aus. Da duckten ſich Audifax und Hadumoth hinter einen Stein und ſchauten hinüber. Es war ein Tier geſchlachtet worden, ein Haupt, wie das eines Pferdes, war an den Eichſtamm genagelt, Spieße ſtanden über dem Feuer, Knochen lagen umher. In einem Gefäß war Blut.

Um einen zugehauenen Felsblock ſaßen viele Männer, ein Keſſel mit Bier ſtand auf dem Stein, ſie ſchöpften daraus mit ſteinernen Krügen. An der Eiche kauerte ein Weib. Sie war nicht ſo liebreizend, wie jene alemanniſche Jungfrau Biſſula, die dem römiſchen Staatsmann Auſonius einſt trotz ſeiner ſechzig Jahre das Herz berückte, daß er idyllendichtend auf ſeiner Präfekturkanzlei einherſchritt und ſang: Sie iſt von Augen himmelblau und golden das rötliche Haar, ein Barbarenkind hoch über allen Puppen Latiums; wer ſie malen will, muß Roſen und Lilien miſchen. Das Weib auf dem Hohenkrähen war alt und ſtruppig. Die Männer ſchauten nach ihr. Zuſehends hellte ſich der Himmel im Oſten. In die Nebel über dem See kam Bewegung. Jetzt warf die Sonne ihre erſten Strahlen vergüldend über die Berge, bald ſtieg der feurige Ball empor, da ſprang das Weib auf, die Männer erhoben ſich ſchweigend; ſie ſchwang einen Strauß von Miſtel und Tannreis, tauchte ihn in das Gefäß mit Blut, ſprengte dreimal der Sonne entgegen, dreimal über die Männer, dann goß ſie des Gefäßes Inhalt in das Wurzelwerk der Eiche. Die Männer hatten ihre Krüge ergriffen, ſie rieben ſie in einförmiger Weiſe dreimal auf dem geglätteten Fels, daß ein ſummendes Getön entſtand, hoben ſie gleichzeitig der Sonne entgegen und tranken aus; in gleichem Takte ſetzte jeder den Krug nieder, es klang wie ein einziger Schlag. Dann warf ein jeglicher ſeinen Mantel um, ſchweigend zogen ſie den Fels hinab. Es war die Nacht des 1. November.

Wie es ſtill geworden auf dem Platz, wollten die Kinder vortreten zur Waldfrau. Audifax hatte ſein Streiflein Pergament zur Hand genommen, — aber das Weib riß einen Feuerbrand aus der Aſche und ſchritt ihnen drohend entgegen. Da flohen ſie in Haſt den Berg hinunter. —

Audifax und Hadumoth waren in die Burg von Twiel zurückgekehrt. Ihres nächtlichen Ausbleibens war nicht geachtet worden. Sie schwiegen von den Begegnissen jener Nacht, auch unter sich. Audifax hatte viel nachzudenken. In seiner Ziegen Hut war er säumig; eine seiner Untergebenen verlief sich nach den platten Hügeln hin, die den Lauf des dem Bodensee entströmenden Rheines umsäumen. Da ging er, sie zu suchen; einen Tag blieb er aus, dann kehrte er mit der Entronnenen zurück. Hadumoth freute sich des Erfolges, der ihrem Gefährten Schläge ersparte. Der Winter kam mählich heran, die Tiere blieben im Stall. Eines Tages saßen die Kinder am Kaminfeuer in der Knechtstube. Sie waren allein. „Du denkst noch immer an Schatz und Spruch?“ sagte Hadumoth. Da zog sie Audifax geheimnisvoll zu sich: „Der heilige Mann hat doch den rechten Gott!“ sprach er. — „Warum?“ frug Hadumoth. Er ging in seine Kammer hinüber; im Stroh seines Lagers hatte er allerlei Gestein untergebracht, er griff einen heraus und brachte ihn herüber: „Schau an!“ sprach er. Es war ein glimmeriger grauer Schieferstein, er umschloß die Reste eines Fisches, in zartem Umriß waren Haupt, Flossen und Gräten dem Schiefer eingedrückt. „Den hab' ich drüben am Schiener Berg mitgenommen, da ich die Ziege suchen ging. Der muß von der Flut sein, von der der Vater Vincentius einmal gepredigt hat, und die Flut hat der Herr Himmels und der Erde über die Welt gehn lassen, da er den Noah das große Schiff bauen hieß, davon weiß die Waldfrau nichts.“ — Hadumoth wurde nachdenklich: „Dann ist die Waldfrau schuld, daß uns die Sterne in jener Nacht nicht in Schoß gefallen sind, wir wollen sie beim heiligen Mann verklagen.“ —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Klage findet statt und Ekkehard läßt sich von Audifax in die Hütte der Waldfrau führen. Die trotzigen Antworten der Alten, die gebleichten Pferdeschädel an den Wänden, ein Bruchstück eines alten Römeraltars, das sorgsam aufbewahrt wird, alles beweist dem Mönch, daß er es hier noch mit dem alten Heidentum zu thun hat, das ein Jünger des heiligen Gallus zu verfolgen doppelt berufen war. Die Eiche, unter der das nächtliche Opfer stattfand, wird umgehauen, die Waldfrau wird ausgetrieben. Mit Flüchen verläßt sie ihre Hütte und zündet sie an. Bald sollten andre Brände folgen. Denn schwere Zeiten kamen über das Hegau. Die Hunnen machten einen ihrer Raubzüge durch das deutsche Reich, zerstörten Städte, Burgen und Klöster, wohin sie kamen, und näherten sich auch dem Hohentwiel. Aus den Klöstern Reichenau und St. Gallen flüchteten die Mönche die Kirchenschätze auf die Bergfeste und bewaffneten sich selbst. Auch die Herzogin hatte ihre Mannen aufgeboten. Das ganze Heer erwartete, von einem Tannenwalde gedeckt, die feindlichen Reiter; auch Audifax war als Sackpfeifer bei den Scharen.

Der Hunnen Ritt ging durch den dunkeln Tannenwald dem Hohentwiel entgegen. Aber wie sie sorglos dahin trabten, prallte hier und dort ein

Roß auf; Pfeile und Schleuderkugeln, von unsichtbaren Schützen geschossen, fuhren in den Schwarm. Der Vortrab wollte stutzig werden. „Was kümmert euch der Mückenstich?“ rief Ellak, ihr Anführer, und spornte sein Roß vorwärts, „die Ebene ist das Feld der Reiterschlacht! Ein Dutzend seiner Leute hieß er mit dem Troß zurückbleiben, zum Geplänkel mit denen im Walde. Die Erde dröhnte vom Hufschlag der vorwärts sausenden Horde; im Blachfeld breitete sich der Schwarm und sprengte mit Geheul auf den anrückenden Heerbann. Weit voraus ritt Ellak mit dem hunnischen Bannerträger, der schwenkte die grünrote Fahne über ihm, er aber hob sich hoch im Sattel und that einen wilden Schrei und schoß den ersten Pfeilschuß ab, auf daß der Kampf nach altem Brauch eröffnet sei. Es begann das Morden der Feldschlacht. Aber wenig frommte es den schwäbischen Kriegern, daß sie unerschüttert Stand hielten, ein starrender Lanzenwald: war der Reiter Angriff abgeprallt, so kam aus der Ferne ein Pfeilregen geschwirrt; halb aufgerichtet im Bügel standen die Hunnen trotz Rossestrab, den Zaum über des Gauls Nacken geworfen, zielten sie, der Schuß traf. Andre schwärmten von der Seite ein; weh dem Gefallnen, den seine Brüder nicht in die Mitte nahmen.

Da gedachten die Leichtbewaffneten vom Walde den Hunnen in den Rücken zu brechen. Hörnerruf rief sie zur Sammlung, sie rückten vor, — aber mit eines Gedankens Schnelle waren die feindlichen Rosse gewendet, Pfeilregen prasselte in die Anrückenden, sie stutzten, wenige schritten weiter, auch sie wurden geworfen, nur Audifax marschierte vorwärts, die Pfeile zischten um ihn, er schaute nicht auf und nicht zurück, er blies die Sackpfeife zum Angriff, wie es seines Amtes war; so kam er mitten ins Gewühl der feindlichen Reiter.

Da stockte sein Blasen, — im Vorüberspringen hatte ihm einer die Schlinge um den Hals geworfen und riß ihn an sich; widerstrebend schaute Audifax um, kein einziger seines Häufleins war hinter ihm zu erspähen. — „O Hadumoth!“ rief er betrübt. Den Reiter jammerte des mutigen blonden Knaben; statt ihm das Haupt zu spalten, hob er ihn zu sich aufs Roß und jagte mit ihm zurück. Von einem Hügel gedeckt, hielt der hunnische Troß. Hochaufgerichtet stund die Waldfrau auf ihrem Wagen und spähte hinaus in die wogende Schlacht, sie hatte die ersten Verwundeten gepflegt und kräftige Heilsprüche gesungen über das rinnende Blut. „Ich bring' Euch einen, der kann die Feldkessel fegen!“ rief der hunnische Reiter und warf den Hirtenknaben vom Roß hinüber, daß er der Alten vor die Füße flog in den strohumflochtenen Korb des Wagens. „Willkommen, du giftiges Krötlein,“ rief sie grimmig, „du sollst den Lohn empfangen dafür, daß du

den Kuttenmann auf meinen Fels gewiesen.“ Sie hatte ihn erkannt, zerrte ihn an der Schlinge zu sich und band ihn an des Wagens Gestell.

Audifax schwieg. Aber bittre Thränen perlten im Auge, er weinte nicht ob seiner Gefangenschaft, er weinte ob abermals getäuschter Hoffnung. „O Hadumoth!“ seufzte er abermals. — Verwichene Mitternacht war er bei der jungen Hirtin gesessen, versteckt am glimmenden Herdfeuer. „Du sollst fest werden,“ hatte Hadumoth gesagt, „gefeit gegen Hieb und Stich!“ Sie hatte eine braune Schlange zerkocht und ihm mit dem Fette Stirn und Schulter und Brust bestrichen: „Morgen abend erwarte ich dich hier am selben Plätzlein, du kommst mir heil zurück. Kein Eisen ist wider Schlangenfett!“ Und Audifax hatte ihr die Hand gegeben und war so wohlgemut mit seiner Sackpfeife ausgerückt in den Kampf — und jetzt! — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Indes wandte sich das Glück von den Hunnen, Ellak, ihr Fürst, ward erschlagen, des Anführers Fall schuf den Hunnen panischen Schreck, rückwärts wandten sie sich, rückwärts in toller Flucht. Schon hatte die Waldfrau des Feldstreits Ausgang erspäht, die Rosse standen geschirrt, sie warf einen zornmütigen Blick auf die anrückenden Mönche und ihren heimatlichen Fels, und scharfen Trabes fuhr sie dem Rheine zu, der Troß ihr nach. „Zum Rhein!“ war die Losung der fliehenden Reiter, zuletzt und ungern kehrte Hornebog, der zweite Führer, mit den Seinen der Schlacht und dem Hohentwiel den Rücken. — — — — — — — — —

Mit Tannenreis am Helm zogen die Sieger auf ihre Bergfeste zurück. Der Mönche zwölf ließen sie unten im Thal, Totenwache auf der Walstatt zu halten; und waren im Streit gefallen der Hunnen einhundertundachtzig, des schwäbischen Heerbanns sechsundneunzig, derer von der Reichenau achtzehn und derer von St. Gallen zwanzig. — — — — — — —

Die Nacht ging zu Ende. Lang und bang war sie für die gewesen, denen der Walstatt Hut anvertraut worden. Unheimlich Grauen lag über Erde und Menschen. „Der Herr sei ihrer Seele gnädig,“ tönte leiser Ruf des Wächters durch die Stille des Gefildes. „Und erlöse sie von des Fegfeuers Pein, Amen!“ antwortete es vom Waldessaum, wo die Gefährten um Wachtfeuer kauerten. Schwere Schatten der Nacht deckten die Erschlagenen, als wollte der Himmel mitleidig verhüllen, was der Menschen Hände da unten geschafft. Dann jagten die Wolken von dannen, als wären sie selber von Grauen getrieben über den Anblick unter ihnen — andre folgten, auch sie zogen fort, Gestalt und Form wechselnd, verlierend, in neue übergehend . . . alles ist unstet, nur im Tod ewige eherne Ruhe. Die auf dem Blachfeld lagen still, Freund und Feind, wie das Wogen des Streits sie gebettet.

Eine Gestalt sah der Wächter über die Walstatt huschen, wie die eines Kindes. Sie beugte sich nieder und ging weiter und beugte sich abermals und wandelte auf und ab, aber es grauste ihm sie anzurufen. Er stand wie gebannt. „Es wird der Engel sein, der die Stirn der Toten zeichnet mit dem Buchstaben, auf daß man sie erkenne, wann der Geist dereinst ihr Gebein anbläst, daß sie wieder leben und auf den Füßen stehn und ein Heer sind wie ehedem;“ so dachte er nach dem Bild des Propheten, bekreuzte sich und schwieg. Die Gestalt verschwand aus seinen Augen. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen stand die Herzogin im Saal mit ihren Dienern und dem Edeln von Randegg, der noch zum Schutze des Hohentwiel zurückgeblieben war, da ging die Thür auf — — und Hadumoth, das Hirtenkind, trat ein. Schüchtern stand sie am Eingang, übernächtig und verweint das Antlitz, sie getraute sich nicht zu reden. „Was hast du, arm Kind?“ rief Frau Hadwig, „komm näher!“ Da ging die Hirtin vorwärts. Sie küßte der Herzogin Hand. Da ersah sie Ekkehard, dessen geistlich Gewand ihr Scheu einflößte, sie nahte sich auch ihm, seine Hand zu küssen, sie wollte reden, Schluchzen hemmte die Stimme. „Fürchte dich nicht,“ sprach die Herzogin tröstend. Da fand sie Worte. „Ich kann die Gänse nimmer hüten,“ sprach sie, „ich muß fortgehn. Du sollst mir ein Goldstück schenken, so groß du eines hast. Wenn ich wieder heimkomm, will ich zeitlebens dafür schaffen. Ich kann nichts dafür, daß ich fort muß.“ „Warum willst du fort, Kind?“ fragte die Herzogin, „haben sie dir was Leides gethan?“ — „Er ist nicht mehr heimgekommen.“ — „Es sind viele nicht mehr heimgekommen, darum mußt du nicht fort. Die draußen blieben, sind bei Gott im Himmel und sind in einem schönen lustigen Garten und wohlauf und haben's besser denn wir.“ Aber das Hirtenkind schüttelte sein junges Haupt. „Audifax ist nicht bei Gott,“ sprach's, „er ist bei den Hunnen. Ich hab' nach ihm geschaut drunten im Feld, er war nicht bei den toten Männern, und des Kohlenbrenners Bub hat's gesehen, wie ihn einer fing . . . ich muß ihn dort holen, es läßt mir keine Ruh mehr.“ „Wo willst ihn holen?“ „Das weiß ich nicht. Ich will gehn, wo die andern hingeritten sind, die Welt ist groß, am Ende finde ich ihn doch, das weiß ich. Das Goldstück, das du mir schenken sollst, will ich den Hunnen geben und sagen: laßt mir den Audifax frei, und wenn ich ihn hab', kommen wir beide heim.“ — Frau Hadwig hatte ihr Wohlgefallen am Außerordentlichen. „Von diesem Kind mögen wir alle lernen!“ sprach sie, hob die scheue Hadumoth zu sich empor und küßte sie auf die Stirn: „Mit dir ist Gott, darum sind deine Gedanken so groß und du weißt nicht darum. Wer hat ein Goldstück von euch bei der Hand?“ Der

von Randegg neſtelte eines herfür. 's war ein großer Goldthaler, und war der Kaiſer Karl drauf geprägt mit einem grimmen Antlitz und groß offnen Schlitzaugen, und auf der Rückſeite war ein gekrönt Frauenbild zu ſchauen und eine Schrift. „'s iſt mein letzter," ſprach der Randegger lachend. Die Herzogin gab ihn dem Kind: „Zeuch aus im Herrn, es iſt eine Fügung." Es ward ihnen feierlich zu Mute, und Ekkehard legte ſeine Hände auf Hadumoths Haupt wie zum Segen. „Ich dank' Euch!" ſprach ſie, und wollte gehn. Noch einmal wandte ſie ſich um: „Wenn ſie mir aber den Audifax für das eine Goldſtück nicht herausgeben?" — „Dann ſchenk' ich dir ein zweites", ſagte die Herzogin. Da ging das Kind zuverſichtlich von dannen. Und Hadumoth zog in die unbekannte Welt hinaus, das Goldſtück ins Mieder eingenäht, die Hirtentaſche mit Brot gefüllt; — den Stab hatte ihr Audifax einſt aus dunkelgrüner Stechpalme geſchnitzt. Ob Weg und Steg ihr unbekannt, ob Speiſe und Obdach zweifelhaft, darum hatte ſie nicht Zeit, ſich zu kümmern. Die Hunnen ſind gegen Sonnenuntergang gezogen und haben ihn mitgenommen, das war ihr einzig Denken, der Lauf des Rheines und der Sonne Untergang ihr Wegweiſer, Audifax ihr Ziel. Mählich ward ihr die Gegend fremd. Ferner und ſchmäler glänzte der Bodenſee vor ihrem Blick, neue Bergrücken ſchoben ſich vor und verdeckten ihr die gewohnten ſtolzen Formen des heimatlichen Felſens; da ſchaute ſie etliche male zurück. Noch einmal luegte die Kuppe des hohen Twiel mit Turm und Mauer und Zinnen zu ihr herüber, vom blauem Duft umzogen, dann ſchwand ſie. Ein unbekanntes Thal that ſich auf, weite ſchwarze Tannenwälder zogen ſich darüber hin, niedre Hütten mit tief herabhängenden Strohdächern lagen verſteckt im Waldesdunkel, — unverzagt ging Hadumoth weiter und winkte den hegauer Bergen den letzten Gruß zu. Wie die Sonne jenſeits der Wälder zur Ruhe gegangen war, hielt ſie eine Weile. „Jetzt läuten ſie zu Hauſe den Abendſegen," ſprach ſie, „ich will beten". Und ſie kniete in der Bergeinſamkeit und betete, erſt für Audifax, dann für die Herzogin, dann für ſich — und alles war ſtill ringsum. Sie hörte nur ihr eigen pochend Herz.

„Wie wird's meinen Gänſen ergehn?" dacht ſie beim Aufſtehn, „jetzt iſt die Stunde, ſie einzutreiben." Dann trat wieder Audifax vor ihre Seele, an deſſen Seite ſie ſo oft von der Weide zu Berg gefahren, und ſie ging ſchneller. In den Maierhöfen im Thal rührte ſich niemand. Nur vor einer Strohdachhütte ſaß ein altes Weib. „Du ſollſt mich heut' nacht bei dir behalten, Großmutter," ſprach Hadumoth zutraulich. Die gab ihr keine Antwort, doch ein Zeichen, daß ſie bleiben könne. Sie war taub und alleine zurückgeblieben, die Männer waren fort ins höhere Gebirg, der Hunnen wegen. Aber vor Tagesgrauen war Hadumoth wieder unterwegs.

Und sie ging durch lange, lange Wälder, drin wollte es kein Ende nehmen mit Tannen, und war das erste lautlose Weben des Frühlings im Walde, die ersten Blumen streckten ihre Häupter aus dem Moos herfür, die ersten Käfer flogen leise summend drüber, und ein Harzgeruch, kräftig und anmutend, zog wehend herum, als wär' er ein Weihrauch, den die Tannen der Sonne hinaufschickten zum Dank für alles, was sie zu ihren Füßen lustig hervorgetrieben. Der Hirtin gefiel's nicht. „Hier ist's zu schön", sprach sie, „hier können die Hunnen nicht sein." Sie lenkte ihren Schritt vom Gebirg abwärts und kam auf einen Platz, da war der Wald licht und weite Umschau. Tief unten in der Ferne floß der Rhein gekrümmt gleich einer Schlange, eingeklemmt zwischen doppelter Strömung trug eine Insel viel stattliche Mauern wie von Kirche und Kloster, der Hirtin scharfes Auge sah, daß das Mauerwerk geschwärzt und fleckig war und kein Dach mehr trug. Eine blaue Rauchwolke stand unbeweglich drüber. „Wie ist's hier geheißen?" fragte sie einen Mann, der aus dem Walde kam. „Schwarzwald!" sagte der Mann. — „Und drüben?" — „Rheinau." — „Die Hunnen sind drüben gewesen?" — „Vorgestern." — „Wo jetzt?" — Der Mann hatte sich auf seinen Stab gestemmt und schaute das Kind scharf an. Er deutete rheinabwärts. „Warum?" fragte er. — „Ich will zu ihnen." — Er hob seinen Stab und ging des Weges weiter. „Heiliger Fintan, bitt' für uns!" murmelte er im Fortgehn.

Und wiederum schritt Hadumoth unverdrossen weiter. Sie hatte von der Höhe erschaut, daß der Rhein in großem Bogen vorwärts strömte; da ging sie quer über das Gebirge, den Hunnen einen Vorsprung abzugewinnen, und war zwei Tage unterwegs, die Nacht im Walde auf Moos gebettet und schier keinem Menschen begegnet. Aber viel wilde Thalschluchten traf sie und rinnend Gewässer und alte Stämme, die der Sturmwind gefällt; am Platze, wo sie sonst ihre Wipfel hoch gen Himmel gereckt, faulten sie und leuchteten grauweiß unheimlich im Dunkel. Sie ließ den Mut nicht. Das Gebirge ward minder steil und flachte sich zur Hochebene ab, da strich oft rauher Luftzug drüber, und Schnee lag in den Thalmulden; sie ging weiter.

Das letzte Stück Brot war verzehrt, da kam sie auf einen Bergrücken und sah wieder den Rhein in der Ferne. Jetzt wollte sie dem entgegen; aber wie ein Riß im Erdreich that sich eine enge Kluft diesseits des Berges auf, ein Waldstrom schäumte in der Tiefe. Junger Schuß von Stauden und Brombeeren und dornigem Gestrüpp hielt den Abhang dicht besetzt; sie bahnte sich einen Weg durch. Es kostete Mühe und Schweiß, die Sonne stand hoch am Himmel, die Dornen rissen am Gewand. Wenn der Fuß unwillig still stehn wollte, sprach sie „Audifax" und hob ihn vorwärts. Jetzt

waren sie unten, zu Füßen dunkler Felswände. Das Wildwasser hatte sich Bahn durch sie gebrochen und stürzte in klarem Fall darüber weg; die verwitterten Steine glänzten im Wasserduft, rötliches Moos hatte sich dran festgenistet wie eine Vergoldung; die Flut leckte hinauf und brauste wechselnd drüber hin, bis sie wenige Schritte davon in tiefgrün durchsichtigen Becken still hielt und ausruhte, wie ein müder Mann, der sich und seines Lebens Tollheiten klar beschauen will. Üppige Pflanzen mit großen Blättern sprießten auf; der Wasserschaum funkelte in farbigen Tautropfen drin. Blaugeflügelte Libellen flogen auf und ab, als wären sie die Geister verstorbener Elfen. Träumerisch hallte das einsame Stürzen des Baches ins Herz des hungernden Kindes. Mit dem Bach sollte sie weiter gehn, hinab zum Rhein. Alles war verwachsen, wie wenn nie ein Mensch seinen Fuß hieher getragen; ... da lachte ein trocken grünes Plätzlein zu Hadumoth herüber, sie legte sich nieder. Es rauschte so kühl und lang, es rauschte sie in Schlummer. Den rechten Arm ausgestreckt, daß das Haupt darauf ruhte, lag sie da, Lächeln auf dem müden Antlitz. Sie träumte.

Ein leichter Wasserguß aus hohler Hand scheuchte sie aus ihrem Traum. Wie sie langsam die Augen aufschlug, stund ein Mann vor ihr mit langem Bart, in grobzwilchenem Tschoben, die Füße nackt bis übers Knie. Angelruten, Netz und ein hölzern Legel, drin blaugetupfte Forellen schwammen, lagen im Grase bei ihm. Er hatte die Schläferin lang betrachtet. Zweifelhaft, ob sie ein Menschenkind, ging er Wasser zu schöpfen und weckte sie. „Wo bin ich?“ fragte Hadumoth sonder Furcht. „Am Wieladinger Strahl!“ sprach der Fischer. „Das Wasser ist die Murg und hat gute Forellen und geht in Rhein. Wie kommst du aber auf den Wald, Mägdlein? bist vom Himmel heruntergefallen?“ — „Ich komm' weither; bei uns sind die Berge anders und wachsen einzeln und steil aus der Ebene auf, und steht ein jeder für sich, — und die Forellen schwimmen im See und sind größer; Hegau heißen's die Leute.“ — Der Fischer schüttelte das Haupt. „Das muß weit weit weg sein,“ sprach er. „Wohin jetzt?“ — „Wo die Hunnen sind,“ sagte Hadumoth und erzählte ihm treuherzig, warum sie ausgezogen und wen sie suche. Da schüttelte der Fischer sein Haupt noch stärker als zuvor. „Beim Leben meiner Mutter,“ sprach er, „das ist ein böser Gang!“ Aber Hadumoth faltete die Hände und sagte: „Fischer, du mußt mir den Weg zeigen, wo sie sind.“ Da wurde der Bärtige weich. „Wenn's sein muß“, brummte er, „gar fern sind sie nicht. Komm' mit!“ Er packte sein Fischgerät zusammen und ging mit der Hirtin dem Lauf des Waldbachs entlang. Wenn Baum und Busch zu dicht die Ufer sperrten oder Felsblöcke aufgetürmt lagen, hub er das Mägdlein auf den Arm und

ſchritt durchs ſchäumende Waſſer. Dann ließen ſie die Thalſchlucht zur Rechten. Sie ſtanden auf einem der Vorberge, die ſich zum Rhein hinunterſenken. „Schau' hin, Kind," ſprach er und deutete über den Rhein hinüber, wo ein flach abgeſchnittner Gebirgszug ſich ſtreckte, „dort geht's ins Frickthal hinein, zum Bötzberg hin. Dort ſteht ihr Lager geſchlagen. Geſtern iſt das Laufenburger Kaſtell ausgeflammt worden . . . Aber weiter ſollen uns die Mordbrenner nimmer traben," fuhr er grimmig fort. Sie gingen noch eine Weile, da hielt Hadumoths Geleitsmann an einem felſigen Vorſprung. „Warte!" ſprach er zu ihr. Er ſchleppte einige Stämme dürres Tannenholz zuſammen und ſchichtete ſie auf, Reiſig und Kienſpäne reichlich dazwiſchen, doch ließ er's unangezündet. Das Gleiche that er an andern Plätzen. Hadumoth ſah ihm zu; ſie wußte nicht, warum er's that. Dann ſtiegen ſie zu den Ufern des Rheines hinunter. „Iſt's dein Ernſt mit den Hunnen?" frug er noch einmal. „Ja!" ſprach Hadumoth. Da löſte er einen im Gebüſch verborgenen Kahn und fuhr ſie hinüber. Am andern Ufer war's waldig; er ging ein Stück einwärts und ſchaute ſorgfältig um. Auch dort lag ein Holzſtoß geſchichtet und Kienfackeln dabei, von grünen Zweigen verdeckt. Er nickte zufrieden und kam zu Hadumoth. „Weiter geh' ich nicht mit, dort iſt Frickthal und Hunnenlager. Mach', daß ſie deinen Buben herausgeben, eher heut' als morgen, es könnt' ſonſt zu ſpät werden. Behuet' dich Gott, du biſt ein tapfer Kind". — „Ich dank' dir," ſprach Hadumoth und drückte ſeine ſchwielige Hand. „Warum gehſt du nicht mit?" — „Ich komm' ſpäter!" ſagte der Fiſcher mit bedeutſamem Ton und ſtieg in ſeinen Kahn.

Am Eingang zum Thal war der Hunnen Lager geſchlagen, wenig Gezelte und etliche große Hütten aus Buſchwerk und Stroh. In Blockhäuſern von Tannſtämmen die Pferde. Es lehnte ſich im Rücken an einen Berg, nach vorn war ein Graben gezogen als Schutzwehr und mit Verhack Pfählen und dazwiſchen geworfenen Felsblöcken, nach Art des hunniſchen Landhags geſperrt. Bis weit hinaus ritten die Vorpoſten auf und nieder; halb war es das Bedürfnis der Ruhe nach Ritt und Kampf, halb ein Anſchlag aufs Kloſter des heiligen Fridolin drüben, was ſie dort feſthielt. Ein Teil der Mannſchaft baute Nachen und Flöße am Rhein. In ſeinem Zelt lag Hornebog, der Führer ſeit Ellaks Fall. Bei ihm ſaß ein Mägdlein, die Heideblume. Sie war von den Hunnen als verlaſſen Kind in den Steppen Pannoniens aufgeleſen, war dann mitgezogen und dem Reitertrupp angewachſen, als wäre ſie ſein guter Geiſt, und ſtand in abergläubiſcher Verehrung. „So lange die Heideblume bei uns blüht," ſprachen die Hunnen, „beſiegen wir die Welt." Decken und Polſter waren aufgetürmt, er freute ſich keiner Ruhe. Erica, die Heideblume, ſaß

bei ihm und spielte mit einem güldenen Kleinod, das sie an seidner Schnur um den Hals trug. „Ich weiß nicht," sagte Hornebog zu ihr, „es ist sehr ungemütlich worden. Die Kahlgeschornen am See haben zu wütend dreingeschlagen. Wir müssen sachter thun. Hier trau ich auch nicht; es ist mir zu ruhig, und Ruhe geht vor dem Sturm" — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da trat ein wachehaltender Kriegsmann ins Zelt, Hadumoth, die Hirtin, mit ihm und ein Reiter, der Deutsch verstand, als Dolmetsch. Das Kind war ins Lager gekommen, durch Vorposten und Wacheruf unverzagt durchschreitend, bis sie's festhielten. Der Dolmetsch trug Hadumoths Begehr um den gefangnen Knaben vor. — — — — — „Sag' ihm auch, daß ich ein Lösegeld zahlen kann," sprach Hadumoth, und trennte des Mieders Naht auf, drin der Goldthaler war. Sie reichte ihn dem Anführer dar. Der lachte. Auch die Heideblume lachte. „Verrücktes Land!" sprach Hornebog. „Die Männer scheren das Haupt, und die Kinder thun, was Kriegern geziemte. Wären uns die Gewaffneten vom See nachgezogen statt dieses Mägdleins, es hätte uns in Verlegenheit bringen mögen." Er sah das Kind mißtrauisch an. „Wenn sie zu spähen käme! . . ." rief er. Aber Erica fuhr dazwischen und streichelte Hadumoths Stirn. „Du sollst bei mir bleiben," sagte sie „ich brauch' was zum Spielen, seit mein schwarzer Rapp tot ist und mein Ellak tot . . ." „Schafft mir das Gezeug hinaus!" rief Hornebog unmutig. „Sind wir am Rhein, um mit Hirtenkindern zu spielen?!" Da merkte Erica, daß beim Anführer ein Ungewitter im Anzug war; sie nahm das Mägdlein bei der Hand und ging mit ihr.

Wo das Lager sich an den Berg hinstreckte, war zwischen aufgehäuften Steinplatten die Feldküche errichtet. Dort schaltete die Waldfrau. Audifax kniete beim größten der Kessel und blies das Feuer an, die Abendsuppe brodelte drin. Jetzt sprang er auf und that einen Schrei. — Er hatte seine Gefährtin erschaut. Aber die Waldfrau reckte ihr Haupt hinter dem andern Kessel vor, das war mehr als ein Haltruf. Er stand unbeweglich, griff nach einem geschälten Ast und rührte die Suppe, wie's ihm vorgeschrieben war; — ein Bild stummen Jammers, er war blaß und hager geworden, die Augen trüb von Thränen, die niemanden gerührt. „Daß Ihr mir den Kindern nichts zu leide thut, alte Meerkatze!" rief Erica der Waldfrau zu. Da ging Hadumoth hinüber. Der Hirtenknabe ließ seinen kunstvollen Löffel fallen und reichte ihr die Hand stumm und still, aber aus den tiefdunkeln Augen blitzte es zu ihr hinüber wie eine große Geschichte von Gefangenschaft, Duldung und schweifendem Wunsch des Befreitseins. Hadumoth stand unbeweglich vor ihm; sie hatte sich viel Rührendes gedacht vom Augenblick

des Wiedersehens; das alles schwand, — die größte Freude jubelt schweigend ihr Lied himmelan. „Gieb mir eine Schüssel von deiner Suppe, Audifax," sprach sie, „mich hungert!" Die Waldfrau ließ es geschehen, daß er ihr eine hölzerne Schüssel aus dem Feldkessel füllte. Das hungrige Kind stärkte sich dran und war guten Mutes und erschrak nicht über die wilden Gesichter der hunnischen Reiter, die da kamen, ihre Abendsuppe zu schöpfen. Nachher setzte sie sich dicht zu Audifax hin. Er war stumm und zurückhaltend; erst wie es dunkel wurde und seine Dräuerin von dannen ging, lösten sich die Fesseln seiner Zunge. „O, ich weiß viel, Hadumoth!" sagte er leise und sah sich scheu um — „ich weiß den Hunnenschatz! Die Waldfrau hat ihn in Verwahrung, zwei Truhen stehn unter ihrem Lager im Zweighaus; ich hab' selber hinein geschaut, es glänzt drin von Spangen und Vorhängkleinodien und güldenem Geschirr. Auch ein silbern Huhn mit Küchlein und Eiern ist dabei, das hat einer im Lombardenland mitgenommen, und viel Prächtiges sonst . . . ich hab's teuer gebüßt, den Schatz zu sehn . . ." Er lüftete seinen ledernen Schlapphut. Sein rechtes Ohr war halb abgeschnitten. „. . . Die Waldfrau kam heim, ehe ich die Truhe zuschlagen konnte. „Das sei dein Lohn," sprach sie und zuckte die Schere wider mein Ohr. „Es hat weh gethan, Hadumoth. Aber ich zahl's ihr heim!" — „Ich helf' dir!" sprach die Gefährtin. Lange noch plauderten die beiden; der Schlummer floh die Augen der Glücklichen. Der Lärm des Lagers schwieg. Dämmernde Schatten waren über das Thal gebreitet. Da sprach Hadumoth: „Ich muß immer und immer denken, es sei jene Nacht, wo die Sterne fielen." Audifax seufzte. „Ich gewinn' meinen Schatz doch noch," sprach er, „ich weiß es." — Und wieder saßen sie eine Weile, da schreckte Audifax zusammen, Hadumoth spürte das Zittern seiner Hand. — Über dem Rheine auf dunklem Berggipfel flammte ein Feuerzeichen auf, es war eine Fackel, die ein Mann in kreisendem Bogen schwingt und in die Lüfte hinausschleudert. „Jetzt ist's erloschen," sprach Audifax leis. „Aber dort!" sagte Hadumoth erschrocken und wies rückwärts. — Von des Bötzbergs Höhe schlug eine Lohe empor und kreiste feurig und sprühte Funken. Es war dasselbe Zeichen. Und drüben auf dem Schwarzwald hob sich auf dem Platze, wo die Fackel geschwungen worden, eine hohe Flamme himmelan und leuchtete durch die sternlose Nacht. Von der Wache im Thal draußen scholl ein gellender Pfiff. Im Lager regte sich's. Die Waldfrau kam herein. „Was träumst du noch, Bub!" rief sie drohend, „schirr unser Gespann und rüste das Saumroß!" Schweigend gehorchte Audifax.

Der Wagen stand geschirrt, das Saumroß an Pfahl gebunden; vorsichtig schlich die Alte heran und hing ihm zwei Körbe um und trug

zwei Truhen herzu, die packte sie in die Körbe und that Heu drüber. Sie spähte lauernd hinaus. Es war wieder still, der Frickthaler Wein schaffte den Hunnen einen festen Schlaf. „Es ist nichts," brummte die Waldfrau, „wir können die Gäule wieder zur Ruhe bringen." Da fuhr sie auf, wie geblendet. Der Berg über dem Lager war lebendig geworden, es blitzte und sprühte von viel hundert Fackeln und Feuerbränden und donnerte mit wütendem Schlachtruf dazwischen, — vom Rhein her wälzten sich dunkle Massen, auf allen Gipfeln flammte es gen Himmel. — Heraus, ihr Schläfer! . . . Es war zu spät — schon flog der helle Brand ins Hunnenlager, — klagend Gewieher der Rosse tönte auf — der große Stall stand in Flammen, dunkle Gestalten brechen ein, fackelglanzbeschienen kommt heut der Tod; — das ist der alte Irminger, Herr im Frickgau, der ihn bringt, er, der starke Vater sechs starker Söhne, der wie Mattathias mit seinen Makkabäern das Elend seines Volkes nicht länger erschauen wollte; — und von ihnen geführt, die Männer von Hornussen und Herznach und die aus dem Aarthal und von Brugg und von Badens heißen Quellen und weit von der Giselaflueh her. In sicherm Waldversteck waren sie gelegen, bis auf dem Eggberg drüben die Fackel schwirrte, das war des Schwarzwalds nachbarliche Hülfe — da ging's vorwärts zum Sturm. Grauenvoll tönte der Überfallenen Schrei in den Sturmruf. Blutigen Hauptes sprengte der Dolmetsch vorüber, ein wohlgeschleuderter Pechbrand haftete in seiner Gewandung und flackerte weiter, daß er aussah wie ein feurig Gespenst: „Die Welt geht unter!" rief er, „das tausendjährige Reich bricht an. Herr, sei meiner armen Seele gnädig!"

„Verloren, alles verloren," sprach die Waldfrau vor sich hin und fuhr mit der Hand über die Stirn. Dann band sie das Saumroß los, um es auch noch vor ihren Wagen zu schirren. Im Dunkel stand Audifax; er biß die Zähne zusammen, um nicht jubelnd hinauszujauchzen in das Geheul des nächtlichen Überfalls; zitternder Widerschein des Feuers spielte um sein Antlitz, es kochte in ihm. Eine Weile schaute er starr ins Rennen und Wogen und Kämpfen der dunkeln Männer — „Jetzt weiß ich's," sprach er leise zu Hadumoth. Er hatte einen Feldstein aufgerafft, katzenschnell sprang er an der Waldfrau hinauf und schlug sie nieder, das Saumroß riß er weg und hob mit Mannesstärke die knieende Hadumoth hinauf: „Halt dich fest am Sattelknopf!" — Er sprang aufs Roß und griff die Zügel, das fühlte die ungewohnten Reiter, scheu von Brand und Glanz sprengte es davon in die Nacht . . . Audifax wankte nicht, sein Herz pochte in lautem Schlag, er schloß die Augen vor dem qualmenden Rauch — über Erschlagne ging's und durchs Gewühl streitender Männer . . . Jetzt tobte der

Schlachtenlärm entfernter, das Roß ſchlug langſameren Schritt an, dem Rheine entgegen trug es die Kinder, — ſie waren gerettet.

Und ſie ritten die lange bange Nacht durch und ſchauten nicht um. Audifax hielt ſchweigſam die Zügel, es war ihm oft, als wär' alles ein Traum geweſen; er legte die Linke auf Hadumoths Haupt und klopfte an die Truhe im Hängkorb, es gab einen Klang von Metall; da erſt wußte er wieder, daß er nicht geträumt. Und das Roß war brav und trug ſeine Laſt willig; über Feld und Heide ging der Weg und durch finſtre Wälder, immer dem ſtrömenden Rhein entgegen. Wie ſie lang und weit geritten waren, da kam ein kühler Luftzug, daß ſie zuſammenſchauerten; das war des Morgens Vorbote. Hadumoth ſchlug die Augen auf: „Wo ſind wir?“ fragte ſie. „Ich weiß es nicht,“ ſagte Audifax. Jetzt hörten ſie ein Rauſchen und Toſen wie fernen Donner, aber es war nicht von einem Gewitter; der Himmel hellte ſich, die Sternlein verblaßten und ſchwanden. Der Donner ward lauter und näher, ſie ritten an einem Kaſtell vorüber, das ſah ſtattlich in die Gewäſſer herunter, dann bog ihr Pfad um einen Bergrücken, da kam der Rhein in breiter Strömung daher und ſtürzte mit Hall und Schall und ſprühendem Geſchäume über dunkles zernagtes Gefels; perlender Waſſerſtaub ſtäubte herüber, und alles ſtand in feuchtem Duft ... Das Roß hielt an, als wolle es den gewaltigen Anblick bedachtſam in ſich aufnehmen, Audifax ſprang herab, hob die müde Hadumoth herunter, ſtellte die Hängkörbe zur Erde und ließ das brave Tier graſen.

Und die Kinder ſtanden vor dem Fall des Stromes, Hadumoth hielt ihres Gefährten Rechte in ihrer Linken, lang und lautlos ſchauten ſie hinein. Und die Sonne warf ihre erſten Strahlen über die ſtürzende Flut, die fing ſie auf und fügte ſie zu farbigem Regenbogen zuſammen und ſpielte mit dem ſchimmernden Licht ... Audifax aber ging jetzt zu den Körben, nahm eine Truhe herfür und ſchlug ſie auf — es war eitel Gold und Geſchmeide drin — der Schatz, der langerſehnte, war gehoben und war ſein eigen, nicht durch Zauberformel und nächtige Beſchwörung, eigen durch kräftig Rühren der Hände und Dreinſchlagen und Nutzung des günſtigen Augenblicks. Er ſchaute in den güldenen Flimmer; es überraſchte ihn nicht, er wußte ja ſeit Monden, daß ihm ſolches beſchieden war .. Von jeglicher Art der güldenen Stücke las er eines aus, von Gefäßen eines, von Ringen einen, von Münzen und Armſpangen eine und trug ſie vor ans Ufer. „Hadumoth,“ ſprach er, „hier muß Gott ſein, ſein Regenbogen ſchwebt über dem Waſſer. Ich will ihm ein Dankopfer bringen.“ Er trat vor auf einen Felsblock am Rande des Stromes und ſchleuderte mit ſtarkem Arm das Gefäß in die brauſende Rheinflut und den Ring und die Münze und die

Spange; dann kniete er auf die Erde und Hadumoth kniete zu ihm und ſie beteten eine lange Zeit und dankten Gott. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Hohentwiel hält man die Kinder für verloren. Es wird dort gerade die Hochzeit einer Magd, der langen Friderun, gefeiert, bei der die Herzogin ſelbſt anweſend iſt, als ſie zurückkehren.

Da that plötzlich die lange Friderun einen lauten Schrei. Alle Köpfe wandten ſich, ein Freudenjubel brach aus, ungeheuer und dröhnend, daß es ſchien, als wollten ſelber die verwitterten Baſaltfelſen im Tannenwald verwundert umſchauen, und die hatten in Sturm und Wetter ſchon manch tüchtigen Lärm gehört. Audifax und Hadumoth kamen auf ihrer Flucht aus hunniſcher Hand des Wegs gezogen. Audifax führte den Gaul mit der Schatztruhe am Zügel; glückſelig gingen die Kinder nebeneinand, ſie hatten heut zum erſten Mal den Gipfel des Hohentwiel wieder erſchaut und mit frohem Aufjauchzen begrüßt. „Erzähl' ihnen nicht alles," flüſterte Audifax ſeiner Gefährtin zu und flocht dichtes Weidengezweig um die Körbe. Schon war die lange Friderun herbeigeſprungen und trug die Hadumoth halb auf den Armen weg: „Grüß Gott, verloren Söhnlein, trink Sackpfeifer, trink Sturmläufer!" rief's aus aller Mund dem Audifax zu — ſie wußten von des Jungen Gefangenſchaft und reichten ihm die großen Steinkrüge zum Willkomm. Die Kinder hatten unterwegs beredet, wie ſie der Herzogin zu Haus entgegentreten wollten. „Wir müſſen ihr ſchön danken," hatte die Hirtin geſagt, „und ich muß ihr den Goldthaler zurückgeben; ich hab' den Audifax umſonſt bekommen, werd ich ihr ſagen." „Nein," hatte Audifax erwidert, „wir legen vom Hunnengold noch die zwei größten Münzen drauf und bringen ihr die dar: ſie möcht' uns gnädig bleiben wie bisher, das ſei unſer Dank und die Buße im Herzogsſchatz, daß ich die Waldfrau erſchlagen." Sie hatten das Gold ſchon gerüſtet. Von fern ſahen ſie die Herzogin bei Ekkehard unter der Tanne ſtehn. Ihre Dienerin kam geſprungen und kündete die wunderbare Mähr. Jetzt kamen die jungen Flüchtlinge ſelber, ſie führten ſich. Vor Frau Hadwig knieten ſie nieder. Hadumoth hielt ihren Thaler empor, Audifax zwei große güldene Schaumünzen; er wollte ſprechen, die Worte blieben aus. Da wandte ſich Frau Hadwig mit ſtolzer Anmut zu den Umſtehenden. „Die Narretei meiner zwei jungen Unterthanen ſchafft mir Gelegenheit, ihnen meine Gnade zu beweiſen. Seid deſſen Zeugen." Sie brach einen Haſelzweig vom Strauch, that einen Schritt vor, ſchüttelte dem Hirtenknaben und ſeiner Gefährtin die Münzen aus der Hand, daß ſie weit hinüberflogen ins Gras, und berührte beider Scheitel mit dem Zweig: „Steht auf," ſprach ſie, „keine Schere ſoll von heut' an euer Haupthaar mehr kürzen; als

der Burg Hohentwiel eigne Leute seid ihr gekniet, als Freigesprochne und Freie erhebt euch und behaltet einand so lieb in der Freiheit wie ehebevor.“ —

Die beiden standen auf, sie begriffen, was vorgegangen. Dem Hirtenknaben wollte es schwarz vor den Augen werden; der Traum seiner Jugend, Freiheit, Goldschatz . . . alles Wahrheit geworden, dauernde Wahrheit für jetzt und immerwährendes Immer! . . . . Er sah Ekkehards ernstes Antlitz und warf sich mit Hadumoth vor ihm nieder. „Vater Ekkehard,“ rief er, „wir danken auch Euch, daß Ihr's wohl mit uns gemeint!“ Ekkehard ließ sein blaues Auge lange auf den beiden ruhen. Er legte ihnen die Hand auf und machte das Zeichen des Kreuzes über sie.

---

## 41. Die Gralssage.

Vilmar.

Kein Mensch altert auf Erden, der nicht die Not des Lebens gefühlt hätte; jedem bleiben Wünsche unerfüllt, jeder hat Verlornes zu betrauern. Gegenüber dem sorgenvollen wirklichen Dasein erzählt die Sage allen Völkern, was sie am liebsten hören, von einer Stätte auf Erden, wo Mangel und Kummer, Angst und Not unbekannt sind, wo keine Hoffnung täuscht und wo alle Wünsche erfüllt werden; mühelos ist dort das Leben, ohne Arbeit wird dem Menschen jeder Genuß, jede Erkenntnis zuteil, und die Seele, ohne Schmerz, ohne Wunsch, bleibt unwandelbar im Frieden. Das ist die Sage vom irdischen Paradiese, das die Hindus in einem heiligen Hain zu finden glauben. Beim Homer leben die Götter auf dem Olymp in paradiesischer Glückseligkeit; ein anderer griechischer Schriftsteller erzählt vom Leben der frommen Äthiopen, deren Sonnentische sich stets von selbst wieder mit Früchten und Fleisch decken, ähnliches weiß auch unser Volksmärchen noch vom Tischlein deck' dich zu berichten. Aber nur in fernster Vergangenheit war den Menschen der Frieden des Paradieses beschieden, sie wandelten in der Irre, entfernten sich von Gott, und nur ein Edelstein blieb auf Erden zurück, mit Paradieseskräften ausgestattet, — die Griechen dachten ihn sich als köstliche Schale, aus der ohne Aufhören die herzerfreuende Gabe des Weingottes sich ergoß; die Orientalen haben ihrer Kaaba, dem heiligen Stein, in Mekka sogar einen Tempel gebaut und verehren ihn als größtes Heiligtum. Jahrhunderte lang suchte man im Abendlande nach dem Stein der Weisen, der von Not und Tod befreien, Jugend und Glück unwandelbar verleihen sollte. Das Christentum aber faßte dieses Sehnen nach irdischem Glück tiefer auf.

Ein köstlicher Stein von wunderbarem Glanze war, zu einer Schüssel

verarbeitet, im Besitze Josephs von Arimathia; dieser Schüssel bediente sich der Herr beim Abendmahl in der Nacht, da er verraten ward, und nachdem der Kriegsknecht die Seite des am Kreuz Gestorbnen geöffnet, wurde in diesem Gefäße das Blut aufgefangen, welches für die Sünde der Welt geflossen war. Dies Gefäß, an welches sich die Welterlösung sichtbarlich anknüpfte, ist darum mit übernatürlicher Kraft ausgestattet; nicht nur, daß es, wo es gewahrt und gepflegt wird, die reichste Fülle irdischer Güter gewährt, — wer es anschauet, nur einen Tag anschauet, der kann, und wäre er siech bis zum Tode, in derselben Woche nicht sterben, und wer es stetig anblickt, dem wird nicht bleich die Farbe, nicht grau das Haar, und schauete er es zweihundert Jahre lang an. Dies Gefäß ist der heilige Gral und sein Pfleger oder Hüter zu sein ist die höchste Ehre und Würde der Menschheit. Demütig und rein, tapfer und weise, treu gegen Gott wie gegen seine Gattin muß der Edle sein, der in die Gemeinschaft der Gralsritter aufgenommen werden will. Lange Jahre war niemand würdig das Kleinod zu hüten, das Engel schwebend in der Luft hielten, bis Titurel auf dem Berge Montsalvage in Biscaya eine Burg für die Hüter des Grals und einen Tempel für das Heiligtum selbst erbauete. Die Fläche des Berges, welche von Onyx war, wurde glatt geschliffen, daß sie leuchtete wie der Mond, und auf dieselbe wurde durch des Grales Kraft über Nacht der Grundriß der Burg und des Tempels gezeichnet. Der Tempel war rund und hatte 100 Klafter im Durchmesser. Sechsundbreißig Türme von je sechs Stockwerken überragten die zweiundsiebzig Kapellen; in der Mitte erhob sich ein doppelt so hoher Turm. Die Deckengewölbe waren blauer Saphir, als Sinnbild der Sündenvergebung, und grüner Smaragd. Die goldfarbne Sonne und der silberweiße Mond waren im Kuppelgewölbe in reinstrahlenden Diamanten und Topasen dargestellt, so daß das Innere auch bei Nacht in wunderbarem Glanze funkelte und leuchtete; die Fenster bestanden aus Krystall und farbigen Edelsteinen, auf denen Gemälde entworfen waren; wasserheller Krystall war das Estrich, und unter diesem sah man, von Onyx gefertigt, alle Tiere der See, als ob sie lebten. Die Türme waren von edelm Gestein und die Dächer von Gold; auf jedem Turme stand ein krystallnes Kreuz und auf diesem ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen, aus rotem Golde geschlagen und weithin funkelnd, so daß er von ferne, da man das Kreuz nicht sehn konnte, in der Luft zu schweben schien. Der Knopf des Hauptturmes aber war ein riesiger Karfunkel, der weithin in den Wald auch bei Nacht leuchtete, so daß er den Templeisen, den Rittern vom Gralstempel, als Leitstern diente. In der Mitte dieses Tempelbaues, im kostbaren Sakramenthäuslein, wurde der heilige Gral selbst aufbewahrt. Ein dichter

Wald von Ebenholzbäumen, Cypreſſen und Cedern umgab 60 Raſten weit die Burg, und ungerufen konnte niemand hindurchdringen. —

Parzival, aus königlichem Geſchlecht ſtammend, wurde nach dem frühen Tode ſeines Vaters von der beſorgten Mutter, der aus dem Königsſtamme der Gralshüter entſproßnen Herzeloide, in einer Einöde erzogen; einem künftigen Einſiedler gleich, ward er fern von aller Berührung mit der Welt gehalten, denn die Mutter fürchtete, der Sohn möge gleich dem tiefbetrauerten Vater, von Thatenluſt gedrängt, ruhelos von Kampf zu Kampf und in einen frühen Tod ſtürmen. In kindiſchem Spiel ſchnitzte ſich der Knabe Bogen und Pfeile und erlegte die ſingenden Waldvögel; bald aber, wenn er einen der armen Sänger getötet hatte, brachen bittre Thränen aus ſeinen Augen, daß der liebliche Sang durch ſeine Hand verſtummt war. Seitdem lauſchte er, ſtumm und regungslos unter den Bäumen liegend, dem Vogelſange, und es ward ihm wohl und weh in der kindlichen Seele, und ſein junges Herz ſchwoll hoch auf, ſo daß er weinend zur Mutter eilte, ihr ſein Leid zu klagen, und wußte doch nicht was. Um ihn zu prüfen, gab die Mutter vor, ſie wollte alle Vögel, die ihr Kind zu ſo tiefem Leide aufregten, töten laſſen, aber Parzival erbat Frieden für ſie, und die Mutter küßte ihn und ſprach: „Wie ſollte ich des höchſten Gottes Friedegebot brechen? Sollen die Vögel durch mich ihre Freude verlieren?“ „O, was iſt Gott?“ fragte der Knabe und die treue Mutter antwortete: „Er iſt lichter als der klare Tag, einſt aber hat er Antlitz angenommen gleich Menſchenantlitz. Zu ihm ſollſt du dereinſt flehen in deiner Not, denn er iſt getreu. Aber es giebt auch einen Ungetreuen, den wir der Hölle Wirt nennen, von dem ſollſt du deine Gedanken abwenden und auch vor des Zweifels Wanken dich hüten!“

Der Knabe pflegte des Waidwerkes und wuchs zum ſtarken Jüngling heran; da vernahm er eines Tages auf einer einſamen Berghalde einen ſchmalen Fußpfad entlang Hufſchläge. Er dachte: „Iſt das etwa der Teufel? Vor ihm fürchtet ſich die Mutter ſo ſehr; ich dächte ihn wohl zu beſtehn.“ Aber es waren drei von Kopf bis zu Fuß glänzend gewaffnete Reiter auf ſtolzen Roſſen, welche jetzt an den Jüngling heranritten, und mit einem Male ward die ferne, fremde Welt in all' ihrer Herrlichkeit vor dem innern Auge des in der Waldeinſamkeit aufgewachſenen Jünglings aufgeſchloſſen, er meinte, ein jeder dieſer Ritter wäre Gott. Jetzt war kein Halten mehr, er mußte hinaus, hinaus aus dem grünen ſtillen Dunkel ſeines Waldhauſes, hinaus aus den zärtlich den Sohn umſchlingenden Armen der treuen Mutter, hinaus in die glänzende Ritterwelt zu frohem Ritte durch alle Lande, zu freudigem Kampfe und ruhmvollem Siege, hinaus an König Artus' Hof, zu der Blüte aller Ritterſchaft. Die Mutter konnte des Sohnes plötzlich

erwachte Wanderluſt nicht beſiegen und rüſtete ihn zur Fahrt. Aber ſie wünſchte nicht, ihm in der Welt einen zu freundlichen Empfang zu bereiten, damit er nicht der Rückkehr vergäße, und gab ihm drum nicht ritterlichen Schmuck, ſondern eines Thoren Gewand, aus Sacktuch und Kälberfell genäht; und ſo, andern ein Gegenſtand des Lachens, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ritt Parzival fort. Der liebenden Mutter brach der Abſchied von dem Sohne das Herz; ſie küßte ihn und lief ihm nach; als er aber ihren Blicken entſchwunden war, ſank ſie zuſammen, und ihre Augen ſchloſſen ſich für immer. Indes gelangte Pazival an den Hof des Königs Artus nach Nantes, woſelbſt die herrlichſten Ritter verſammelt waren. Beſonders berühmt waren die zwölf Ritter der Tafelrunde wegen höchſter Tapferkeit und vielfacher Rittertugend. Sie hatten ihren Namen von einem runden Tiſche, an dem ſie zuſammen aßen. Gern hätte Parzival ſich hier durch ritterliche Thaten ausgezeichnet; es gelang ihm auch, gleich im Anfang die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, aber nur durch den lächerlichen Aufzug, in dem er erſchien, der eine Fürſtin zum Lachen brachte, die bis zu dem Tage noch nie gelacht hatte. Wenig wußte er aber von dem, was ein Ritter braucht, denn abſichtlich hatte ſeine Mutter es ihm fern gehalten; unbekannt mit weltlicher Luſt, unbekannt ſelbſt mit ſeiner Familie ſollte er in der Einſamkeit aufwachſen. So geſchah es, daß er, ohne zu wiſſen, was er that, einen Verwandten erſchlug, ihm das Schwert nahm und ſo Leichenraub beging. Ein alter Ritter nahm ſich hierauf mitleidig des Jünglings an, lehrte ihn, was für einen höfiſchen Mann ſich ziemt im Krieg und im Frieden, und warnte ihn unter anderm ernſtlich vor unnützen Fragen. Dann zog Parzival als tapferer Ritter der bedrängten Königin Conduiramur zu Hülfe, und die befreite Fürſtin belohnte ihn mit ihrer Hand. Aber nicht gar lange verweilte er bei ihr, der Wandertrieb ward wieder mächtig in ihm, und Herzensſehnſucht trieb ihn, nach der verlaſſnen Mutter zu ſehn, von deren Tod er noch keine Kunde hatte. In Thränen ließ er ſeine junge Gattin zurück. —

Nach ſchnellem, zielloſem Ritte gelangte Parzival abends zu einem See, wo er Fiſcher nach der Herberge fragte. Der eine von ihnen, reich gekleidet, aber traurig, wies ihn zu einer nahen Burg, der einzigen, die er weit und breit finden werde, dort wolle er ſelbſt den Wirt machen. Parzival kam vor dem Burgthore an, und da er von dem traurigen Fiſcher geſendet war, wurde er eingelaſſen. In der Burg öffnete ſich vor ſeinen erſtaunten Augen eine nie geſehene Pracht und Herrlichkeit. In einem weiten Saale mit hundert Kronleuchtern ſaßen auf koſtbaren Ruhebetten vierhundert Ritter; Aloëholz brannte auf drei marmornen Feuerſtätten in hellen wohlriechenden

Flammen. Eine ſtahlblanke Thür that ſich auf, und ein Zug edler Frauen trat heraus. Voran vier Fürſtinnen mit goldnen Leuchtern, dann acht Jungfrauen in grünem Sammet, die eine durchſichtige funkelnde Tiſchplatte von Granitſtein trugen, andre folgten mit ſilbernem Gerät, und zuletzt kam die ſchönſte, die jungfräuliche Herrin Répanse de joie in den Saal. Sie trug ein Gefäß von wunderſam funkelndem Stein, welches ſie vor dem König niederſetzte. Inmitten all dieſer Herrlichkeit wohnte das tiefſte Leid; in Pelzwerk gehüllt, ſaß traurig und an ſchweren Wunden ſiech der König auf ſeinem Ruhebette, und als eine bluttriefende Lanze von einem Knappen durch den Saal getragen wurde, brach allgemeines Wehklagen aus. Parzival ſaß dem Könige zunächſt, aber er fragte nicht, was dies alles bedeute, er hatte kein Wort des Mitgefühls für ſeinen gütigen Wirt. Sein natürlich gutes Herz, das einſt um die Vögel trauerte, die er im Walde ſchoß, war jetzt durch die Lehren des alten Ritters eingeengt, die er ebenſo wörtlich in ſeiner Unſchuld befolgte, wie einſt die Vorſchriften ſeiner Mutter. Sogar als der König ihm ein Schwert ſchenkte und dabei ſelbſt ſeiner Verwundung erwähnte, unterdrückte er ſein menſchliches Mitleiden, um nicht unhöflich neugierig zu erſcheinen, und lud ſo eine Sünde auf ſich, um den weltlichen Geſetzen des Rittertums gehorſam zu ſein. Durch die geöffnete Thür zum Nebenzimmer ſah Parzival einen Greis mit ſchneeweißen Haaren auf einem Bette ruhen. Er war in der Burg des Grales angekommen und wußte es nicht. Das wunderbare Geheimnis, der Gral ſelbſt, ſtand vor ihm, der Greis im Nebenzimmer war ſein eigner Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel, der ſieche König war ſein Oheim Anfortas, der in weltlich unheiligem Kampfe von einem vergifteten Speer verwundet war, aber im Anſchauen des Heiligtums am Leben erhalten wurde, die jungfräuliche Fürſtin, die Trägerin des Grales, war die Schweſter ſeiner Mutter Herzeloide. Er war inmitten der Seinen, und höfiſche Weltſitte hinderte ihn es zu erfahren, er war nahe dem höchſten Heil, aber er fragte nach nichts, und ahnungslos und zufrieden mit ſich ging er zur Ruhe. Aber am andern Morgen fand er Kleider und Schwert vor ſeinem Bette liegen, ſein Roß im Hofe geſattelt und angebunden, und menſchenleere Öde herrſchte in den weiten Sälen und Höfen der wunderbaren Burg. Parzival ritt fort; als er aber das Thor im Rücken hatte, höhnte ihn ein Knappe von der Burgmauer herab, daß er unbeſonnener Weiſe nicht gefragt habe. Unwillig gab er dem Roß die Sporen und ſuchte den unheimlichen Abſchiedsgruß zu vergeſſen. Da traf er mit Erſtaunen auf ſeinem Wege ſeine Pflegeſchweſter Sigune in tiefer Trauer um ihren erſchlagnen Bräutigam. Von ihr erfuhr er nun erſt, wo er geweſen war und wie ſchwer er gefehlt hatte. Wohl iſt das Heil von

oben, das der Gral vorſtellt, in die Welt gekommen; viele giebt es, die nicht danach fragen, irdiſche Zwecke verfolgen und achtlos an dem Göttlichen vorübergehn; aber nur denen wird es gegeben, die danach ſuchen. In tiefem Sinnen ritt Parzival nun von dannen und plötzlich ſah er im Schnee ſeines Weges drei Blutstropfen rot glänzen. Und die Tropfen erinnerten ihn an die Thränen der verlaſſnen Gattin Conduiramur, und wie ein ſchwerer Traum überfiel ihn plötzlich in weiter, wilder Welt ein überwältigendes Heimweh. Noch Jahre ſollten vergehn, bis er die Verlaſſene wiederſah, aber dann ſollten ihm die drei Tropfen wieder in die Erinnerung kommen, wenn er die Mutter und ihre Zwillingsknaben, alle drei ihm teuer wie ſein Herzblut, wiederfände. So erkennen wir Träume und Gedanken der Kindheit wieder, wenn ſie uns lange nachher im Leben eintreffen, oder wie ein alter Mann, als er die untergehende Sonne anſchaut, ſich heimlich beſinnt, daß er ſie ſchon einmal ebenſo als ein Kind, ſitzend auf einem Hügelchen, und ſeitdem nicht wieder ſo betrachtet hat; er weiß, daß ſie vor ihm geſchienen, ehe er zur Welt geboren wurde, und denkt daran, daß ſie bald auf ſein Grab ſcheinen werde.

Wohl ſollte Parzival jetzt ſeinen vordem höchſten Wunſch erreichen; König Artus ſandte ſeine Boten, um ihn unter die Ritter der Tafelrunde aufzunehmen. Aber in ſeiner Seele wohnt nur Sehnſucht nach ſeiner Gattin, und ſchwerer Zweifel ängſtigt ihn um das verlorne Heil, um die verſäumte Pflicht; die Herrlichkeit der Welt hatte ihren Zauber verloren. Jahrelang irrte der gute Ritter ſo umher, nach Gott fragte er nicht mehr, nur der Gedanke an ſeine Gattin beherrſchte ihn. Selbſt am großen Trauertage aller Chriſten, am Karfreitag, gedachte er nicht Gottes. Da kam er zu einem Einſiedler, in welchem er ſeinen Oheim entdeckte. Von dieſem erfuhr er, daß eine alte Inſchrift im Gralsheiligtum weisſage: einſt werde ein Ritter kommen, der nach dem Leiden des Königs und nach dem Gral fragen werde, und durch die Frage werde er ſich als den bezeichnen, dem Anfortas das Königtum im Gral übergeben könne. Das iſt Parzival ſelbſt geweſen, und jetzt iſt ihm die Aufgabe geſtellt, das Heil, das er unbewußt verſäumt, mit bewußtem Ernſt wieder aufzuſuchen. Gleichgültig zog er an ritterlichen Abenteuern vorbei, und doch war er noch immer der tapfere Ritter wie früher und bewies es, als er, ohne ihn zu erkennen, mit dem tapfern Gawein, einem Genoſſen von der Tafelrunde, in Kampf geriet und ihn beſiegte. So begriff er, daß nicht nur träumende Gedanken, ſondern tapfere Thaten zum Heile führen. Ein weiterer Kampf, den er diesmal für Gawein beſtand, verſchaffte ihm die höchſte irdiſche Ehre, Ritter der Tafelrunde zu werden.

Er aber war jetzt gereinigt und ſeine Buße war vollendet. Er wurde

wieder in die Gralsburg eingeführt und erlöste durch die Frage nach dem Leiden seines Oheims diesen von seinen Schmerzen, und voll Freude geleitete sein Oheim ihn zu seiner Gattin Conduiramur. Es war Morgen; sie schlief mit den beiden Knäblein im Arm, und zum ersten Mal erblickte Parzival seine Kinder. Als König und Königin des Grals herrschten beide, und ihr ältester Sohn Lohengrin war zu seinem Nachfolger bestimmt. Wie sein Vater, befreite er eine bedrängte Fürstin, Elsa von Brabant, zu der ein Schwan ihn geführt hatte, und wurde ihr Gatte. Aber der Gralsritter mußte seiner Gattin die Bedingung stellen, nie nach seinem Namen zu fragen. Sie vermochte ihre Neugier nicht zu beherrschen, und so war Lohengrin gezwungen, sie wieder zu verlassen. Seine ferneren Schicksale sind unbekannt, und als die Menschen zu weltlich wurden, fanden sie den Weg zum Gral nicht mehr.

## 42. Die Weiber zu Weinsberg.

Von den Brüdern Grimm.

Als König Konrad der Dritte den Herzog Welf geschlagen hatte (im Jahre 1140) und Weinsberg belagerte, so bedingten die Weiber der Belagerten die Übergabe damit, daß eine jede auf ihren Schultern mitnehmen dürfte, was sie tragen könne. Der König gönnte das den Weibern. Da ließen sie alle Dinge fahren, und nahm eine jegliche ihren Mann auf die Schulter und trugen den aus. Und da des Königs Leute das sahen, sprachen ihrer viele, das wäre die Meinung nicht gewesen und wollten das nicht gestatten. Der König aber lachte und that Gnade dem listigen Anschlag der Frauen. „Ein königlich Wort," rief er, „das einmal gesprochen und zugesagt ist, soll unverwandelt bleiben."

## 43. Der hartgeschmiedete Landgraf.

Von den Brüdern Grimm.

In Ruhla im Thüringerwald liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen: er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demütig gegen jedermann; da huben seine Junker und Edelinge an stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schatzten sie aller Enden. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild

an; dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich darnach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug, wer er wäre. „Des Landgrafen Jäger.“ Da sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! Wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen, des barmherzigen Herrn!“ Ludwig schwieg und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich heut; in dem Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen.“ Der Landgraf ging beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlag: Landgraf werde hart, Landgraf werde hart wie dies Eisen! Und schalt ihn und sprach weiter: „Du böser, unseliger Herr! Was taugst du den armen Leuten zu leben? Siehst du nicht, wie deine Räte das Volk plagen und mähren dir im Munde?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übten. Klagten dann die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hilfe thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennten ihn Landgraf Metz und hielten ihn gar unwert. Unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe ins Garn und die Amtleute die roten Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel. Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu den Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er an bis zum Morgen; aber der Landgraf fassete alles zu Ohren und Herzen und ward seit der Zeit scharf und ernsthaftig in seinem Gemüt, begunnte die Widerspenstigen zwingen und zum Gehorsam bringen. Das wollten etliche nicht leiden, sondern bunden sich zusammen und unterstunden sich gegen ihren Herrn zu wehren.

## 44. Ludwig ackert mit seinen Adligen.

Von den Brüdern Grimm.

Als nun Ludwig der Eiserne seiner Ritter einen überzog, der sich wider ihn verbrochen hatte, sammelten sich die andern und wollten es nicht leiden. Da kam er zu streiten mit ihnen bei der Naumburg an der Saale, bezwang und fing sie und führte sie zu der Burg; redte seine Notdurft und strafte sie hart mit Worten: „Euren geleisteten Eid, so ihr mir geschworen und gelobet, habt ihr böslich gehalten. Nun wollte ich zwar eure Untreue

wohl lohnen; wenn ich's aber thäte, spräche man vielleicht, ich tötete meine eigenen Diener; sollte ich euch schatzen, spräche man mir's auch nicht wohl; ließe ich euch aber los, so achtetet ihr meines Zornes fürder nicht." Da nahm er sie und führte sie zu Felde und fand auf dem Acker einen Pflug: darein spannete er der ungehorsamen Edelleute je vier, ackerte mit ihnen eine Furche, und die Diener hielten den Pflug; er aber trieb mit der Geißel und hieb, daß sie sich beugten und oft auf die Erde fielen. Wann dann eine Furche geackert war, spannte er vier andere ein und ackerte also einen ganzen Acker, gleich als mit Pferden und ließ darnach den Acker mit großen Steinen zeichnen zu einem ewigen Gedächtnis. Und den Acker machte er frei dergestalt, „daß ein jeder Übelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, daselbst solle frei sein; und wer die Freiheit brechen würde, sollte den Hals verloren haben;" nannte den Acker den Edelacker, führte sie darauf wieder zur Naumburg, da mußten sie ihm auf ein neues schwören und hulden. Darnach ward der Landgraf im ganzen Lande gefürchtet, und wo die, so im Pflug gezogen hatten, seinen Namen hörten nennen, erseufzten sie und schämten sich. Die Geschichte erscholl an allen Enden in deutschen Landen, und etliche scholten den Herrn darum und wurden ihm gram; etliche scholten die Beamten, da sie so untreu gewesen; etliche meinten auch, sie wollten sich eh' haben töten lassen, denn in den Pflug spannen. Etliche auch demütigten sich gegen ihren Herrn, denen that er gut und hatte sie lieb. Etliche aber wollten's ihm nicht vergessen, stunden ihm heimlich und öffentlich nach Leib und Leben. Und wann er solche mit Wahrheit hinterkam, ließ er sie hängen, enthaupten und ertränken und in den Stöcken sterben. Darum gewann er viel heimliche Neider von ihren Kindern und Freunden, ging derohalben mit seinen Dienern stätig in einem eisernen Panzer, wo er hinging. Darum hieß man ihn den eisernen Landgrafen.

---

## 45. Schilderung einer deutschen Stadt nach 1300.

Freytag.

Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Aus der Heide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur in ihre Gemarkung in weitem Kreise umzieht, der Wall ist mit Dornengebüsch besetzt, um die Feinde abzuhalten. Über die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Warttürme, schmucklose Steinbauten, zuweilen mit hochgelegner Thür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt sich die Stadt,

die Morgensonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem riesigen Holzgerüst des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Türmen. Sie stehen, aus der Ferne betrachtet, dicht gedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathaus, auch zwischen den Häusern, als Überreste alter Befestigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neueren Teile scheidet; dann hat die innere Mauer auch Thore, die bei Nacht zu großer Belästigung der Bürger noch geschlossen werden. Sehr groß ist die Zahl der Mauertürme, und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen 100, Frankfurt zwischen 60 und 70, kaum eine menschenreiche Stadt weniger. Diese Türme, quadratisch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, sind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, vielleicht mit zinnernen Knäufen versehn, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker springen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben, sie sind zum Teil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallnen Kugeln geschmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buschreiter, welcher von seinem Klepper auf den ungeheuren Steinkasten schaut, denkt begehrlich bei blinkenden Kreuzen und Knöpfen an die tausend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer seinem Wunsche vorenthält. Aber zwischen ihm und der Stadt steht auf einer Anhöhe der Rabenstein, und schwarze Vögel fliegen dort um formlose Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Äcker, Weiden und Gemüsegärten. Noch außerhalb der Mauern sind Menschenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrscheinlich Landbesitz eines Patriciers, auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf luftigen Stellen drehn nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel; wo ein Bach durch Wiesen läuft, klappern die Räder der Wassermühlen. Liegt die Stadt an größerem Fluß, dann sind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radschaufeln im Schutz der Mauern und Türme gebaut, damit die Stadt in einer Notzeit des Brotes nicht entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, so hat sie unten schwache Eisblöcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Türmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung steht wohl das Bild des Schutzheiligen mit Kruzifix und einem Opferstock, in welchen der Bürger, stolz auf seine stattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt sind alle größern Thore; um das Außenthor steht ein festes Werk oder ein dicker Turm, dahinter liegt die Brücke über den breiten Stadtgraben, in welchem der Rat Fische hält trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet ſicher zuerſt dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsſtädten treibt der Bürger Landbau. Wieſen, Weiden, Äcker, Weinberge gehören zur Stadtflur, die meiſten Häuſer, auch vornehme, haben in engem Hofraume Viehſtälle und Schuppen. Der Schlag des Dreſchflegels wird um 1350 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathaus gehört, unweit der Stadtmauern ſtehn Scheuern und Stadel, jedes Haus hat ſeinen Getreideboden und häufig einen Kelterraum. Denn der Weinbau wird damals in faſt ganz Deutſchland verſucht, nicht nur in Thüringen, auch in der Mark und Pommern, ja ſogar in dem neuen Ordensland Preußen. Begeht die Stadt frohe Weinleſe, ſo rücken Bewaffnete in das Feld, damit die ſchwärmenden Städter vor einem Überfall ſicher ſind. Von außen ſieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalaſt eines Rieſenkönigs, von dem kleinen Platz am Binnenthor wie ein großes Dorf trotz der höheren Häuſer. In den Gaſſen traben die Kühe, ein Schäfer führt mit ſeinem Hunde die Schafherde auf die nahen Höhen, auch im Stadtwald weidet das Vieh, aber das wird gerade in dieſem Jahrhundert als ſchädlich für das Holz erkannt und hier und da verboten, ja kluge Städte ſäen ſogar Wald an, z. B. Nürnberg, i. J. 1368 mehrere hundert Morgen. Große Flüge von Tauben heben ſich aus den Gaſſen, ſie ſind Lieblinge der Bürger, ſeltene Arten werden geſucht, einer ſucht ſie dem andern abzufangen, und der Rat hat zu ſchlichten. Noch mehr Mühe machen dem Rate die Borſtentiere und ihr Schmutz, denn die Schweine fahren durch die Hausthüren in die Häuſer und ſuchen auf dem Wege ihre unſaubere Nahrung; der Rat verbietet zuweilen Schweinſtälle an der Straße zu bauen, z. B. 1421 in Frankfurt, — auch im reichen Ulm laufen die Schweine übelriechend auf den Straßen umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagsſtunde von 11—12 beſchränkt wird. In den Flußarmen, welche durch die Stadt führen, hat das Vieh ſeine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verengt den Weg für Menſchen und Karren. Da fehlt auch der Miſt nicht, auf abgelegnen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt ſich einmal zu einem Kaiſerbeſuch oder einer großen Meſſe ſchmückt, dann läßt ſie, um ſäuberlich auszuſehn, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, ſondern auch den Dünger von Straßen und Plätzen der Stadt ſchaffen.

Die Hauptſtraßen der Stadt ſind hier und da gepflaſtert, längs der Häuſer beſondre Steinwege, und vornehme Städte wie Aachen, Nürnberg, Ulm halten ſtädtiſche Pflaſterer und laſſen ſich die Straßenbeſſerung etwas koſten. Aber nicht überall war man ſo weit; in Frankfurt wurden die Hauptſtraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine

gebessert, doch muß der Weg oft schwierig gewesen sein; es gab für die Domherrn eine gesetzliche Entschuldigung beim Konvent zu fehlen, wenn der Straßenschmutz arg war. Wurde auf einem Platze der Stadt ein Fest gefeiert, ein Stechen oder Schauspiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt, dasselbe durfte jeder Bürger vor seinem Hause thun. Wer bei schlechtem Wetter ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Ratsherrn wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen sind die Brunnen häufig; es sind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer, wird der eine heraufgewunden, so fährt der andre zur Tiefe; wo gutes Wasser fehlt, sind die Städte seit ältester Zeit bemüht gewesen, reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. Oft haben die Bürger darum große Anstrengungen gemacht. Sogar das kleine Gotha hat sich mit Hilfe eines kunstreichen Mönchs eine Wasser- aber wohl zwei Stunden weit über Thäler und zwischen Höhn herzugeführt. Denn an reichlichem Wasser hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für städtische Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollspinner siedelten am Wasser. Deshalb wurde der Fluß oder die nahen Bäche bei Anlage und bei jeder Vergrößerung einer Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauer geleitet und gern die hintere Seite der Höfe an das Wasser geführt. Auf den Plätzen der Stadt standen bei laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall und an gelegnen Stellen gefüllte Wasserbottiche für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr ähnlich moderner Bauweise sind die Straßen der Stadt, sie ziehn sich in der Mehrzahl enge gewunden dahin, die Häuser sind oft klein, von Fachwerk gebaut und mit Stroh gedeckt, — 1351 wurden in Erfurt Bretter- und Strohdächer verboten, aber 1362 ließ der Rat in Frankfurt bei seinen Bauten selbst noch mit Stroh decken. Die Häuser stehn mit dem Giebel nach der Straße, in der Regel nicht dicht aneineinander; denn zwischen ihnen sind Schlupfe, in denen das Regenwasser herabgeleitet wird. Über der Thür hängt an einem Schilde das gemalte Zeichen des Hauses, und oft wird der Besitzer nach seinem Hausbilde genannt. Die Häuserlinie läuft nicht glatt und senkrecht, ein Oberstock oder zwei springen über das untere Stockwerk vor, und darin sind wieder Erker und Söller. An dem Erdgeschoß der Häuser aber sind auf der Straße Schuppen und Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen sich auf die Straße, und die Kellerhälse ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieser Zeit den Rat, und er befiehlt vielleicht, sie sämtlich auf einmal abzubrechen. Zwischen den kleinen Häusern

ſtehn einzelne größere Steinbauten im Beſitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, ſie ſind aber ſelten; ihre feuerfeſten Gewölbe und die Steinzieraten ihrer Front ſind der Stolz ihrer Beſitzer. In den Städten der Niederſachſen, Thüringer und Franken iſt alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten obern Stockwerke durch Pfeiler geſtützt wird, dann entſteht ein gedeckter Gang, die Lauben, welche an Hauptſtraßen und Markt geſchützten Durchgang geſtatten. Nach großen Feuersbrünſten beſchließt eine Stadt wohl, daß alle neuen Häuſer aus Ziegeln erbaut werden, aber auf die Länge iſt das nicht durchzuſetzen, auch in den ſtolzeſten Reichsſtädten ſtehn an den Hauptſtraßen neben größeren Neubauten ſehr kleine und verfallne Häuſer. Aber zwiſchen den Strohdächern erheben ſich großartige Kirchen, an denen die Bürgerſchaft mit Stolz zeigt, was Geld und Arbeit bei ihr vermag. Unter den alten Kaiſern der Sachſen, Franken, Hohenſtaufen ſind die Gotteshäuſer mit edeln Kuppeln, ſtarken Säulenreihen und hohem Mittelſchiff aufgerichtet worden, jetzt aber baut nach verändertem Geſchmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und ungeheuren Fenſtern, die durch Glasgemälde geſchloſſen werden, mit hohen Spitztürmen, deren kunſtvolle Gliederung und durchbrochne Steinmetzarbeit über alle andern Türme gegen die Wolken ragen ſoll. Es iſt ein rieſiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geſchlechter. Der Meiſter, welcher den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes ſchauen werden, denn das Leben wird teurer, die Genüſſe mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer. Auch für ihr eignes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein ſchönes Rathaus, zierlich und ſchmuckvoll, darin einen großen Feſtſaal. Aber zwiſchen Dom und Rathaus iſt eine kunſtloſe Waſſerpfütze mit ſchwimmenden Enten, und daneben ſteht der deutſche Dorfbaum, die alte Linde. Sie iſt dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo ſeine Stadt noch nicht war und wo die Waldvögel in den Zweigen ſangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge ſitzen und im Winter die Krähen. In dem neuen Stadtteil liegen zwiſchen den Häuſern Gärten für Gemüſe, Obſt und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelke, Lack, Roſe und Lilie; dort ſtehn auch Sommerhäuſer. —

Der Morgen wird den Bürgern durch Geläut verkündet, und die Glocken der zahlreichen Gotteshäuſer tönen faſt den ganzen Tag hindurch; bald mahnt die eine, bald die andre zum Gebet und Kirchgang. Ihr Ton iſt dem Bürger herzlich lieb, er umklingt ihm das ganze Leben, wie er ſeinen Vorfahren gethan; unten ändert ſich unabläſſig der Menſchen Treiben, von der Höhe ruft immer dieſelbe Stimme. Wenn der Heimkehrende den

Glockenklang ſeiner geliebten Stadt auf dem Felde hört, dann hält er ſtill und betet. Darum ehrte der Deutſche ſeine Glocken wie lebende Weſen; er gab ihnen Frauennamen, den großen am liebſten die Namen Anna, Suſanna, und er war geneigt, ihnen ein geheimnisvolles Leben anzudichten. Denn ſie läuten noch in verſunkener Stadt, tief unter der Erde oder im Waſſer, ja ſie ſteigen dann zuweilen aus der Tiefe herauf bis an das Sonnenlicht.

Aber während der Bürger gedankenvoll dem hergebrachten Läuten ſeiner Glocken lauſcht, wird ein neuer Gruß derſelben, den ſie gerade in dieſem Jahrhundert lernen, der bedeutſamſte von allen, ſo ſchnell alltäglich, daß nur ſelten ein Chroniſt ſeiner erwähnt. Die Turmuhren werden allmählich eingeführt. Bis zu ihnen hat nur das Geläut die neun Tageszeiten der Kirche gemeldet und daneben das Horn oder die Trompete der Türmer. Die Sonnenuhr und vielleicht eine große Sanduhr am Rathauſe haben den Verlauf der Stunden von 1 bis 24 gewieſen, in die nach römiſchem Brauch Tag und Nacht geteilt war. Im vierzehnten Jahrhundert war die Kunſt der Turmuhren bereits erfunden; ſie ſcheint in Deutſchland ſich nur langſam verbreitet zu haben; wir erfahren in dieſer Zeit kaum, wann die Uhr zuerſt in einer Stadt geſchlagen. Aber ſeit dies Zifferblatt weiſt, zählen die Bürger nach 12 Stunden wie wir und gewöhnen ſich bei Berichten über Erlebtes, die Tageszeit in Stunden anzugeben.

Die Stadt hat ihren Markttag, am Rathauſe iſt die rote Fahne ausgeſteckt; ſo lange ſie hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Thoren ziehn die Landleute der Umgegend herein, auch die Landbäcker und Metzger, welche heut an beſonderen Plätzen feil halten dürfen. Auf Ständen, Tiſchen, in Krambuden und den Stadtbänken ſind die Waren ausgelegt. Das kleine Handwerk der Stadt zeigt heut den Fremden und Einheimiſchen, was der Fleiß des Bürgers in dieſer Woche geſchaffen. Jeder ältere Handwerker wußte damals, daß ſein Handwerk ſeit Menſchengedenken große Veränderungen erfahren hatte, denn überall änderte die Mode. Die Riemer, Sattler und Beutler hatten ſich getrennt, und die letzteren verfertigten Handſchuhe und zierliche Ledertaſchen für die Frauen und parfümierten ſie mit Ambra; die Glaſer, ſonſt geringe Werkleute, waren hoch heraufgekommen; ſie verſtanden durchſichtiges Glas in den ſchönſten Farben zu verfertigen, ſie ſetzten dieſe Farben kunſtvoll in Blei zu Bildern zuſammen, malten Geſichter und Haare, ſchattierten die Gewänder mit dunkler Farbe und ſchliffen helle Stellen aus. Die Schneider, eine ſehr wichtige und anſehnliche Innung, waren zumeiſt durch die Mode geplagt; ſchon damals war die Klage, daß ein Meiſter, der im vorigen Jahr noch zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt gar nichts mehr galt, weil er die Kunſt der neumodiſchen

gerissenen und geschlitzten Kleider nicht verstand. Sogar die Schuster waren sehr kunstreich geworden; ihr Handwerk war schwierig, sie hatten Schnabelschuhe zu nähen von buntem Leder, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahns herabhingen. Es war Rittertracht; der Rat wollte für die Bürger nur geringe Länge der Schnäbel zulassen, aber das war vergeblich, die Zierlichkeit war nicht aufzuhalten. — Auch das Publikum hatte ein Gefühl, daß es mit der Kunst und Erfindung rasch vorwärts ging, und wenn der Predigermönch Denkwürdigkeiten in die Jahrbücher seines Klosters eintrug, bemerkte er neben den politischen Ereignissen nicht nur, daß er selbst einen großen Atlas auf zwölf Pergamentblätter gezeichnet und daß die Schreiberin eines benachbarten Nonnenklosters ein ganzes Buch mit einer einzigen Feder geschrieben hatte, sondern auch, daß der Töpfer gestorben war, der im Lande zuerst thönernes Geschirr mit Glas umkleidete, und daß ein Meister einen kostbaren Käfig um dreißig Pfund Silbers für den Vogel des Königs verkauft habe. Auch Wappen besaßen die Innungen, die an die Häuser gemalt wurden; so sahen die Weißbäcker freudig auf ihre gekrönte Brezel, denn sie wurde von zwei schreitenden Löwen gehalten, welche in den andern Pranken ein Schwert hielten; das war ihnen von Kaiser Karl VI. wegen ihres Löwenmuts zugeteilt worden.

An dem Stadtthor ist Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang passieren soll, wird von den Thorhütern sorglich beschaut wegen der Waren, und daß keine Arglist eingefahren werde. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen; ihr Inhalt ist unter einer Leinwanddecke verborgen; es ist wertvolles Kaufmannsgut, eine schwere Ladung, denn viele Pferde waren nötig, um die Wagen auf den schlechten Wegen fortzuschaffen; bewaffnete Reiter des nächsten Landesherrn haben der Karawane das Geleit bis an die Stadtmark gegeben. Sorgenvoll hat der Eigentümer die Ankunft erwartet; er ist bis an die Grenze entgegengeritten und zieht jetzt freudig bei den Wagen ein mit Trabanten der Stadt und seinen Knechten. Der Zug windet sich mühsam durch die Straßen bis zur Ratswage, wo die Waren gewogen werden und ihre Steuer entrichten. Es ist gute Teilnahme in der Bürgerschaft und am Rathause bemerkbar, und der Kaufherr wird viel beglückwünscht. Denn obgleich dieser Kaufmann seine Feinde hat und der Handwerker wenig Untugenden christlicher Menschen so sehr haßt als den Hochmut seiner Geschlechter, so ist glückliches Einbringen einer wertvollen Ladung in die Stadtthore ein ebenso freudiges Ereignis, als die Heimkehr eines Schiffes aus dem Nordmeer.

Durch die Marktleute und Buden reitet ein edler Herr aus der Umgegend

mit seinem Gefolge ein, darunter auch Frauen zu Pferde, und steigt vor ansehnlicher Herberge ab. Kurz darauf schreiten zwei Beamte des Rats würdig durch die Menge, von Dienern gefolgt, welche den Willkommen tragen, die Weinspende, womit der Rat die Fremden begrüßt. Denn jedem vornehmen und ehrbaren Fremden wird geschenkt, jedem, der irgendwie zum Vorteil der Stadt ihre Mauern betritt. Ist der Fremde ein kleiner Mann, so erhält er das einfache Trinken, d. i. ein Maß oder zwei Seidel Wein. Aber der Ritter, Gelehrte, Prälat, auch die fremde Priorin und Ordensschwester erhält den gewöhnlichen Satz von zwei Trinken, ein Graf in der Regel vier. Kommt aber gar ein Fürst, dann ist es nicht mit dem Wein abgethan; ihm gebührt auch Hafer für seine Rosse, eine Spende an Fischen und Küchenspeise, Gewürz und vielleicht eine Handwerksarbeit, um welche die Stadt berühmt ist. Erwies gar der Kaiser der Stadt die Ehre, dann wurden die Geschenke massenhaft. Der Kaiser erhielt einen goldnen Becher oder eine Schüssel, gefüllt mit Goldstücken, die Kaiserin ein kleineres Geldgeschenk, außerdem Stücke kostbaren Zeuges, beide viele große irdne Krüge mit Wein, die Königskinder ebenfalls Becher und Zeug, das ganze Gefolge je nach ihren Würden große oder kleine Becher und immer Wein. Diese Geschenke waren der Stadtkasse die größte Last und ruinierten mehr wie einmal die Finanzen. Aber auf der Straße zogen sich durch das Gedränge der Bürger und Landleute auch fremde Gesellen, welche mit Kaufmannsgut nicht nach Stadtrecht, sondern nach Waldesrecht handelten. Ein Ritter aus der Nähe, gefolgt von seinem Knechte, sah spöttisch auf die Bürger, deren Gesichter bei seinem Anblick sich finster zusammenzogen. Er war ein berüchtigter Wegelagerer, mehr als einmal hatte er der Stadt abgesagt, hatte Bürger gefangen und in seinen Turm gelegt, Bauern der Stadt erschlagen und verstümmelt; die letzte Fehde jedoch war vertragen, er genoß jetzt den Frieden der Stadt, aber er wußte, daß er hier wenig guten Willen fand, und die Bürger argwöhnten, daß er nur eine Gelegenheit erwartete, um aufs neue nach Stadtgut zu jagen. Wohl noch sorgenvoller als der Bürger sah dem hagern Gesellen ein wohlhäbiger Cistercienser nach, der auf seinem Saumtier aus dem Ordensstift eine Meile Wegs nach der Stadt geritten war, um ein Geschäft für den Keller des Klosters zu besorgen. Zwischen seinem Kloster und dem Hause des weißen Dominikaners, der neben ihm stand, war keine Freundschaft, aber die Mönche grüßten einander doch höflich, leise sprechend mit gesenktem Haupt, wie Mönchbrauch war. Auch die Dominikaner der Stadt hatten sich Wein zu Schiffe aus der Fremde kommen lassen und, wie der weiße Mönch versicherte, mit schweren Unkosten. Aber sie konnten doch in dem Vertrauen leben, daß sie selbst ihn austrinken würden, der graue Mönch

vom Lande hatte dies Vertrauen nicht. Und er gestand dem Bruder arge Bedrängnisse seines Klosters durch die Genossen des erwähnten Landbeschädigers.[1])

Denn sie kamen unaufhörlich in Freundschaft zu Gaste. Der eine kam, sich einige Mark Silber zu leihen, ein andrer, um Getreide oder hundert Schafe zu nehmen; einer forderte Bauholz als nachbarliche Beisteuer nach altem Herkommen; wenn das Kloster fischte, schickte der andre leere Tonnen mit ernstem Verlangen, ein dritter begehrte Tuch zum Wamse, das seine Familie aus alter Zeit alle Jahre bekäme, und dabei höhnten diese Schildträger noch die Mönche mit übermütigen Worten. Auch die großen Landgrafen waren Räuber geworden wie ihre Ritter; sie kamen bei Nacht mit Haufen von Jägern und Jagdhunden, die Hunde fraßen so viel Brot, als zwei Knechte tragen konnten, dem Gesinde der Herren aber war das Brot des Klosters zu schwarz, der Wein zu sauer; dann lagen sie die Nacht an der heiligen Stätte, sangen und brüllten gottlose Lieder, und beim Aufbruch entführte der Graf noch den Zelter des Abtes mitsamt dem Sattel. Auch der Räuber kam, der mit seinem Bogen im Walde lag; er forderte den Räubersold und drohte mit hundert Genossen nachts über die Mauer zu springen. Auch die Frauen kamen, Gräfinnen und Ritterfrauen in Karren und Wagen mit schönen Kränzen auf dem Haupt und in reichem Gewande, so oft irgend ein Kirchenfest einfiel oder eine vornehme Leiche. War der Gottesdienst vorbei, der Tote begraben, so verlangten sie, daß ihnen vor der Klausur ein Mahl aufgestellt werde; nüchtern haben sie geweint, und lachend ziehn sie ab. Über solche Leiden klagen die Brüder, während die Bürger bei ihnen vorbeigehn und fromm das Haupt neigen.

Indes knarren die Wagen und handeln die Menschen, bis die Marktfahne am Rathause abgenommen wird oder ein Glöcklein den Markt ausläutet. Da ziehn auf allen Straßen die Karren und Menschen zu den Thoren hinaus, Stadt und Land haben ihren Bedarf ausgetauscht, die Sonne hat freundlich geschienen, der Handwerksmann hat manches Geldstück in seinen Kasten geschoben; auch der Rat ist zufrieden, es ist nur einer tödlich verwundet worden, dagegen einige Markdiebe gefangen, schlechtes Volk, das nirgend daheim ist, der Nachrichter wird keine große Arbeit haben. Die Bürger aber freuen sich des Feierabends in ihren Wohnungen. Einfach ist deren Einrichtung, ihr größter Schmuck sind bunte Glasfenster und ein glasierter Kachelofen. Schränke sind noch selten, Truhen oder Kästen, Tisch, Holzstühle und Bänke sind die Möbel. Weit wichtiger aber als heutzutage war den Menschen die Kleidung. Männer und Frauen sind um die Wette

1) Die folgende Klage stammt aus dem Kloster Pforta in Thüringen.

bemüht, da wo sie vor andern erscheinen, sich kostbar zu halten, und der Verbrauch an bunten und teuren Stoffen ist sehr groß. Dieser Drang, sich vor andern bemerklich zu machen und über die Kräfte stattlich zu erweisen, hängt zusammen mit der Sitte des Mittelalters, jeden Mann auch durch bezeichnende Tracht nach Beruf und Geltung kenntlich zu machen. Wie der Leibeigne, der Jude, der Geistliche seine besondre Kleidung hat, will auch der Fürst, der Ritter, der Kaufmann für sich und seine Frau in Stoff und Schmuck ein Vorrecht haben, und unablässig suchen deshalb andre Kreise dieselbe Auszeichnung auch für sich zu gewinnen. Damals begannen die Kleiderordnungen der Städte und Landesherrn, die erst mit der französischen Revolution aufhörten. Eben so wichtig war vornehme Speise und Trank. Die Kochkunst jener Zeit gedieh am besten in den großen Städten, die Geschlechter hatten zu den heimischen Gerichten fremde eingeführt, Reis in griechischer Weise, französisches Blancmanger, orientalisches Konfekt in Rosenwasser parfümiert. Aber ihre gute Küche wäre uns unerträglich, denn die Vorliebe für starkes Gewürz war übergroß; außer den heimischen Küchenkräutern und dem milden Safran wurden die indischen Baumgewürze in unglaublichen Massen verbraucht, und zu den Geschenken der Stadt an vornehme Gönner gehörten deshalb auch Pfeffer, Zimt, Nägelein und Muskatnuß. Ob uns die Getränke besser munden würden? Im Norden des Thüringer Waldes herrschte das Bier, und fast jede Stadt war auf ihre bessere Sorte stolz; die Erfurter wußten wohl, daß ihr öliges schwarzes Bier dem greisen König Rudolf gefallen hatte. Auch der alte Meth hatte sein Ansehn bewahrt; der Heidehonig dazu wurde durch eine bestimmte Genossenschaft, die Zeidler, gesammelt, und den sauren inländischen Wein trank man gern mit Kräutern, Gewürz und Honig versetzt, als Lautertrank, — eine Erinnerung daran dauert in unserm Maitrank fort; — auch fremder Wein wurde viel eingeführt. Der einheimische aber galt z. B. bei Erfurt noch im Jahre 1300 für so sauer, daß er die eisernen Schnauzen der Gefäße, aus denen er gegossen wurde, abfraß; später wurde das Klima milder und nach 1336 soll er besser geworden sein. Auf der Straße und in der Trinkstube verbrachten die jungen Leute den Abend; Neuigkeiten wurden ausgetauscht, die ein Reisender aus der Ferne zugetragen hatte, daß auf einem Dorfe ein unförmliches Kind geboren sei, daß in Bern ein Weib mit einem Mann im Gottesgericht gekämpft habe, der Mann nach altem Recht in einer Grube, das Weib mit ihrem Schlüsselbund bewaffnet, der Mann sei erschlagen. Auch Familienklatsch fehlte nicht; es war sehr interessant, daß der alte Ratsherr Muffel noch einmal heiraten werde, und nicht immer freundlich wurde das Stadtregiment besprochen. Gern wurden fremde und kunstfertige Tiere

bewundert. Man lief in den Garten der Predigermönche, wo ein Schwein mit Stacheln gezeigt wurde, damit man an ihm Gottes wunderbare Schöpfung schauen könnte. Ein fahrender Mann wies auf dem Markte einen Kasten mit Schlangen, die er angeblich in der Nähe gefangen hatte; sie gehorchten seinem Befehle, tanzten und hüpften. Ein andrer hatte Vögel, welche lachen konnten. Wenn ihr Herr sprach: „Komm Heinrich und lache!“ so trat eins dieser Vöglein vor, neigte den Kopf zur Erde, erhob ihn wieder und lachte herzlich. Sprach dann der Meister: „Lache doch weiter!“ so sprach das Vöglein: „Ich thu's nicht!“ daß die Bürger vergnügt und erstaunt einander ansahn. Auch Kamele waren verschiedene Male im Gefolge der Kaiser nach Deutschland gekommen, sogar ein Mohr war einst im Gefolge eines Bischofs in der Stadt gewesen.

War die Sonne gesunken, dann wurde es finster und leer in den Straßen der Stadt, denn Beleuchtung gab es noch nicht; nur wenn eine Menge vornehmer Gäste am Orte war oder wenn Feindesgefahr drohte, befahl der Rat, eine Laterne vor jedes Haus zu hängen. Auch war es nicht ratsam, nach dem Nachtläuten noch in der Stadt zu wandeln, denn trunkne Gesellen zogen trotz allem Verbote umher und fielen an, wen sie trafen. Endlich schritt nur noch die Stadtwache durch die leeren Gassen und der Nachtwächter, dessen Amt zu den ältesten der deutschen Städte gehörte; der reiche Patricier breitete die seidne Decke von Arras über sein Lager, der Handwerker lag unter dem deutschen Federbett in der Kammer, sein Knecht auf dem Hausboden. Dann bellten die zahlreichen Hofhunde einander zu, und auf dem Turme hielt der Wächter seinen Umgang und spähte in die dunkle Landschaft, bis sein Hornruf und das Frühgeläut der kleinen Glocken den Anbruch eines neuen Arbeitstages verkündeten.

---

## 46. Herzog von Alba auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547.

Schiller.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmut geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg, einen Sauvegardebrief

(Schutzbrief) bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führe. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauvegarde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gutbesetzte Tafel erwarteten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehn, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei und daß bei einem Durchmarsche von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott! (indem sie drohend ihre Stimme anstrengte) Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen

Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Anblick dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem letzteren wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmütigen erworben.

---

## 47. Soldatenleben am Ende des XVI. Jahrhunderts.

Freytag.

(Aus Adam Junghanns von der Olnitz' Kriegsordnung zu Land und zu Wasser. Erschienen 1598.)

Ein jeder Oberst, Rittmeister oder Hauptmann weiß wohl, daß ihm keine Doktoren, Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen böser Buben aus allerlei Nationen und seltsames Volk, das Weib und Kind und alles verläßt und dem Kriege folgt; alles, was Vater und Mutter nicht folgen will, muß allda dem Kalbsfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen, bis man sie in eine Feldschlacht oder Stürmen bringt, wo etliche Tausende auf der Walstatt liegen, erschossen und erstochen, denn eines Landsknechts Leben hängt an einem Haar, und seine Seele sitzet beim Feldzeichen auf dem Hut oder Ärmel. Zudem wächst allezeit bei den Kriegshändeln dreierlei Kraut: das ist scharfes Regiment, fünfzig verbotne Artikel und strenges Urteil, schleuniges Recht; das bringt manchen Mann um seinen besten Hals.

Es ist nicht damit gethan, daß ein Kriegsmann stark, gerade, mannhaft,

tyranniſch, blutgierig, gleich einem grimmigen Löwen thut und ſich für einen Eiſenfreſſer ausgiebt, als wollte er den Teufel allein hängen und verzehren, daß ſeine Mitgeſellen nichts davon abbekommen. Solche Hahnenreißer bringen ſich mutwillig durch ihren dummen Verſtand um ihr Leben und andre gute Geſellen dazu. Ein andrer iſt ein Schnarcher und Pocher, der da ſchnarcht wie ein ungeſtümer Gaul auf der Streu, und wenn es an ein Fechten geht und Kugeln um den Kopf pfeifen, da iſt er ein Märtyrer und armer Sünder und möchte vor Leid die Hoſen verunreinigen, läßt auch wohl ſeine eigne Wehr aus der Hand fallen. Wenn ſie vor dem Zapfen ſitzen oder in Marketenderhütten oder Wirtshäuſern, da ärgert ſie eine Fliege an der Wand, die hat keine Ruh vor ihnen, dann wollen ſie mit ihrem großen Fluchen den Feind ſchlagen. Vor ſolchen Geſellen mag ſich ein Hauptmann wohl hüten, denn ſie ſind gemeiniglich Aufrührer und Meuterer. Ein verſtändiger Kriegsmann meidet Hadern und Balgen, wo er darf, damit er ſeine Haut ganz unverſehrt vor den Feind bringt. Wird man vom Feinde beſchädigt, das iſt eine Ehre. Wer aber mutwillig um ſeine Geſundheit kommt, der muß Hohn und Spott hören und iſt keinem Heer etwas nütz. Ein ſolcher Gaſt muß ſein Lebtag ein Eier- und Käſebettler ſein und bleiben, er läuft das Land auf und nieder, bettelt das Brot, verkauft es wieder, muß ſich ernähren wie ein Wolf, und wenn der Bäuerin Ratten und Mäuſe in der Milch ertrunken ſind, erhält er die Käſe, muß der Bauern unnütze Worte aufleſen und mit andern armen Bettlern Innung halten bis an ſein Ende. Ferner ſind auch viele, die wollen Kriegsleute ſein, Mutterſöhne und Milchmäuler, wie die jungen Kälber, die von keinem Leiden wiſſen, ſie kommen aus einer guten Küche her, haben hinter dem Ofen geſeſſen und Äpfel gebraten und in warmen Betten gelegen. Wenn ſie dann in fremdes Land geführt werden und ihnen allerlei ſeltſame Ordnung mit Speiſe und Trank und andern Dingen vorkommt, da ſind ſie wie weiche Eier, die durch die Finger fließen, oder wie Papier, wenn's im Waſſer liegt. Und ſo geht's nicht allein Landsknechten zu Fuß, ſondern denen vom Adel auch. Führt man ſie dann zu Fuß in wüſte Länder, wo alles verzehrt und verheert iſt und ſie Brotſack und Trinkflaſche nicht ſtets am Halſe hängen haben, ſo wollen ſie verſchmachten, verhungern und verdurſten, dann eſſen und trinken ſie ungewöhnliche Dinge, wovon allerlei Krankheit folgt. Solch Geſindlein bleibe zu Haus, warte des Ackerbaues oder ſitze im Kramladen bei den Pfefferſäcken und behelfe ſich, wie Vater und Mutter gelebt haben, fülle den Bauch alle Abend voll und gehe zu Bett, ſo wird man in keinem Kriege erſchlagen. Denn man ſagt, und es iſt auch wahr, Kriegsleute müſſen harte und feſte Leute ſein, Stahl und Eiſen gleich, und gleich den wilden

Tieren, die mancherlei Speiſe eſſen. Wie auch die Scherzrede geht: Ein Landsknecht muß Spitzen von Radnägeln verdauen können, ihnen muß nicht grauen, wenn ſie Hunde- oder Katzenfleiſch eſſen müſſen, da es die Not erfordert, Pferdefleiſch vom Anger iſt ihnen ein gutes Wildpret und Kraut, das weder geſalzen noch geſchmalzen iſt. Denn Hunger lehrt eſſen, wenn man in drei Wochen kein Brot geſehn hat. Das Getränk hat man umſonſt; wenn man kein Bachwaſſer bekommen kann, zecht man mit den Gänſen aus dem Pfuhl oder der Lehmpfütze. Und ſchlafen muß man unter einem Baum oder im Felde, da iſt Raum genug, den Erdboden unterzulegen und den Himmel überzudecken, dort muß oft des Landknechts Schlafkammer ſein, und von ſolchem Bett werden ihm keine Federn in den Haaren hängen. Daher kommt auch der alte Streit der Hühner und Gänſe mit den Landsknechten, weil jene ſtets in Federn ſchlafen und die Landsknechte müſſen oft in Stroh liegen. Und noch ein andres Tier iſt den Landsknechten zuwider, das ſind die Katzen. Weil die Kriegsleute ſelbſt gut mauſen können, darum ſind ſie den Katzen feind und den Hunden günſtig. Wie der alte Reim ſagt: Ein Landsknecht ſoll ſtets bei ſich haben einen Hund und einen jungen Knaben, einen langen Spieß, einen kurzen Degen, frei ſucht er den Herrn, der ihm Beſcheid thut geben. Und drei Kriegszüge ſoll ein Landsknecht thun, ehe er ein ehrlicher Mann wird. Nach dem erſten Zuge ſoll er zu Hauſe kommen und zerriſſene Kleider anhaben. Nach dem zweiten Zuge ſoll er zu Hauſe kommen und ſoll eine Schramme auf einem Backen mitbringen und viel von Stürmen, Schlachten, Scharmützeln und Lärmen zu ſagen wiſſen und durch die Schramme beweiſen, daß er ein Landsknechtzeichen bekommen habe. Und das dritte Mal ſoll er auf einem hübſchen Gaul wohlgeputzt nach Hauſe kommen und den Beutel voller Gold mitbringen, daß er ganze Kronen als Beutepfennig auszuteilen habe.

Wohl iſt es ein wahres Wort: Ein Kriegsmann muß Eſſen und Trinken haben, bezahle es der Küſter oder Pfaff; denn ein Landsknecht hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Kälber, und keinem trägt man die Koſt zu. Darum muß er ſich's holen, wo es iſt, und ohne Geld kaufen, ob die Bauern ſüß oder ſauer ſehn. Denn bald müſſen die Brüder Hunger leiden und böſe Tage haben, ein andres Mal haben ſie Überfluß und vollauf, daß man die Schuhe an der Erde mit Wein und Bier putzt. Dann freſſen ihre Hunde Gebratenes, ihre Jungen bekommen gute Ämter, ſie werden Haushälter und Kellermeiſter über andrer Leute Gut. Wo der Wirt mit Weib und Kind verjagt iſt, da haben Hühner, Gänſe, fette Kühe, Ochſen, Schweine und Schafe böſe Zeit. Dann teilt man das Geld mit Hüten, mißt Samt, Seidenzeug und Tuch mit langen Spießen aus, ſchlachtet

eine Kuh um der Haut willen, schlägt Kisten und Kasten auf, und wenn alles geplündert und nichts mehr da ist, steckt man das Haus in Brand. Das ist das rechte Landsknechtfeuer, wenn fünfzig Dörfer und Flecken in Flammen stehn. Dann zieht man in ein ander Quartier und fängt's ebenso wieder an. Das macht Kriegsleute lustig und ist ein gutes erwünschtes Leben, außer für den, der's bezahlen muß. Das lockt zum Felde manch Mutterkind, das nicht wieder nach Hause kommt und seine Freunde auf die Füße tritt. Denn das Sprichwort sagt: zur Arbeit haben Landsknechte krumme Finger, lahme Hände, aber zur Mauserei und Beuteholen sind alle lahmen Hände gerad geworden. Wo die Kriegsleute hingeführt werden, nehmen sie die Schlüssel zu allen Gemächern mit, ihre Äxte und Beile, und wenn nicht genug Pferdeställe an einem Orte sind, es liegt nichts daran, sie stellen die Pferde in Kirchen, Kapellen und herrliche Gemächer. Hat man kein dürres Holz zum Feuer, es schadet auch nichts, man verbrennt Stühle, Bänke, Pflüge und alles, was im Hause ist; nach grünem Holz darf keiner weit fahren, man haut nur die Obstbäume um, die zunächst in dem Baumgarten stehn, denn es heißt:

Wie wir leben, so halten wir Haus,
Morgen ziehn wir wieder zum Land hinaus;
Drum, Herr Wirt, seid getrost; Ihr habt ein wenig Gäste,
Ihr wär't sie gerne los, drum tragt frei auf das Beste
Und schreibet's in den Rauch;
Verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide auch;
Das ist des Landknecht's Brauch:
Rechnen und Reiten, und zahlen, wenn wir wiederkehren.

Ferner ist das ein Übelstand an den deutschen Landsknechten, daß sie so sehr nachahmen wie Affen und Narren, darob sie von andern Völkern gering geschätzt werden. Sobald einer unter Kriegsvolk kommt, muß er spanische oder andre ausländische Kleider haben. Können sie die fremde Sprache ein wenig plappern, so gesellen sie sich zu den Spaniern und zu den Welschen. Es ist schlimm, daß sich die Deutschen so gern mit andern Nationen vermengen und alle ausländische Tracht und Kondition gefallen lassen; man soll das Ungeziefer nicht in den Pelz setzen, es kommt ohnedies herein. Es steht vor Augen, daß fremde Völker unsre Nachbarn geworden sind, und es steht zu besorgen, sie werden uns in kurzen Jahren noch näher kommen. Aber die angrenzenden Herren, die noch in Ruhe sitzen, schlagen's in den Wind, reden gar weise davon, trösten sich selbst und haben mit dem Mund alle Städte und Dörfer voll Kriegsvolk, Land und Leute zu verteidigen und allen Feinden Widerstand zu thun; aber ich fürchte,

daß man lieber im Winter hinter dem Ofen, des Sommers im Schatten sitzt, im Brett spielt oder auf der Zither spielt und mit Jungfrau Grete tanzt, als daß man sein Haus mit guter Wehr und Kriegsrüstung versehe. Es steht auch wieder so: obschon mancher gemeine Mann sich gern mit Schießen und andern Waffen üben wollte, so geht das allgemeine Geschrei und die Klage durch alle Lande, daß dem gemeinen Landsassen von seiner Obrigkeit verboten sei, ein Rohr oder Büchse außerhalb seiner Thür zu tragen oder gar abzuschießen und sich damit hören zu lassen. — Andre sagen wieder so, sie wollten bald die Mistgabel oder den Flegel hinwerfen und Kriegsleute werden, wenn es nur einmal losgehn wollte; was man nicht könne, wolle man lernen. Ach Gott, danach lasse sich kein Land verlangen!

Deswegen, und weil alle fremden Nationen nur cruci, cruci, mordio, mordio über Deutschland schreien und mit den Zähnen knirschen wie reißende Wölfe und bitten und hoffen, in deutschem Blut zu baden, so möge man Gott fleißig bitten, daß er seine Hand nicht abziehn wolle, sondern das Schifflein auf dem wilden Meer in Schutz nehmen, mit seinen Flügeln bedecken, vor allem Ungestüm bewahren; denn wir sehn, wie das römische Reich von Tag zu Tag abgenommen hat und noch für und für abnimmt. Solches kommt nur von Händeln der Deutschen unter sich her, der Nachbar kann sich nicht mit dem Nachbar mehr vertragen. Der ewige, allmächtige Gott wolle die Herzen der lieben Deutschen stärken, ihnen einen freien Mut geben und sie wieder auf die Beine bringen, daß sie dermaleinst aus der Asche wieder hervorkommen und ihren alten Beruf und ihr gutes Lob erneuern. Gott helfe dem Gerechten! —

So schrieb ein ehrlicher Subalternoffizier schon vor dem Jahre 1600.

---

## 48. Die Krönung Josefs II.

Goethe.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer selbst, in einer der oberen Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehn konnten. Mit dem frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von oben wie in der Vogelperspektive die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neu errichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und roten Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu

einem Haufen lag dort der Hafer, hier ſtand die große Bretterhütte, in der man ſchon einige Tage den ganzen fetten Ochſen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und ſchmoren ſah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen geſichert. Der große Platz füllte ſich nach und nach, und das Wogen und Drängen war immer ſtärker und bewegter, weil die Menge womöglich immer nach der Gegend hinſtrebte, wo ein neuer Auftritt erſchien und etwas Beſonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrſchte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, ſchien das ganze Volk von Schauer und Erſtaunen ergriffen. Was nun zuerſt die Aufmerkſamkeit aller, die von oben herab den Platz überſehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Dieſe hatten als Schutzheiligtümer den erſten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputierten ſaßen vor ihnen in anſtändiger Verehrung auf dem Rückſitz. Nunmehr begaben ſich die drei Kurfürſten in den Dom. Nach Überreichung der Inſignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert ſogleich nach dem kaiſerlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anſtalten und mancherlei Ceremoniel beſchäftigen mittlerweile die Hauptperſonen ſowie die Zuſchauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unſern Augen fuhren indeſſen die Geſandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiſerliche Quartier getragen wird. Sogleich beſteigt der Erbmarſchall Graf von Pappenheim ſein Pferd, ein ſehr ſchöner, ſchlankgebildeter Herr, den die ſpaniſche Tracht, das reiche Wams, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die geſtrählten fliegenden Haare ſehr wohl kleideten. Er ſetzt ſich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Geſandten nach dem kaiſerlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch ſein mögen, wie man ſich an dieſem Tage durchaus zu vervielfältigen wünſchte. Wir erzählten einander indeſſen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiſer ſeinen Hausornat an, ſagten wir, eine neue Bekleidung, nach dem Muſter der alten karolingiſchen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinſignien und ſetzen ſich damit zu Pferde. Der Kaiſer im Ornat, der römiſche König im ſpaniſchen Habit beſteigen gleichfalls ihre Roſſe, und indem dieſes geſchieht, hat ſie uns der vorausgeſchrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war ſchon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerſchaft und der übrigen Behörden, durch den ſtattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotſchafter, die Erbämter und zuletzt

unter dem reichgeſtickten, von zwölf Schöffen und Ratsherren getragenen Baldachin der Kaiſer in romantiſcher Kleidung, zur Linken etwas hinter ihm ſein Sohn in ſpaniſcher Tracht langſam auf prächtig geſchmückten Pferden einherſchwebten, war das Auge nicht mehr ſich ſelbſt genug. Man hätte gewünſcht, durch eine Zauberformel die Erſcheinung nur einen Augenblick zu feſſeln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltſam vorbei, und den kaum verlaſſenen Raum erfüllte ſogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entſtand ein neues Gedränge; denn es mußte ein andrer Zugang von dem Markte her nach der Römerthüre eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beſchreiten ſollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterſchlag vorbereiten und begleiten, alles dieſes ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andre aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu ſein.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unſern Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem feſtlichſten Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche fürlieb nehmen. Dagegen aber war der beſte und älteſte Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, ſo daß wir von dieſer Seite wenigſtens dies altertümliche Feſt altertümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigſte die fertig gewordene und mit rotgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir ſollten den Kaiſer, den wir zuerſt im Wagen, dann zu Pferde ſitzend angeſtaunt, nun auch zu Fuß wandelnd bewundern; und ſonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am meiſten; denn uns deuchte dieſe Weiſe ſich darzuſtellen ſo wie die natürlichſte, ſo auch die würdigſte.

Ältere Perſonen, welche der Krönung Franz des Erſten beigewohnt, erzählten: Maria Thereſia, über die Maßen ſchön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenſter des Hauſes Frauenſtein, gleich neben dem Römer, zugeſehen. Als nun ihr Gemahl in der ſeltſamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und ſich ihr ſo zu ſagen als ein Geſpenſt Karl des Großen dargeſtellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wunderſamen Handſchuhe hingewieſen, worüber ſie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuſchauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältnis des allerhöchſten Paares der Chriſtenheit mit Augen zu ſehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiſerin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geſchwungen und ihm ſelbſt ein lautes Vivat zugerufen, ſei der Enthuſiasmus und der

Jubel des Volks aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende habe finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Ratsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne; denn auch der einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und abertausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen, denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannnt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittlern zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davon getragen hatte.

Dieſer wilden Beluſtigung ſah ich nicht lange zu, ſondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerſtiege, wo die aus der Ferne angeſtaunte ſo vornehme als herrliche Maſſe heraufwallen ſollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathauſes wohl beſetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiſerne Geländer. Nun ſtiegen die Hauptperſonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den unteren Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte ſie auf der dreimal gebrochnen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majeſtäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaiſers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, ſowie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn alles war neu daran und die Nachahmung des Altertums geſchmackvoll. So bewegte er ſich auch in ſeinem Anzuge ganz bequem, und ſein treuherzig würdiges Geſicht gab zugleich den Kaiſer und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen ſchleppte ſich in den ungeheuern Gewandſtücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, ſo daß er ſelbſt, von Zeit zu Zeit ſeinen Vater anſehend, ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man ſehr hatte füttern müſſen, ſtand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, ſo gut ſie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vorteilhaftes Ausſehen. Scepter und Reichsapfel ſetzten in Verwunderung; aber man konnte ſich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachſene Geſtalt um der günſtigern Wirkung willen damit bekleidet und ausgeſchmückt geſehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saals hinter dieſen Geſtalten wieder geſchloſſen, ſo eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Not mir wieder zu Teil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenſter wieder Beſitz nahm; denn das Merkwürdigſte, was öffentlich zu erblicken war, ſollte eben vorgehen. Alles Volk hatte ſich gegen den Römer zu gewendet, und abermaliges Vivatſchreien gab uns zu erkennen, daß Kaiſer und König an dem Balkonfenſter des großen Saales in ihrem Ornate ſich dem Volke zeigten. Aber ſie ſollten nicht allein zum Schauſpiel dienen, ſondern vor ihren Augen ſollte ein ſeltſames Schauſpiel vorgehen. Vor allen ſchwang ſich nun der ſchöne ſchlanke Erbmarſchall auf ſein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in ſeiner Rechten hielt er ein ſilbernes gehenkeltes Gemäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, ſprengte hinein, ſchöpfte das Gefäß übervoll, ſtrich es ab und

trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquehle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein paar prächtige, mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallener Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben, als sie gelassen und dankbar empfangen will. In roheren und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Teil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, soviel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß, wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postiert, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Teil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche

geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthaltes erbaut war und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers, als Siegeszeichen hervorstarrend, zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst preisgemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden totschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Kabinet, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tags vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute womöglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saales gerade gegenübersteht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Kontrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedräng war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthüre war bewacht, indes gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligtum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und

mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desſelben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenſtern, ſaßen auf Thronſtufen erhöht unter Baldachinen Kaiſer und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldenen Kiſſen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geiſtlichen Kurfürſten hatten, ihre Büffete hinter ſich, auf einzelnen Eſtraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majeſtäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten und Kur-Köln zur Linken. Dieſer obere Teil des Saals war würdig und erfreulich anzuſehen und erregte die Bemerkung, daß die Geiſtlichkeit ſich ſo lange als möglich mit dem Herrſcher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tiſche der ſämtlichen weltlichen Kurfürſten an das Mißverhältnis denken, welches zwiſchen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entſtanden war. Die Geſandten derſelben hatten ſich ſchon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu ſpeiſen; und wenn dadurch der größte Teil des Saals ein geſpenſterhaftes Anſehen bekam, daß ſo viele unſichtbare Gäſte auf das prächtigſte bedient wurden, ſo war eine große unbeſetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzuſehen; denn hier ſtanden auch ſo viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, ſich daran zu ſetzen, Anſtands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn ſie ſich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzuſtellen, erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich, alles möglichſt ins Auge zu faſſen; und wie der Nachtiſch aufgetragen wurde, da die Geſandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, ſuchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarſchaft nach dem heutigen Halbfaſten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

---

## 49. Aus J. G. Seumes Soldatenleben.

(Die Einleitung nach Buchner.)

In den älteſten Zeiten war jeder freie Mann wehrpflichtig und waffengeübt. Je umfaſſender und verwickelter das deutſche Staatsleben ward, deſto mehr nahm die allgemeine Wehrhaftigkeit ab, und ſeit dem dreißigjährigen Kriege gehörte es zu den geſchätzteſten Rechten der Fürſten, ſich ein ſtehendes Heer zu halten, welches natürlich, je kleiner der Staat war, deſto mehr zu einem Spielwerk des Landesherrn herabſank. Dieſes klägliche

Soldatenspiel der Kleinstaaten erreichte seinen höchsten Gipfel im achtzehnten Jahrhundert; die zahlreichen kleinen Fürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation setzten ihre größte Ehre darin, es den mächtigeren Landesherrn nachzumachen, auch auf die Gefahr hin, unglaublich lächerlich zu werden. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen suchte sich mit schweren Kosten „lange Kerle“ für seine Garde, seine geliebten blauen Kinder, zu verschaffen, aber er bildete sich doch zugleich ein starkes schlagfertiges Heer; die kleinen Fürsten halfen sich auf andre Weise. Der Landgraf von Hessen ließ morgens seine „langen Kerle“ als Leibgardisten exerzieren, am Nachmittag mußten sie bei Hofe als Bediente aufwarten oder hinten auf die Kutsche treten. Ein andrer Fürst hielt sich 50 Leibgrenadiere, welche, um größer zu erscheinen, alle hohe Absätze tragen mußten; noch einer hatte dreierlei verschiedene Uniformen für seine Garde, welche abwechselnd als Grenadiere, Kürassiere und Jäger erscheinen mußte; wieder einer hielt eine Abteilung unberittner Dragoner, welche dann und wann die Kavallerieevolutionen zu Fuß ausführen mußten, wobei ihnen während des Angriffs erlaubt war, gleich den Pferden zu wiehern. Der deutsche Fürst brachte damals seine Soldaten auf zweierlei Weise zusammen; einesteils durch gezwungene Einstellung von Landeskindern der untern Stände; es waren meist Arme, Tagelöhner und Bauernsöhne, die man auf diese Weise zum Kriegsdienste zwang. Die andre Art, Soldaten zu bekommen, war die Werbung. Mehr als heut zu Tage gab es in jener an Industrie und Verkehrsmitteln armen Zeit eine Menge von Menschen, welche nicht wußten, was anfangen mit ihrer jungen Kraft, Menschen, welche der täglich aufs neue mahnenden Frage: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? am einfachsten zu entgehn glaubten dadurch daß sie „dem Kalbsfell folgten“, des Königs, Herzogs ꝛc. Rock anzogen. Sie bekamen ein schnell verjubeltes Handgeld, eine mehr als bescheidne Löhnung und hatten dafür die tröstliche Aussicht, lebenslang als Gemeine oder höchstens als Unteroffiziere zu dienen, vorausgesetzt, daß sie nicht ausrissen oder wegen eines mißlungnen Versuchs dazu aufgehängt oder, wenn es gnädig abging, halbtot geprügelt wurden. Ein Vorrücken zum Offizier war für den Bürgerlichen höchstens im Kriege möglich, wenn er sich ganz besonders auszeichnete, in Friedenszeiten gar nicht, die Offiziere waren fast ausschließlich Adlige. Allerorten gab es Werbeoffiziere; nicht zufrieden mit denjenigen, welche sich freiwillig meldeten, gebrauchten dieselben nicht selten die niedrigsten Mittel, List, Betrug und Gewaltthat, um solche, die nicht entfernt an Kriegsdienste dachten, dazu zu zwingen; man gab den Bethörten die schönsten Versprechungen, machte sie betrunken und hieß sie dann auf des Königs oder Herzogs ꝛc. Wohl anstoßen.

Hatten ſie dadurch, bewußt oder unbewußt, ihre Freiheit verkauft, ſo galten ſie für Soldaten und wurden wie gefangne Verbrecher mit geladenem Gewehr nach dem nächſten Garniſonsorte geleitet und abgeliefert; wenn ſie davon liefen, war das ganze Land zum Wiedereinfangen verpflichtet. In Friedenszeiten war die gewöhnliche Strafe dafür das Spießrutenlaufen, d. h. der Unglückliche mußte mit entblößtem Rücken langſam durch die Reihen ſeiner Kameraden gehn, welche ihm mit ſchwanken Gerten den Rücken zerhieben, daß das Blut herabfloß. Und all dieſe Gewaltthätigkeiten, die jedem ganz natürlich erſchienen, genügten noch nicht. Da die kleinen Fürſten nicht große Kriege führen konnten, kamen ſie auf den ſinnreichen Gedanken, ihre Soldaten an größere kriegführende Mächte für gutes Geld zu vermieten. So kam es, daß Deutſche für die reiche Republik Venedig wider die Türken fochten, daß andre deutſche Soldaten unter holländiſcher, engliſcher ꝛc. Flagge kämpften. Von dem Ertrage dieſes Menſchenhandels wurden in den Reſidenzen der Fürſten Prachtbauten aufgeführt, während die armen Soldaten Hunger litten, auf dem Schlachtfeld und an Krankheiten dahinſtarben.

Gegen Ende des 18ten Jahrhunderts war ein Krieg zwiſchen England und ſeinen nordamerikaniſchen Kolonien ausgebrochen, der zuletzt mit der Befreiung der vereinigten Staaten von engliſcher Oberhoheit endigte. England hatte Mangel an Soldaten, und ſechs deutſche Fürſten lieferten etwa 29000 Mann, zum Teil ihre eignen Unterthanen, zum Teil Fremde, die auf den Landſtraßen aufgegriffen wurden, und bezogen dafür über 100 Millionen Mark. Zu den Reiſenden, deren Reiſe auf dieſe Weiſe durch Werber des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel unterbrochen wurde, gehörte auch der Leipziger Student der Theologie, Johann Gottfried Seume. Er war ein Bauernſohn, von früher Kindheit an abgehärtet und an Entbehrungen gewöhnt. Jetzt eben wollte er, mit nur neun Thalern in der Taſche, eine Reiſe nach Paris antreten, dann vielleicht Mittel und Wege finden, die berühmte Artillerieſchule in Metz zu beſuchen, als man ihn gewaltſam gefangen nahm. Das Folgende erzählt er ſelbſt:

„Man brachte mich auf die Feſtung Ziegenhayn, wo der Jammergefährten ſchon viele lagen, um mit dem nächſten Frühjahr nach Amerika zu gehn. Ich ergab mich in mein Schickſal und ſuchte das Beſte draus zu machen, ſo ſchlecht es auch war. Am Ende ärgerte ich mich nicht weiter; leben muß man überall. Wo ſo viele durchkommen, wirſt du auch. Über den Ocean zu ſchwimmen, war für einen jungen Kerl einladend genug, und zu ſehn gab es jenſeits auch etwas. So dachte ich. Hier waren denn die verſchiedenſten Menſchenſeelen zuſammen geſchichtet, gute und ſchlechte und andre, die abwechſelnd beides waren. Meine Kameraden waren noch ein verlaufner

Musensohn aus Jena, ein bankerotter Kaufmann aus Wien, ein Posamentierer aus Hannover, ein abgesetzter Postschreiber aus Gotha, ein Mönch aus Würzburg, ein Oberamtmann aus Meiningen, ein preußischer Husarenwachtmeister, ein kassierter hessischer Major von der Festung und andre mehr. Da es den meisten so gegangen war wie mir oder noch schlimmer, so entspann sich bald ein großes Komplott zu unser aller Befreiung. Man hatte so gutes Zutrauen zu meinen Einsichten und meinem Mut, daß man mir Leitung und Oberbefehl mit uneingeschränkter Vollmacht übertrug; und ich ging bei mir zu Rate und war nicht übel willens, den Ehrenposten anzunehmen und die 1500 Mann in die Freiheit zu führen und sie dann in Ehren zu entlassen, einen jeden seinen Weg. Außer dem glänzenden Antrage lockte mich vorzüglich, dem Landgrafen für seine Seelenschacherei einen Streich zu spielen, an den er denken würde, weil er verwünscht viel kostete. Als ich so ziemlich entschlossen war, kam ein alter preußischer Feldwebel zu mir sehr vertraulich: „Junger Mensch", sagte er, „Sie eilen in Ihr Verderben unvermeidlich, wenn Sie den Antrag annehmen. Selten geht eine solche Unternehmung glücklich durch; der Zufälle, sie scheitern zu machen, sind zu viele. Glauben Sie mir altem Manne; ich bin leider bei dergleichen Gelegenheiten schon mehr gewesen. Sie scheinen gut und rechtschaffen und ich liebe Sie wie ein Vater; lassen Sie meinen Rat etwas gelten. Wenn die Sache glücklich durchgeht, werden wir nicht die letzten sein, Vorteil davon zu ziehn." Ich folgte dem Alten, entschuldigte mich mit meiner Jugend und ließ die Sache gehn. Alles wurde verraten, ein Schneider aus Göttingen erkaufte sich durch die Schurkerei die Freiheit und eine Handvoll Dukaten. Alle Anstalten zum Ausbruch waren getroffen. Man wollte um Mitternacht auf ein Zeichen ausziehn, der Wache stürmend die Gewehre wegnehmen, was sich widersetzte, niederstechen, das Zeughaus erbrechen, die Kanonen vernageln, das Gouvernementshaus verriegeln und zum Thore hinaus marschieren. In drei Stunden wären wir in Freiheit gewesen; Leute, die den Weg wußten, waren genug dabei. Als wir aber den Tag vorher abteilungsweise auf den Exerzierplatz kamen, fanden wir statt der gewöhnlichen zwanzig Mann deren über hundert, Kanonen auf den Flügeln mit Kanonieren, die brennende Lunten hatten, — jeder merkte, was die Glocke geschlagen hatte. Der General kam und hielt eine wahre Galgenpredigt. „Am Thore sind mehr Kanonen," rief er, „wollt ihr nicht gehn?" Die Adjutanten kamen und verlasen zum Arrest; mein Name war einer der ersten, denn daß der verlaufne Student nicht dabei sein sollte, kam den Herrn gar nicht wahrscheinlich vor. Da aber niemand etwas auf mich bringen konnte, wurde ich bald wieder losgelassen. Der Prozeß ging an; zwei wurden zum Tode verurteilt, bei

denen ich unfehlbar gewesen sein würde, hätte mich nicht der alte Feldwebel gerettet. Die andern mußten Gassen laufen, von 36 Malen bis herab zu zwölfen, und wurden dann eingesperrt, kamen aber meist beim Abmarsch wieder los: ein Kerl, der in Kassel sitzt, wird von den Engländern nicht bezahlt.

Endlich ging es fort, erst nach Kassel, wo uns der Landgraf, ohne ein Wort zu reden, in Augenschein nahm, dann nach Hannöverisch-Münden. Wir waren unbewaffnet, und Dragoner und Jäger hielten uns in Ordnung. Ich genoß trotz der allgemeinen Mißstimmung doch die schöne Gegend zwischen den Bergen am Zusammenfluß der Werra und Fulda, die dort die Weser bilden, mit zunehmender Heiterkeit. Das Reisen macht froh, und unsre Gesellschaft war so bunt, daß es alle Augenblick neue Unterhaltung gab. So ging es denn auf sogenannten Bremer Böcken den Strom hinab. Nicht weit von Hameln, glaube ich, machte man eine Absonderung der Preußen, welche man nicht durch Preußisch-Minden bringen durfte, und ließ sie einen Marsch zu Lande machen, um das Preußische zu vermeiden. Da mir das zusammengedrückte eingepökelte Wesen auf den kleinen langen Fahrzeugen nicht behagen wollte, meldete ich mich als Preuße zum Verlesen. Der Offizier sah in die Liste und sagte: „Hier steht ja ein Sachse.“ „So!“ sagte ich, „nun, da will ich ein Sachse bleiben.“ Er schwieg, ließ mich aber, nachdem alle verlesen waren, mit den Preußen aussteigen. Ich hatte damals die Gewohnheit, ein Buch zwischen Weste und Beinkleider unter den Gürtel zu stecken. Das Buch mochte diesmal etwas zu stark sein und den Leib etwas unförmlich machen. Das bemerkte ein Hauptmann, der eben vor mir stand, und hob die Weste beim Flügel auf, und es ward der Julius Cäsar zu Tage gefördert. „Was Henker macht Er denn mit dem Buche?“ fragte er. „Ich lese darin,“ war meine Antwort. „Wo hat Er denn das Latein gelernt?“ „Das Latein pflegt man gewöhnlich in der Schule zu lernen.“ Ich hatte in dem Buch eine Menge Randbemerkungen übers Kriegswesen aus alten und neuen Schriftstellern, auch wohl von mir selbst, niedergeschrieben. „Von wem sind denn die Bemerkungen hier?“ „Von mir und den angegebnen Herrn.“ Er sah mich fest an und endigte mit dem spöttischen Abschied: „Er wird wohl einmal ein recht großer Mann werden!“ „Schwerlich,“ sagte ich, „das ist unter den Deutschen gar nicht wahrscheinlich, aber wenigstens will ich nicht schuld sein, wenn ich's nicht werde.“ Damit hatte das Gespräch ein Ende.

Nun ging es fort, und im nächsten Nachtquartier entspann sich wieder ein Komplot und sollte der Kürze wegen, und da unsre Bedeckung nicht sehr stark war, gleich ausgeführt werden. Aber weiß der Himmel, wie es laut

geworden; der kommandierende Offiziere requirierte sogleich die ganze bewaffnete Bürgerschaft und die Bauern aus der Gegend, machte Miene, uns in der alten Kirche, wo wir lagen, zusammenschießen zu lassen, und es ging alles wieder ganz ruhig bis auf die Weser an die Bremer Böcke. Gewinnsucht und Leidenschaft regieren, wie bekannt, die Welt. Damit wir nicht verhungerten, hatte ein Unternehmer, ein Marketender im Großen, für keine kleine Summe sich anheischig gemacht, uns zu beköstigen. Man weiß, wie es geht. Wir wollten so viel als möglich essen, und er wollte so viel als möglich gewinnen, welches sich zusammen nicht wohl vertrug. Viele Klagen liefen bei unserm Obersten ein; der Mann hatte ein Gefühl für Recht und that, was er konnte, um den Speisewirt zu guter Behandlung zu nötigen. Da Ermahnungen bei Gewinnsüchtigen meist vergeblich sind, wurden wechselsweise Abgeordnete gewählt, die auf dem Kochschiffe nach dem Rechten sehn sollten. Indes auch diese bestach man mit Wein, Schnaps und Kuchen, und es ging nicht viel besser als vorher. Als die Reihe mein Schiff traf, wurde ich einstimmig zum Abgeordneten gewählt. Auf dem Kochschiffe wollte man mich, wie gewöhnlich, höflich mit dem Weinglase empfangen und mit Konfekt in der Kajüte halten. „Ich habe gefrühstückt!“ war mein Bescheid. Ich blieb bei den Kesseln stehn, um zu sehn, daß die gehörige Quantität Fleisch und Gemüse hineinkam. Als die Kähne kamen, um zu holen, drang ich darauf, daß die Kessel voll gegeben wurden. Wir werden nicht auskommen, meinte man. „Wir werden reichlich auskommen,“ sagte ich, „auf meine Gefahr;“ denn so viel hatte ich noch rechnen gelernt. Es blieb viel übrig, doch nicht so viel, daß man noch einmal von vorn hätte anfangen können. Da kamen unsre Zwangswächter, die Dragoner vom Ufer mit ihren Töpfen. Eine vorlaute schnippische Köchin wollte austeilen und von den armen Teufeln Weißpfennige dafür einnehmen. „Was soll das?“ rief ich. „Das Essen ist unser, wir haben es bezahlt, die Leute müssen den Rest unentgeltlich haben.“ Das Liebchen ward böse, und ich ergriff im Amtseifer den Schöpflöffel und teilte aus bis auf den Boden, ohne einen Heller zu nehmen oder nehmen zu lassen. Die alten Kerle drückten mir freundlich dankbar die Hand. „Wir sehn leider deutlich genug,“ raunte mir einer zu, „wie ihr betrogen werdet, können aber nicht helfen.“ Als die belobte Kesselprinzessin es noch einmal wagte, mich zu stören, schlug ich sie im Aerger so heftig mit der Schöpfkelle auf die Hand, daß sie laut schreiend und drohend zum Prinzipal in die Kajüte sprang. Da man mich aber so fest entschlossen sah, unterstand man sich nicht, mich weiter anzutasten. Ich bekam vom Ufer und von den Böcken eine Menge Dankadressen, mit der Versicherung, daß man noch nicht so gut und reichlich gespeist habe. Man nehme es,

wie man will, ich halte dieſen Tag für einen der ſchönſten meines Lebens. Die Reihe, Abgeordneter zu ſein, kam nicht wieder an unſern Bock, alſo auch nicht wieder an mich.

So fuhren wir denn den ganzen Strom hinab, von Minden bis zu Bremerlee, wo uns die engliſchen Transportſchiffe erwarteten. In Minden auf der Wieſe beſichtigte uns der Mäkler, der engliſche Generalmajor William Fawcett, und es gab von den Dragonerunteroffizieren und Gardiſten einige freundliche Rippenſtöße, weil wir nicht laut und klangvoll genug: Es lebe der König! ſchrieen. Da ich als kleiner Kerl in der Mitte ſtand, ſo entging ich den Puffen, ohne eine Silbe zu ſagen genötigt zu ſein. Aber den Hut mußte ich wenigſtens mit ſchwingen. Von Bremen bis Bremerlee fuhren wir in andern Fahrzeugen, die ſchon See halten können, aber ſich nicht weit von der Küſte entfernen. Unbekümmert legte ich mich abends hin und ſchlief mitten auf dem Waſſer und war ſehr verblüfft, als unſre ganze kleine Flotte des Morgens am Ufergang trocken aufſaß und wartete, bis die Flut ſie wieder emporhob.

In den engliſchen Transportſchiffen wurden wir gedrückt, geſchichtet und gepökelt wie die Heringe. Den Platz zu ſparen hatte man keine Hängematten, ſondern Verſchläge im Verdeck, das ſchon niedrig genug war; und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein ausgewachſener Mann nicht gerade ſtehn und im Bettverſchlag nicht grade ſitzen. Die Bettkaſten waren für ſechs und ſechs Mann; man denke die Wirtſchaft. Wenn vier drin lagen, waren ſie voll, und die beiden letzten mußten eingezwängt werden. Das war bei warmem Wetter nicht kalt, es war für einen einzelnen gänzlich unmöglich ſich umzuwenden und eben ſo unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Die geradeſte Richtung mit der ſchärfſten Kante war nötig. Wenn wir ſo auf einer Seite gehörig geſchwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: „Umgewendet!“ und es wurde umgeſchichtet; hatten wir nun auf der andern Seite nach Herzensluſt ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorige Quetſche.

Es war mir doch ein ſonderbares Gefühl, als ich den andern Morgen auf das Verdeck trat und zum erſten Male nichts als Himmel und Waſſer um mich ſah — der Ocean wogte majeſtätiſch und die Schiffe tanzten wie kleine Spielwerke auf der unbegrenzten ungeheuren Fläche; der Himmel war bewölkt und teilte dem Waſſer ſeine tiefe, ernſthafte Farbe mit. Ich war wirklich in einer andern Welt und fühlte mich abwechſelnd größer und kleiner, je nachdem eine erhabne oder bange Empfindung eben in der Seele herrſchte. So war es viele Jahre ſpäter auf Sicilien, auf dem Ätna, als unter

meinem Fuße Gewitter rollten und furchtbar ſchöne Zauberwelten bildeten, neben mir die ſchwarzroten Wolkenſäulen des Ätna ſtürmten und über mir die milden Sonnenſtrahlen Wärme umhergoſſen und weithin die ganze Inſel mit ihrer Fabelwelt zauberiſch färbten. Bald kam Sturm und mit ihm die Seekrankheit. Beide waren weiter nicht gefährlich, aber doch den Neulingen furchtbar genug. Fünf von unſrer ſechsmänniſchen Schlafgeſellſchaft waren krank, ich blieb leider allein geſund. Ich ſage, ich blieb leider geſund. Die Seeluft giebt gewaltigen Appetit, die Schiffsportionen waren klein. Da niemand weiter eſſen konnte, hatte ich die Fülle zur Sättigung und konnte Vorrat von Zwieback ſammeln, ſo daß ich wirklich eine ganze große Nachtmütze voll hatte. Bald kam einer und forderte ſeine Portion, dann der andre, dann auch der dritte und ſo fort, und in kurzer Zeit war ich auf meinen eignen kleinen Anteil geſetzt. Die Geneſenen waren durch die Krankheit und das Faſten gehörig auf die beſchränkte Portion vorbereitet, die Geſunden hingegen hatten eine ſehr unangenehme Speiſefähigkeit gewonnen. Bald war mein kleiner Vorrat aufgezehrt, und mein Magen war bei der ſogenannten ganzen Portion zu einem ſehr unbequemen Halbfaſten gezwungen. Hier ſorgte denn zufällig die freundliche Muſe für ihren Zögling. Ich ſaß auf dem Quarterdeck und las eben im Horaz, als der dicke Steuermann mich ſehr unfreundlich von der Bank ſchleudern wollte. Ich brummte meine Unzufriedenheit in meinem bischen Engliſch und wollte hinunter in meinen Kaſten ſchleichen, als der Kapitän dazu kam, mir in das Buch guckte und mich ſitzen bleiben hieß. „Du lieſeſt Latein, mein Junge?“ — „Ja, Herr!“ — „Und du verſtehſt es?“ — „Ich glaube wohl.“ — „Sehr gut, das iſt eine ſehr gute Zerſtreuung in deiner Lage.“ — „Das finde ich auch, mein Herr; es iſt in der That ein großer Troſt für mich.“ — So ging es denn freundlich und teilnehmend weiter. Er nahm mich mit ſich in ſeine Kajüte und zeigte mir ſeine Reiſebibliothek, die aus guten Engländern und einigen Klaſſikern beſtand, und verſprach mir, wenn ich die Bücher gut halten würde, mir zuweilen eins daraus zu leihen. Durch ſeine Freundſchaft erhielt ich etwas mehr Freiheit auf dem Schiffe, zumal da ich etwas Vergnügen am Seeweſen zeigte und in wenigen Tagen mir die Namen der Taue und Segel merkte und ſehr flink und ſicher oben in dem Maſtwerke mit herumlief. Es war wieder die Thätigkeit, die mir allerhand kleine Vorteile ſchaffte und mich vorzüglich geſund erhielt. Da der Kapitän wohl merkte, daß die Schiffsportion meinem vortrefflichen Appetit nicht zureichend war, ließ er mir großmütig heimlich zuweilen eine Nachtmütze voll Rindfleiſch und Zwieback zukommen, welches in der That im eigentlichſten Verſtande ein ſehr wohlthätiges Stipendium war.

Die Koſt war übrigens nicht ſehr fein, ſo wie ſie nicht ſehr reichlich war. Heute Speck und Erbſen und morgen Erbſen und Speck, das war faſt die ganze Kunde. Zuweilen Grütze und Graupen und zum Schmauſe Pudding, den wir aus muffigem Mehl, halb mit Seewaſſer, halb mit ſüßem Waſſer und altem Schöpſenfett machen mußten. Der Speck mochte wohl vier oder fünf Jahre alt ſein, war von beiden Seiden am Rande ſchwarzſtreifig, weiter hinein gelb und hatte nur in der Mitte noch einen kleinen weißen Gang. Ebenſo war es mit dem geſalzenen Rindfleiſche. In dem Schiffsbrote waren oft viele Würmer, die wir als Schmalz miteſſen mußten, wenn wir nicht die ſchon kleine Portion noch mehr ſchmälern wollten; dabei war es ſo hart, daß wir nicht ſelten Kanonenkugeln brauchten, es nur aus dem Gröbſten zu zerbrechen, und doch erlaubte uns der Hunger ſelten es einzuweichen; auch fehlte es oft an Waſſer. Das ſchwergeſchwefelte Waſſer lag in tiefer Verderbnis. Wenn ein Faß heraufgeſchrotet und aufgeſchlagen wurde, ſo roch es auf dem Verdeck wie alle Flüſſe der Unterwelt zuſammen; große fingerlange Faſern machten es bald dick; ohne es durch ein Tuch zu ſeihen, war es nicht trinkbar, und dann mußte man immer noch die Naſe zuhalten, und dann ſchlug man ſich doch noch, um nur die Jauche zu bekommen. Guten, ehrlichen Landmenſchen kommt dieſes ohne Zweifel ſchrecklich vor; wer aber Feldzüge und Seefahrten mitgemacht hat, findet darin nichts Ungewöhnliches. Rum wurde gegeben und zuweilen etwas Bier, welches dem Porter ähnlich war. Da ich den erſtern nicht genießen konnte, tauſchte ich ihn gegen das letztere aus, das mir eine Wohlthat war.

Stürme hatten wir oft und einmal ſo ſtark, daß uns der Aufſatz des Vordermaſtes und die große Raa zerbrach. Das Auftürmen der Wogen, das Heulen des Windes durch die Segel, das Schlagen und Klirren der Taue, das Donnern der Wellen an die Borde, das Geſchrei und Lärmen des Schiffsvolks, der ganze furchtbar empörte Ocean, alles iſt dem Neuling ſchrecklich; aber bald wird man es gewohnt und ſchläft ruhig unter dem Kampf der Elemente. Der üppige Amtmann am Rhein, der die Nachtigallen wegſchießen ließ, weil ſie ihn im Schlafe ſtörten, könnte keine beſſere Kur brauchen, als eine Reiſe über den Ocean, zumal in einem engliſchen Transportſchiffe. Nichts giebt aber auch dem Sinn ein größeres Bild von der Kraft des menſchlichen Geiſtes, als das Regiment eines großen Schiffes. Man denke nur an ein Linienſchiff mit 90 Kanonen, es iſt noch keins von den erſten. Für jedes Stück habe man 200 Schüſſe an Pulver und Kugeln, welcher Vorrat! Segel und Taue und Stangenwerk, vieles doppelt; eine Beſatzung von 1000 Mann; welche ungeheure Maſſe für ein Auge, das ſie zuſammen auf dem Lande ſieht! Für dieſe Mannſchaft Lebensmittel an

Bord, Eſſen und Trinken für viele Monate, dieſes alles in einer einzigen Maſchine zuſammen, mit welcher die Wogen wie mit einem Federballe ſpielen, und dieſes ungeheure Ganze führt der menſchliche Geiſt ſtolz und ruhig durch empörte Elemente hin und her nach ſeiner Wahl.

Wir fuhren nicht durch den Kanal und die ſpaniſche See, weil damals die Franzoſen und Spanier dort mit Flotten kreuzten und auf uns lauerten, ſondern wir ſegelten um die britiſchen Inſeln nördlich an den Orkneys weg. Der Sturm trieb uns weit, weit nordwärts; wir konnten mutmaßlich nicht weit von Grönland ſein; wir froren tief im Sommer, daß wir Tag und Nacht zitterten. So brachten wir auf einer Fahrt, die ſonſt nur vier Wochen dauert, zweiundzwanzig Wochen zu, wo denn die Portionen noch knapper wurden. Einige Monate iſt das Herumſchwimmen auf dem Ocean, ſo lange die Erſcheinungen neu ſind, gar nicht übel, zumal wenn man in ſo zahlreicher Geſellſchaft ſegelt, wie wir. Unſre Flotte mochte ſich wohl auf ſiebzig Segel belaufen, da ſich viele Kauffahrer mit in den Schutz der Kriegsſchiffe gegeben hatten, und der Abend und Morgen ſolcher ſchwimmenden Kolonie iſt oft angenehm, wenn die See nicht zu hoch geht. Beſonders hat das Geläute etwas traulich Heimiſches und doch etwas ſehr Feierliches auf der unermeßlichen Fläche, daß ich oft zu einem ſehr innigen Gebet geſtimmt wurde.

Wenn ich nicht mit den Matroſen arbeitete, lag ich bei ſchönem Wetter mit dem Virgil oben im Maſtkorbe und verglich unſern überſtandnen Sturm mit dem ſeinigen und fand ihn nie ſo lebendig wahr als eben jetzt, wo ich an den vorigen dachte und den kommenden erwartete. Ob ich gleich viele Hülfsmittel der Beſchäftigung in und außer mir hatte, die den andern fehlten, ſo fing das Einerlei der Scene doch endlich an, mir läſtig zu werden. Das Kabliauangeln und das Einſalzen zu Laberdan auf einigen Bänken in der Nähe von Amerika gab einige Tage wieder gutes Eſſen und gute Unterhaltung. Endlich liefen wir unter Freudengeſchrei in die Bucht von Halifax ein.

Der amerikaniſche Aufſtand hatte 1773 begonnen, und ſeit 1775 kämpften die Amerikaner unter George Waſhington mit abwechſelndem Glücke. Sie wurden bald von Frankreich unterſtützt; zuletzt mußte das engliſche Landheer ſich zurückziehn, und im Jahre 1782, als wir landeten, waren ſchon Friedensunterhandlungen im Gange. Davon wußten wir aber nichts.

Von unſerm Ausſchiffungstage erinnere ich mich noch eines ſehr wehmütigen Auftritts. Ich war einer der erſten am Lande und hatte nebſt einigen andern eine kleine Quelle herrlichen Waſſers am Ufer im Sande entdeckt. Lange hatten wir dieſe köſtliche Erquickung entbehrt; wir tranken mit Wolluſt und großen Zügen. Schnell erſcholl die Kunde von der Entdeckung,

und die Durstigen stürzten in Haufen nach dem kleinen spiegelhellen Wasserschatze, drängten sich, stießen sich, jeder wollte gierig der erste Teilnehmer sein; in dem Getümmel geriet der Sand des abschüssigen Ufers in Bewegung, gab nach, und in einem Augenblicke war die ganze kleine herrliche Quelle versandet. Sie brauchte Stunden, um sich wieder zu läutern, und die Menge stand traurig um sie herum und betrachtete lechzend den Verlust. — Wir kamen spät ans Land, und es war fast Nacht, bis die Zelte ankamen, die aufgeschlagen werden sollten. Man hatte mich zum Unteroffizier ernannt, ich wußte aber von der Maschinerie eines Zeltes nicht einen Pfifferling. „Schlippe," sagte ich zu einem alten preußischen Grenadier, der mir zugeteilt war, „Latein und Griechisch verstehe ich so ziemlich, aber wenig vom praktischen Militär; helfe Er mir durch, vielleicht kann ich wieder durchhelfen." Der alte Schalk lächelte, ergriff das Beil, nahm einige mit sich, that, als ob er meine weisen Befehle ausführte, holte Stangen und Pflöcke aus dem Walde, und in einer Stunde stand unser Zelt so gut wie die übrigen da. Nachts kam freilich ein Orkan, der unsrer Leinwandarchitektur weidlich spottete. Den folgenden Morgen standen nicht zehn Zelte mehr fest; das unsrige stand noch halb, viele hatte der Wind in einen Morast getrieben. Nun fingen wir an, etwas solider zu bauen, wozu uns auch die Kälte trieb, denn es war schon spät im Jahr. Ich als Unteroffizier sollte nun den Exerziermeister machen und wußte selbst nur noch blutwenig. „Schlippe," sagte ich wieder, „Er sieht wohl, daß es mit mir noch etwas hapert. Wir wollen täglich eine Stunde in den Wald gehn, als ob's zur Jagd wäre; da ist Er wohl so gut, mir einige Handgriffe gründlicher zu zeigen, als ich sie bis jetzt gefaßt habe." Der Alte meinte, es würde schon gehn, und bald galt ich für einen Kerl, der sein Gewehr meisterhaft zu handhaben verstand. In dieser Zeit war es auch, daß mich der Lieutenant von Münchhausen einmal in sein Zelt rief. Auf dem Tische lagen einige Verse mit traurig scherzhaften Klagen über unser Leben, die ich gemacht und er gefunden hatte. „Wir müssen bekannter werden," sagte er und bat mich auf ein Stück Wildbraten auf den Abend zu Gast. Da in meinem Zelte, wie bei allen Soldaten, Schmalhans Küchenmeister war, so kam mir die Einladung sehr willkommen. — Seitdem waren wir fast überall zusammen; es hatte sich ein freundschaftlicher Kreis von Offizieren um Münchhausen gebildet, in den man mich hineinzog und wo man mich mit vieler Herzlichkeit behandelte. Jeder sorgte für Unterhaltung und unsre Küche. Die meisten waren tüchtige Jäger und versorgten unsern Tisch mit Wild, denn die Lieferungsartikel, ausgenommen das Brot, waren nicht viel besser als auf dem Schiffe. Ein junger Mann, Buttlar, hatte eine Lieblingsneigung zur Konditorei und besorgte deshalb unsern

Nachtisch sehr reichlich und köstlich, da es an dem Nötigen nicht fehlte, und ich habe nie besseres Backwerk gegessen, als aus seiner Werkstätte. Es war keine üble Gruppe, wenn einer eine wilde Ente spickte, der andre Wein herbeitrug, der dritte das Gewehr putzte, der vierte Dienstaudienz gab, der fünfte mit Schürze und Geschirr Pastetchen schuf und der sechste im Julius Cäsar las, aber mehr auf die Enten und Pasteten als auf das Buch sah. Unser Konditor sah ganz verklärt aus, wenn wir seinem Machwerk durch heroisches Essen und kräftige Lobsprüche Ehre erwiesen, denn er selbst genoß selten etwas davon. Fingen aber einige Kameraden eine bittre Kritik an, so geriet nicht selten der junge Künstler in so heftiges Feuer, daß er Pfannen, Kasserollen, Kuchenformen und alle Gerätschaften zornentflammt durcheinander warf und schwur, er wolle für uns undankbare Gesellen keine Schürze mehr umbinden, was er höchstens drei Tage lang hielt.

Zum Jäger war ich zu kurzsichtig, aber zum Fischfang war die schönste Gelegenheit, die ich auch benutzte, soviel der Dienst mir Zeit ließ. Leider benutzte mein Oberst mich noch viel als Schreiber. Das wurde mir zu viel, und ich nahm, sowie ich von der Wache kam, mein Gewehr und ging in den Wald, angeblich auf die Jagd. Richtig hatte der Oberst zweimal nach mir geschickt, als ich heimkam. Den andern Morgen stand ich in der Front der Wachparade, als der Oberst ziemlich grimmig auf mich zukam und mir im Eifer einen Knopf vom Rocke drehte. Der Oberst war ein riesiger Mann, der auftrat wie ein Herkules, mit dem Blicke Funken sprühte, übrigens noch ziemlich wohlwollend war. „Wo ist der Herr gestern gewesen?“ donnerte er mich an. — „Auf der Jagd.“ — „Ich will den Sackermenter jagen!“ fing er an, und hielt eine kurze Art von energischer Galgenpredigt, deren Schluß war, daß ich sogleich zur Wache befördert wurde. Den andern Morgen mußte ich mich bei ihm melden. „Sind wir nicht ein paar recht dumme deutsche Dorfteufel,“ kam er mir komisch polternd entgegen, „daß wir uns nicht friedlich vertragen können und uns da so zanken und streiten müssen?“ „Ich darf nicht widersprechen, Herr Oberst,“ brummte ich halblaut mürrisch durch den Bart. „Zum Teufel, Herr, sei Er nicht unverschämt!“ rief er. Nun fing ich an in aller Ordnung auseinanderzusetzen, daß der Dienst hart und streng sei, daß ich von Wachen, Visitieren, Kommandos wenig Nächte frei hätte, daß, wenn meine Kameraden ausruhten, ich halb schlaftrunken mich am Schreibtisch quälen müsse und das nicht aushielte ꝛc. Der Oberst rieb die Stirne, meinte, dem könne abgeholfen werden; wir frühstückten zusammen; er befahl, mich vom gewöhnlichen Dienst zu befreien, und gab mir monatlich einige Thaler Zulage.“

Mit den Rothäuten kam Seume nur friedlich zusammen. Das bekannte

Gedicht von dem Kanadier und dem Pflanzer ist hier entstanden und soll auf einer wahren Begebenheit beruhen. Zu feindlichen Berührungen mit den Amerikanern kam es auch nicht, da schon Ende Januar 1783 die Friedensbotschaft anlangte. Von neuem wurden die deutschen Truppen eingeschifft und diesmal in nur 23 Tagen über den Ocean zurückbefördert.

---

## 80. Die ersten Folgen der französischen Invasion in Deutschland im Jahre 1792.

Häußer.

Die französische Revolution war 1789 ausgebrochen. Vielfache schwere Bedrückung und ungerechte Verteilung der Staatslasten hatten den sogenannten dritten Stand, der die Bürger und Bauern umfaßte, zum Aufruhr gegen die bevorzugten Stände, den Klerus und den Adel, gebracht. Die Bewegung artete bald aus, und 1792 war der König Ludwig XVI. entthront und mit seiner Familie gefangen. Zahlreiche Anhänger des Königtums, Adlige, Priester oder sonst den neuen Machthabern verdächtige Leute waren geflüchtet, und von den Zurückgebliebenen wurde eine große Anzahl in oft empörender Weise rechtlos verurteilt und enthauptet; die Güter sowohl der Hingerichteten als der Flüchtlinge oder Emigrierten wurden eingezogen und verkauft, und das Leben des Königs selbst schwebte nach einem mißlungenen Fluchtversuche in sichtlicher Gefahr. Noch scheute die französische Umsturzpartei vor dem Äußersten, dem Königsmorde, zurück. Um die öffentliche Meinung an den Gedanken zu gewöhnen, wurde behauptet, daß der König mit deutscher Hülfe die alte Mißregierung wieder aufrichten wolle und daß die Republik rüsten müsse, um die verräterischer Weise ins Land gerufenen Deutschen abzuwehren. In Wahrheit wußte Kaiser Leopold II. von Österreich sehr gut, daß ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, den er auch im Interesse seiner Länder nicht wünschte, vor allem die Gefahr vermehrte, in der seine unglückliche Schwester, die Königin Marie Antoinette, mit den Ihren schwebte, und suchte ihn zu vermeiden. Aber die Franzosen bedurften den Krieg für ihre Zwecke, und zuletzt blieb dem Kaiser keine Wahl. Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der Nachfolger Friedrichs des Großen, und mehrere andre deutsche Fürsten vereinigten ihre Truppen mit den Österreichern und drangen in die Champagne ein. Aber der Feldzug war nicht glücklich, und die siegreichen Franzosen hatten jetzt erwünschten Grund, auch ihrerseits in deutsches Gebiet einzubrechen. —

Ihre bedeutendsten Gegner an der bedrohten Rheingrenze waren die

drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier; neben denselben regierten andre geistliche und weltliche Fürsten, Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsstädte, deren Territorien noch nicht einmal immer ein Ganzes bildeten, sondern in endlosen Enklaven und Parzellen durcheinander verteilt lagen, wie jetzt noch Landkarten aus damaliger Zeit zeigen. All diese Regierungen waren selbstständig, nur Kaiser und Reich unterthan. Die meisten derselben konnten nur ein bescheidnes Kontingent zum Reichsheere stellen; es gab auch regierende Herren dazwischen, die nur „zwölf Unterthanen, einen Juden, mehrere Höfe und Mühlen" beherrschten; auch die Kurfürsten waren auf ernste Abwehr eines Feindes nicht gefaßt. Aber das sichere Selbstgenügen war doch so groß und zugleich die Entrüstung über die revolutionären Gewalthaber in Paris so mächtig, daß die Emigranten, die sich das auswärtige Frankreich nannten, mit Waffen aus den kurfürstlichen Zeughäusern versehn wurden, ein Feldlager im Kurfürstentum Trier bezogen und die Einwohner durch die freche Anmaßung belästigen durften, womit sie über die Reisenden Aufsicht übten, Leute arretierten und verhörten, ja sogar Mißliebige ins Gefängnis warfen. Als Veit Weber, der wackere Verfasser der „Sagen der Vorzeit", auf einem Rheinschiff ein französisches Lied über die Genügsamkeit summte mit dem Refrain vive la liberté, zogen Emigranten, welche die Reise mitmachten, gegen ihn und seine unbewaffneten Reisegefährten die Degen, mißhandelten sie mit der flachen Klinge, legten ihnen Stricke um den Hals und zogen sie nach Koblenz, wo sie, des Geldes und der Pässe beraubt und mit ihren ungepflegten Wunden ohne Verhör eingesperrt wurden, bis ihnen die ankommenden Preußen Befreiung brachten. In Koblenz, Mainz und Worms machte sich schmarotzendes Emigrantentum breit, und der deutsche Adel stimmte in den Ton desselben ein. Mit Zuversicht sprach man in diesen Kreisen davon, demnächst in Frankreich über Konstitutionelle und Republikaner das große Strafgericht zu verhängen, und die Frage schien nur, ob das Hängen oder das Köpfen vorzuziehn sei. Hängenswert aber erschienen alle, die nicht seit Juli 1789 ihren unbefleckten Royalismus durch schnelles Ausreißen bethätigt hatten. Während so die französische Republik aufs äußerste gereizt wurde, trug die deutsche Heeresleitung doch keinerlei Sorge dafür, die Rheinlande vor einem Überfall der Franzosen von Straßburg oder Landau her sicher zu stellen. Warnte doch ein preußischer Minister davor, die Offiziere möchten nicht zu viel Pferde kaufen, die Komödie werde bald aus sein! Fast alle Truppen des Kurfürsten waren mit im Felde, Mainz war nur von kurmainzischen Invaliden und Rekruten und einigen Hunderten bunt zusammengewürfelter Reichs- und Kreissoldaten beschützt. Was war überhaupt von einer Kriegsleitung zu erwarten, die sich vor dem Aus-

bruch des Krieges durch das denkwürdige Reskript verewigte: allen Offizieren, die dazu die Kräfte nicht fühlten oder deren häusliche Verhältnisse es nicht gestatteten, solle es freistehn, ihrer Ehre unbeschadet nicht mit ins Feld zu gehn! Mainz, die Grenzfeste des Reichs, hatte selbst ein sehr friedliches Aussehn. Die Reichssteuern zur Erhaltung des Platzes gingen längst nicht mehr regelmäßig ein, und die geistlichen Regenten waren begreiflicher Weise nicht allzu eifrig, aus ihren Mitteln die Lücke zu decken. Seit Jahren bepflanzte der Kommandant die Gräben mit Rebengeländen und Küchenkräutern, und auf den Schanzen und Glacis waren Gärten und Lusthäuser angelegt. Der Kurfürst selbst hatte zwar in Wien und Berlin Schritte gethan, damit die Verbesserung der Werke von Reichs wegen erfolge, aber er war es auch gewesen, der an wichtigen Stellen englische Gärten schuf, zur Verschönerung seines Sommerpalastes Schanzen verwüstete und zur Herstellung von Spaziergängen Batterien demolierte. Jetzt, wie der Krieg kam, ward eine Kriegskasse von einigen hunderttausend Gulden gebildet, der Kurfürst verkaufte an dieselbe aus seinen Waldungen die nötigen Palissaden, gewann dabei ein hübsches Stück Geld und ließ ein paar Monate an der Restauration der verfallnen Festungswerke arbeiten. Sobald aber das Hauptquartier der Verbündeten Mainz verließ und nach dem Kriegsschauplatz übersiedelte, wurden die Arbeiten wieder eingestellt. Ein hochtönendes kräftiges Manifest war in Mainz geschmiedet worden, und da schien man weitere Verteidigungsmaßregeln für überflüssig zu halten.

In Paris war die Lage dieser geistlichen Gebiete nicht unbekannt. Mit 18000 Mann erschien Ende September der General Custine vor Speyer. Er sandte ein Manifest voraus, das „Krieg den Palästen, Friede den Hütten" verkündigte. Nur einige begeisterte Verehrer der neuen Ära trauten diesen Versicherungen, und als mit leichter Mühe die wenigen Truppen, die man aus Mainz ihm entgegenschickte, geworfen waren, besetzte und brandschatzte er Speyer und Worms. Ein Jahrhundert früher hatten die Franzosen beide Städte verbrannt, jetzt ward nur geraubt; insofern hatte Custine Recht, als er die französische Großmut preisen ließ. Nur zeigte sich bald, daß, wenn einmal die Paläste leer waren, man auch kein Bedenken trug, in den Hütten zuzugreifen. Es war kaum zu zweifeln, daß, wenn die Franzosen jetzt ohne Säumen nach Mainz kamen, der erste geistliche Kurstaat Deutschlands, dessen Kriegsmacht man eben am Rhein abgefangen, eben so rasch und widerstandslos überwältigt ward, wie die Bistümer von Speyer und Worms. Schon die erste verworrene Kunde von dem Überfall in Speyer machte einen unbeschreiblichen Eindruck; wäre der Feind bereits vor den Thoren gestanden, man hätte sich nicht komischer bestürzt und mutlos

geberden können. Doch traf der Gouverneur noch Anstalten zur Verteidigung, schickte Bürgerschützen und Husaren zur Beobachtung des Feindes aus und besetzte die Außenwerke mit regulären Truppen und die inneren mit Bürgerkompagnien. Das schwere Geschütz ward auf die Wälle gebracht, junge Handwerksleute sollten zur Bedienung der Kanonen unterrichtet, die Studenten sollten bewaffnet werden!

Wie die Stimmung in den höchsten Kreisen war, zeigt ein Brief, den der später so berühmte preußische Ministerresident Freiherr von Stein an seinen Monarchen richtete. Mit den lebhaftesten Farben schilderte er die verzweifelnde Angst, von der alle Franzosenfresser am Rhein ergriffen waren. Der Landgraf von Hessen hatte auf alle wiederholten Bitten, sich mit seinen Truppen in die Stadt zu werfen, nur die Antwort: die Franzosen hätten bis jetzt seine Besitzungen im Elsaß gut behandelt, und er wolle sich nicht mit ihnen überwerfen. Der Landgraf sorgte dann für seine eigene Sicherheit und zog seine Truppen bis Gießen zurück, damit sie ja aus der französischen Schußweite kamen. Da befolgte der Kurfürst Friedrich Karl auch Steins Rat, die Stadt zu verlassen. Seine Abreise gab das erwünschte Beispiel einer unbeschreiblich eilfertigen Desertion sämtlicher hoher Beamten; gleichwohl besaß er den Mut, im selben Augenblicke beim König von Preußen einstweilen um Entschädigung für die vielen Verluste anzuhalten, die er erlitten habe. Die achtzehntausend Mann Franzosen wurden schon in Mainz auf dreißigtausend angegeben, in Frankfurt wuchsen sie schon auf fünfzig, in Würzburg gar auf achtzigtausend. Bis Franken verbreitete sich die Angst und Furcht, aber am tollsten war es doch in Mainz selbst. Was bis dahin der durch Zölle und Beschränkungen gelähmte Handel nie vermocht hatte, — sagt Forster in seiner Schilderung jener Tage — das schuf in einem Augenblick die Furcht; unser schöner ehrwürdiger Rhein gewährte zum ersten Mal den erfreulichen Anblick des lebendigen Fleißes, wozu ihn die Natur so eigentlich hergegossen zu haben scheint. Unzählige Fahrzeuge von allerlei Größe, mit Waren tief beladen, Jachten und Nachen mit hunderten von Passagieren fuhren unaufhörlich nach Koblenz hinunter. Man zahlte unglaubliche Summen für die Fracht der Personen und Güter und die zuletzt Abgehenden schätzten sich glücklich, um das Zehnfache des Preises, den es die ersten gekostet hatte, fortzukommen. Mehr als zweimalhunderttausend Gulden gingen zur Bestreitung dieser schleunigen Reise aus den Koffern der Fliehenden in die Hände der arbeitenden Klassen über, — und mit der Hälfte der Summe, jetzt noch dargeliehen, hätte man Mainz in einen Verteidigungszustand gesetzt, der es vor dem Angriffe eines fliegenden Corps vollkommen sichern konnte! Von all den wilden Rufern zum Streit, die in Gedanken

ſchon das ganze revolutionäre Frankreich am Galgen ſahen, blieb kein einziger zurück. Der Staatskanzler forderte in einer pathetiſchen Rede die Bürgerſchaft mit der Anrede „liebe Brüder“ auf, die Stadt aufs äußerſte zu verteidigen; in demſelben Augenblicke paſſierten aber ſeine Packwagen glücklich die Rheinbrücke. Und um dem Ganzen die Krone aufzuſetzen, erſchien jetzt, nachdem die vornehmen Flüchtlinge das Ihrige in Sicherheit gebracht hatten, ein ernſtes Verbot, das allen übrigen Einwohnern die Flucht bei ſtrenger Ahndung unterſagte.

Man überlegte gerade, ob nicht die Außenwerke am beſten zu verlaſſen ſeien, als eine betrunkene Huſarenpatrouille, der pfälzer Bauern ein Märchen aufgebunden hatten, die Ankunft der Franzoſen verkündete. In Wirklichkeit hatte ſich Cuſtine, ſeinerſeits durch falſche Nachrichten getäuſcht, noch einmal nach Landau zurückgezogen. Ohne weitere Unterſuchung zerſtreute ſich der Kriegsrat nach allen Winden, alles lief in bunteſter Verwirrung durcheinander. Dabei war nicht zu verwundern, wenn die armen Weilburger Reichstruppen, aus 62 Mann beſtehend, ihrem Obriſtlieutnant erklärten, ſie ſeien nicht hergekommen, um ſich für die Mainzer totſchießen zu laſſen, und aller ſeiner Bitten ungeachtet ihren Poſten verließen und vorſichtig heimwärts zogen. Wohl kannte Cuſtine die Angſt, von der alle ergriffen waren, ſonſt hätte er nicht gewagt, am 19. Oktober mit cirka 15000 Mann vor einer ſo großen Feſtung zu erſcheinen und ſie zur Übergabe aufzufordern. Ein Kriegsrat wurde berufen. Der Kommandant ſprach von 30000 Franzoſen, verſicherte „es fehle an Geſchütz und Munition,“ alle Generale unterſtützten ihn und die Übergabe ward beſchloſſen. Am 21. erfolgte die Kapitulation. Die Truppen erhielten freien Abzug mit 4 Feldgeſchützen, ſämtliches Kriegsmaterial verblieb den Franzoſen. Dasſelbe betrug 237 Kanonen, etwa 21000 Bomben, 35000 Haubitzen und Granaten, 253000 Kugeln und Kartätſchen, 6—7000 Flinten, 140000 Pfund Blei und 468000 Pfund Schießpulver, wozu ein Teil der Kriegskaſſe kam.

Seit Speyer und Worms gefallen, fühlte ſich keiner von den kleinen Fürſten mehr ſicher, die ſich in die deutſchen Rheinlande teilten. Alle zogen rückwärts, ließen zum Teil Land und Leute völlig im Stich und waren doch erzürnt, wenn die Unterthanen ſich nicht für eine Regierung totſchlagen laſſen wollten, die ſich ſo mutlos ſelber aufgab. Gleich im Anfang Oktober erteilte der Kurfürſt von Trier in Koblenz, ſeiner Reſidenz, den Befehl, — einzupacken. Die ganze Stadt folgte dem Beiſpiel, und man ſprach von zwei franzöſiſchen Armeen, die im Anmarſch ſeien.

Bei dieſem Anblick von Schwäche und Angſt fing der alte überlieferte Reſpekt der Maſſe vor der Herrſchaft an zu weichen. Viele „ſchlechtdenkende“

Bürger trieben die „Insolenz“ so weit, etwelche der vornehmen Flüchtlinge anhalten zu wollen und überaus „vermessene“ Reden wurden ausgestoßen. Es konnte wohl die stärkste Geduld erschöpfen, wie damals die Autoritäten sich zeigten. Rieten doch damals die Regierung und der Kriegsrat dem Kurfürsten offen dazu, dem Feinde Deputationen entgegen zu schicken um „wegen einer Brandschatzung gütlich mit ihm zu kontrahieren, ihn dann in die Stadt zu lassen, ihm auch die darin enthaltenen preußischen Fruchtmagazine nicht zu verhehlen, und falls er Ehrenbreitenstein verlange, ihm die nie eingenommene Festung gleich einzuräumen. Und das alles geschah zwischen dem 5. und 8. Oktober, also in denselben Tagen, wo Custine selbst auf das falsche Gerücht vom Anmarsch der Österreicher hin unter den Kanonen von Landau Schutz suchte! — Als er dann wieder die Grenze überschritt und auf Mainz zog, flüchtete der Kurfürst mit dem Hofstaat eilends nach Bonn und hinterließ, wie der Kurfürst von Mainz, eine Statthalterschaft, jedoch mit der ausdrücklichen Erlaubnis, auch fliehen und andre substituieren zu dürfen. Dieselbe, aus zwei Domherrn bestehend, machte von dieser Erlaubnis alsbald Gebrauch und übertrug das Regiment einem Kanzler. Jetzt kam die Nachricht, Mainz sei gefallen, und nun schien den Koblenzern gewiß, daß die Franzosen jede Stunde kommen müßten. Jeder war die ganze Nacht hindurch beschäftigt, seine Effekten einzupacken, man hörte nichts als Kisten und Kasten zuschlagen und Karren durch die Straßen nach den Schiffen rollen. Kavaliere, Geistliche, die kurfürstlichen Räte mit Familien, viele Bürger und Handwerker, Mönche und Nonnen flüchteten rheinabwärts. Auch der Obrist der Garde fuhr mit seinen Offizieren und Gemeinen in einem großen Schiff denselben Weg.

In dieser allgemeinen Angst entschlossen sich die Stände des Kurfürstentums, nach Mainz zu schicken und dem Sieger die vorher erwähnten Bedingungen anbieten zu lassen. Da kam aber unerwartete Hilfe. Hessische und preußische Truppen erschienen; der König Friedrich Wilhelm II. selbst nahm in Koblenz sein Hauptquartier. Nun fühlte man sich denn wieder sicher genug, und die armen Deputierten, die aus Mainz zurückkamen, mußten auf Ehrenbreitenstein dafür büßen, daß sie Anträge an Custine überbracht, die zuerst von den kurfürstlichen Behörden selbst beschlossen waren.

Der panische Schrecken, der von Mannheim bis Regensburg, von Wetzlar bis Köln alle geistlichen und weltlichen Herrn erschüttert, hatte dem französischen General die ganze heillose Schwäche dieser westlichen Grenzlande enthüllt. Wären seine Thaten so kühn und gewaltig gewesen wie seine Reden, hätten seine Handlungen wirklich dem neuen Evangelium von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ entsprochen, so wäre ihm vielleicht

damals gelungen, hier eine Filialrepublik zu errichten. Aber ihm selbst und seinen Helfershelfern hatten die machtlosen Regierungen es zu danken, wenn es anders kam. Zwar forderte der General in Frankfurt zwei Millionen Gulden Kriegssteuer nur von den Reichen, da die Gerechtigkeitsliebe der französischen Nation von dem armen, bisher gedrückten arbeitsamen Bürger nichts verlange. Nur schwer ließ er sich bestimmen, mit anderthalb Millionen zufrieden zu sein. Da traten aber die Zünfte und Handwerker auf und erklärten mit zahlen zu wollen, da sie mit ihrem Regiment bisher leidlich zufrieden gewesen seien, und alsbald war die Forderung wieder auf zwei Millionen erhöht. Solche Räubereien stimmten nicht mit den Verkündigungen von allgemeiner Glückseligkeit; die wütende Proklamation gegen den Landgrafen von Hessen-Kassel, den „Tiger" und „Tyrannen", verfehlte durchaus ihren Zweck, die hessischen Truppen leisteten überall den tapfersten Widerstand, und Custine begnügte sich mit Raubzügen gegen schwache und wehrlose Orte, indem er, als Anfang einer neuen Gleichheit, die Reichen arm, aber die Armen nicht reich machte. „Die alten Franzosen in Deutschland, hinter der neufränkischen Maske verschlimmert," so lautete der Titel einer damals erschienenen Schrift; es war der rechte Ausdruck für die Empfindung des Volkes, wie sie sich bald allenthalben kund gab.

---

## 51. Die große Armee 1812 und 1813.

Freytag.

Preußen war nach dem Frieden von Tilsit ein kleiner Staat geworden, nur 4700000 Menschen hatte Napoleon dem besiegten Könige Friedrich Wilhelm III. gelassen, und viele hatten den Mut verloren, jemals wieder ihr Vaterland von französischer Tyrannei frei zu machen. Aber die Besten des Volkes hofften auf die Zukunft und sorgten in der Stille. Unablässig übten sich die Vaterlandsfreunde im Gebrauch der Schußwaffe, auch das preußische Heer, das nicht mehr als 42000 Mann betragen sollte, wurde im geheimen auf mehr als die doppelte Zahl gebracht, in allen Militärwerkstätten saßen die Soldaten aus dem Handwerkerstande und arbeiteten an der Ausrüstung für einen künftigen Krieg.

Und die Hoffnung des Volkes erhob sich, als es hieß, Napoleon rüste zum Krieg gegen Rußland. Aber der König konnte sich noch nicht zum offnen Widerstande entschließen, er blieb Verbündeter Frankreichs und gab die Hälfte seines Heeres mit zur großen Armee. Da verließen dreihundert Offiziere seinen Dienst und eilten nach Rußland, um dort gegen Napoleon zu kämpfen. Und die Hoffnung wurde wieder klein, aber gewaltig war in

Deutschland der Haß gegen den fremden Kaiser geworden. Überall im Westen der Elbe, wo seine unaufhörlichen Kriege die männliche Jugend auf die Schlachtbank führten, wurde die Konskription als Todeslos betrachtet; die Kosten eines Stellvertreters waren auf zweitausend Thaler gestiegen. Auf allen Straßen waren Trauerkleider zu sehn, welche Eltern um die verlornen Söhne trugen; am schwersten aber litt Preußen. Seit Jahren kämpften Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker fruchtlos gegen die eiserne Zeit; dem Landwirt war mehr als einmal sein Getreideboden geleert, seine besten Pferde aus dem Stall geführt worden, das verschlechterte Geld, das im Lande umrollte, störte den Binnenverkehr mit den nächsten Nachbarn, die ersparten Thaler aus besserer Zeit waren längst ausgegeben worden. In den Thälern des Gebirges hungerte das Volk, auf der Marschlinie der großen Armee war drückender Mangel an notwendigen Lebensmitteln; Gespanne und Saatkorn hatten schon 1807 dem Landmanne gefehlt, i. J. 1812 trat dieselbe Not ein. So kam das Neujahr 1813 heran. Das scheidende Jahr hatte dem neuen einen strengen Winter als Erbschaft zurückgelassen, aber in Haufen standen dennoch die Leute auch in jeder kleinen Stadt vor dem Posthause. Glücklich, wer zuerst das Zeitungsblatt nach Hause trug. Kurz und vorsichtig war der Bericht über die Ereignisse dieser Tage, denn in Berlin saß der französische Militärgouverneur und bewachte jede Äußerung der verschüchterten Presse. Dennoch war längst die Kunde von dem Schicksal der großen Armee bis in die entlegenste Hütte gedrungen, zuerst dunkle Gerüchte von Not und Verlust, dann die Nachricht von einem ungeheuren Brande in Moskau und den himmelhohen Flammen, die rings um den Kaiser aus dem Boden gestiegen waren. Dann von einer Flucht durch Eis und Wüsteneien, von Hunger und unsäglichem Elend. Vorsichtig sprach auch das Volk darüber, denn die Franzosen lagerten nicht nur in der Hauptstadt und den Festungen des Landes, sie hatten ihre Agenten auch in den Provinzen, Späher und verhaßte Angeber, denen der Bürger aus dem Wege ging. Seit den letzten Tagen wußte man, daß der Kaiser selbst von seinem Heer geflohen war. In offenem Schlitten, nur einen Begleiter neben sich, war er verhüllt, als Herzog von Vicenza, Tag und Nacht durch preußisches Land gefahren. Am zwölften Dezember war er nach acht Uhr abends in Glogau angelangt, dort hatte er eine Stunde geruht und war um zehn Uhr in grimmiger Kälte aufgebrochen. Am nächsten Morgen war er zu Hainau in der alten Burg eingefahren, wo damals der Posthof war. Dort hatte die entschlossene Postmeisterin Gramsch ihn erkannt, in ihrer Küche mit den Löffeln geschlagen und geschworen, ihm keinen Thee zu gönnen. Durch die ängstlichen Vorstellungen ihrer Umgebung war sie endlich bis auf Kamillenthee erweicht

worden, den sie mit hartem Fluch in die Kanne goß. Er hatte doch getrunken und war weiter gejagt, auf Dresden zu. Jetzt war er in Paris angekommen, und man las in den Zeitungen, wie glücklich Paris war, wie zärtlich ihn seine Gemahlin und sein Sohn begrüßt hatten und wie wohl sich der Kaiser befinde. Und man las weiter, daß die große Armee trotz der Ungunst der Jahreszeit doch noch in furchtbaren Massen über Preußen zurückkehren solle und daß der Kaiser von neuem rüste. Aber man wußte, wie frech sich die Lüge in den französischen Zeitungen ausbreitete, und bald sah man, was von der grande armée übrig war.

In den ersten Tagen des Jahres fielen die Schneeflocken; weiß wie ein Leichentuch war die Landschaft. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos auf der Landstraße zu den ersten Häusern der Vorstadt, das waren die rückkehrenden Franzosen. Sie waren vor einem Jahre der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgerassel, in kriegerischem Glanz und empörendem Übermut. Endlos waren die Truppenzüge gewesen, Tag für Tag ohne Aufhören hatte sich die Masse durch die Straßen der Stadt gewälzt, nie hatten die Leute ein so ungeheures Heer gesehn, alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generälen. Die Riesenmacht des Kaisers war tief in die Seelen gedrückt, das militärische Schauspiel mit seinem Glanz und seinen Schrecken füllte noch die Phantasie. Einen Monat hatte der endlose Durchzug gedauert, wie Heuschrecken hatten die Fremden von Kolberg bis Breslau das Land ausgezehrt. Denn schon im Jahre 1811 war eine Mißernte gewesen, und kaum hatten die Landleute Samenhafer erspart. Den fraßen nun 1812 die französischen Kriegspferde, sie fraßen den letzten Halm Heu, das letzte Bund Stroh; die Dörfer mußten das Schock Häckselstroh mit sechszehn Thalern, den Zentner Heu mit zwei Thalern bezahlen. Und gröblich, wie die Tiere, verzehrten die Menschen; vom Marschall bis zum gemeinen Franzosen waren sie nicht zu sättigen. König Hieronymus von Westfalen hatte in Glogau, keiner großen Stadt, täglich vierhundert Thaler zu seinem Unterhalt erpreßt, der Herzog von Abrantes vier Wochen lang täglich fünfundsiebzig Thaler. Die Offiziere hatten von der Frau des armen Dorfgeistlichen gefordert, daß sie ihnen die Schinken in Rotwein koche; den fettesten Rahm tranken sie aus Krügen und gossen Zimmtessenz darüber, auch der Gemeine hatte getobt, wenn er nicht Mittags zwei Gänge erhielt, wie Wahnsinnige hatten sie gegessen. Schon damals ahnte das Volk und sagten die Frevelhaften selbst, daß sie nicht so zurückkehren würden. Wenn sie sonst mit ihrem Kaiser in den Krieg gezogen waren, hatten ihre Rosse gewiehert, so oft sie aus dem Stall geführt wurden; damals hingen sie die Köpfe. Sonst waren die

Krähen und Raben dem Heere des Kaisers entgegen geflogen, damals begleiteten die Vögel der Walstatt das Heer nach Osten, ihren Fraß erwartend.

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam kläglicher, als einer im Volk geträumt hatte. Es war eine Herde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatte, es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug nahten sie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Was jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerstörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferdedecken, Teppiche, Shawls, frisch abgezogene Häute von Katzen und Hunden; man sah Grenadiere in großen Schafpelzen, Kürassiere, die Weiberröcke von buntem Fries wie spanische Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm und Czacko; jede Art Kopftracht kam vor, bunte und weiße Nachtmützen, wie sie der Bauer trug, tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über den untern Teil des Gesichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Nase erfroren, und feuerrot, erloschen lagen die dunkeln Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel, glücklich war, wer in Filzsocken oder in weiten Pelzschuhen den elenden Marsch machen konnte, vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Tornister oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten, auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander mit gesenktem Haupt, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Frost und unsägliches Elend zu Schreckgestalten geworden.

Tag für Tag kamen sie jetzt auf der Landstraße heran, in der Regel, sobald die Abenddämmerung und der eisige Winternebel über den Häusern lag. Dämonisch erschien das lautlose Einherziehn der schrecklichen Gestalten, entsetzlich die Leiden, welche sie mit sich brachten; die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Hunger nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen, vergebens mühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurück zu halten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot, einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien. Noch dort geschah es, daß Gefangne in der Nähe ihres Lazaretts sich die Stücke toter Pferde brieten, obgleich sie bereits regelmäßige Lazarettkost erhielten; noch damals

behaupteten die Bürger, das sei ein Hunger von Gott, einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf den Boden gekollert, jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden.

Überall in den Städten der Heerstraße wurden für die Heimkehrenden Lazarette eingerichtet, und sogleich waren alle Krankenstuben überfüllt, giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Wer es aber noch vermochte, der schlich nach notdürftiger Ruhe müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber sangen: Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgends Rast und Ruh, so hat sie Gott geschlagen mit Mann und Roß und Wagen; und hinter den Flüchtlingen gellte der höhnende Ruf: „Die Kosaken sind da!" Dann kam in die flüchtige Masse eine Bewegung des Schreckens, und schneller wankten sie zum Thore hinaus.

---

## 52. Einiges aus meinem Schulmeisterleben.

Karl Mathy.

Am Ostermontag 1838 wurde in der Kirche zu Grenchen, im Kanton Solothurn, der katholischen Gemeinde als Lehrer an der neuerrichteten Bezirksschule ein Protestant, ein Deutscher vorgestellt. Die Gemeinde hatte ihn gewählt, die Regierung bestätigt, der Lehrer war ich.

Es war ein rauher Frühlingsmorgen. Das einförmige Grau der Wolken deckte die Wände und Gipfel des Jura, große Schneeflocken fielen in dichtem Gestöber und umhüllten den Zug, der sich nach der Kirche bewegte. Die Worte, welche der Präsident des Erziehungsrats, der würdige Guardian der Franziskaner, an die Versammelten richtete, würden jedem Geistlichen wohl angestanden haben. Gegen mich äußerte er, ich möge keinen Anstand nehmen, mit den katholischen Schülern über Religion zu sprechen; „Sie brauchen ja die wenigen Unterscheidungslehren, die uns trennen, nicht zu berühren!"

Das Dorf Grenchen, das nun meine Heimat werden sollte, liegt sehr schön an einem Vorhügel des Jura, von dem man die Fernsicht bis auf die berner und savoyer Hochalpen genießt. Die Häuser ziehn sich vereinzelt und in Gruppen zerstreut den Berg hinauf, jedes von einem Gärtchen und einer Hausmatte umgeben und von Obstbäumen umschattet. Die Wirtschaft der Einwohner umfaßt Feld- und Wiesenbau, Wald- und Sennwirtschaft; die Butter- und Käsebereitung geschieht auf den Bergweiden. Auch Wein wird gebaut. Die Grenchener leugnen nicht, daß in gewöhnlichen Jahren

ihr Wein ſauer iſt und beſpötteln ihn in Lied und Schwank, aber ſie trinken ihn doch und befinden ſich wohl dabei, denn es iſt ein kräftiger Menſchenſchlag. Sie ſind heiter, von ausdauerndem Fleiße und geſchickt, ſich in jede Lage zu finden und ſelbſt zu helfen. Es iſt bei ihnen nicht Sitte, die Thüren verſchloſſen zu halten. Als einen unerhörten Vorfall erzählte man, daß vor drei Jahren im Dorfe eine Taſchenuhr geſtohlen war. Die Örtlichkeit iſt aber auch für Diebe nicht günſtig; wehe dem, der ſich fangen läßt, er kommt nicht unverſehrt in die Hände der Juſtiz. Denn die Grenchener ſtanden damals noch in dem Rufe unbändiger Wildheit, die ſich in Streithändeln und ſtarker Neigung zu unerlaubter Selbſthülfe offenbarte; nicht ſelten wurden die Meſſer gebraucht und floß Blut. War der Ausgang nicht gerade tödlich, ſo wurde von den Beteiligten alles aufgeboten, um die Obrigkeit fern zu halten. Der Thäter und der Verletzte unterhandelten durch „Anſchickmänner“ über billige Schadloshaltung, und mit dem Abſchluſſe des Vertrages hatte die Feindſchaft ein Ende. Als in den neunziger Jahren die Franzoſen in die Schweiz eindrangen, ſtellten ſich auch die Grenchener ihnen entgegen. Noch lebt im Munde der Bewohner der Name der „Jungfer Schürer“, und man zeigt noch die Stelle, wo ſie im Kampfe ihr Leben ließ. Der franzöſiſche Offizier, ihr Gegner, wurde verwundet in das Spital zu Solothurn gebracht und ſoll dort reuig geklagt haben, daß er gezwungen geweſen ſei, ein Mädchen zu töten; er habe jedoch nur die Wahl gehabt, dies zu thun oder unter ihren Streichen zu fallen.

Da in der Schweiz kein Schulzwang herrſchte und viele Katholiken zögerten, ihre Knaben einem Proteſtanten anzuvertrauen, ſo zählte die Schule im Anfang nur ein Dutzend Schüler. Aber die Grenze des Kantons Bern war nur eine halbe Stunde weit, und das berner Dorf Lengnau fragte an, unter welchen Bedingungen Knaben aus ihrem Orte der Beſuch der Schule geſtattet werde. Die Antwort lautete, man werde ihre Söhne willkommen heißen, der Unterricht ſei unentgeltlich, nur habe Lengnau zu ſorgen, daß die Schüler Ruhe und Ordnung halten. Alsbald erſchien ein Zuwachs von acht bis zehn Knaben aus Lengnau; einen darunter hatte der Ortsvorſtand zum Obmann geſetzt und für Erhaltung der Mannszucht verantwortlich gemacht; ſie marſchierten in militäriſcher Ordnung, zwei zu zwei, zogen ebenſo wieder heim, und niemals hat zwiſchen ihnen und den Grenchenern der geringſte Streit ſtattgefunden. Das Beiſpiel wirkte, und noch manche Schüler kamen von außerhalb, von denen einer beſondre Erwähnung verdient. Es war ein großer, ſtarker Mann von zweiunddreißig Jahren, (ein Jahr älter als ich), aus einer rauhen einſamen Gegend des Juragebirges, der ſich als Knecht bei einem Bauern verdungen und auf Lohn verzichtet hatte gegen die

Befugnis, die Schule besuchen zu dürfen. Sein Trieb nach Wissen und sein eiserner Fleiß halfen ihm alle Schwierigkeiten überwinden; er war bald einer der besten Schüler, besuchte später ein Lehrerseminar und kehrte dann in seine Heimat zurück, wo er Vorsteher, Lehrer, kurz alles in allem ist. Nur Familienvater ist Xaver Rais nicht geworden, denn er studiert noch immer fort und — wie er mir sagte — kauft lieber Bücher als eine Frau. Aber noch jetzt, wenn ich in den Ort komme, wird ihm Botschaft gesendet, dann greift er zum Stabe und steigt mit langen Schritten über die Berge. — Bald zählte die Anstalt vierzig bis fünfzig Schüler; für eine Anzahl fähiger Köpfe unter ihnen wollte ich noch etwas besonders thun und gab ihnen lateinischen Unterricht, um ihren Gesichtskreis zu erweitern. Sie bildeten einen Kern, welcher der Schule einen festen Halt gab. Ihnen verdanke ich, daß mir die Schulzucht keine Sorge machte, denn ihr ernstes, gesetztes Wesen imponierte allen. Ich habe in den drei Jahren meines Lehramtes nie eine Strafe verhängt. Verhielt sich ein Knabe faul oder unwahr, so pflegte ich der Ermahnung zum Bessern die Andeutung beizufügen, daß die übrigen Schüler keine schlechten Burschen unter sich dulden würden. Es ist wohl vorgekommen, daß nach Beendigung der Stunde, in welcher eine solche Warnung nötig geworden war, von geringer Entfernung her Töne, die nicht gerade Jubel bedeuteten, zu meinen Ohren drangen; allein ich unterließ, mich nach der Ursache zu erkundigen.

Ein Jahr war noch nicht verflossen, da merkte man im Dorfe, daß die Schule nütze. Die Knaben, besonders die von meiner „Garde", wie sich meine Lateiner nannten, wurden vielfach in Anspruch genommen, um deutsche und französische Briefe zu lesen oder zu schreiben, Rechnungen zu prüfen oder zu stellen ꝛc. Gern sah ich es nach, wenn der eine oder der andre mit solchen Nebenarbeiten eine Schulstunde versäumte. Die Leute sahen uns auf dem Felde Messungen vornehmen, Höhen und Entfernungen mit selbstgefertigten Instrumenten trigonometrisch bestimmen. Den stärksten Eindruck aber machte ein Knabe von fünfzehn Jahren, der um die Erlaubnis bat, vor versammelter Gemeinde für seinen Vater sprechen zu dürfen. Der Vater, ein wackerer, um die Gemeinde verdienter Mann, war durch Unglück in Gant geraten. Das Schlimmste drohte, wenn der stärkste Gläubiger nicht Nachsicht übte, und dieser Gläubiger war die Gemeinde selbst. Der Sohn trat vor die Versammlung und bat um Nachlaß der Schuld. Er schilderte die Verdienste, das Unglück, den Gemütszustand des Vaters, seine Sorgen um die Familie, die trostlose Zukunft, die Vorteile, welche es der Gemeinde selbst bringen würde, wenn sie der Familie den Ernährer, sich selbst den nützlichen Bürger erhalte. Er sprach mit einem Ausdrucke, einer

Wärme und Innigkeit, daß den harten Männern die Thränen in den Bart rollten — ich versichere, das will dort viel sagen! — und daß zuletzt für den Nachlaß der Schuld nicht eine Stimme fehlte. Der Knabe ist jetzt längst Professor der Naturwissenschaften und Doktor der Philosophie. Seine Rede galt im Orte mehr als die That eines andern Schülers, der einem tollen Hunde mit der Axt den Kopf zerschmettert hatte. Das, meinten sie, sei keine Kunst, das hätte ein jeder thun können, aber der junge Redner! „So lernen sie reden in der Schule.“ Von da an stand die Anstalt fest.

Unter den Schülern bildete sich schnell ein Corpsgeist im guten Sinne, sie fühlten sich als eine angesehene Körperschaft. Ich unternahm mit ihnen Ausflüge in die benachbarten Städte; sie schauten dort manches, was ich ihnen nur hatte beschreiben können, die Schule wurde ihr Sammelplatz und der Mittelpunkt ihres Lebens. Als in einer Nacht die Sturmglocke eine Feuersbrunst im Nachbardorfe ankündigte, kamen alle ungerufen zu mir; wir ordneten uns, eilten im Laufschritte nach der Brandstätte, bildeten eine Kette bis zum nahen Bach und erhielten unsern Anteil an dem Lobe bei der „Abdankung“ des Pfarrers; denn wenn das Feuer gelöscht ist, entläßt der Geistliche dankend die zur Hilfe herbeigekommenen Nachbarn. — Den Fähigeren wurde ich der Vertraute für manchen Zug ihrer innern Entwicklung. Eben der Knabe, welcher als Fürsprecher für seinen Vater vor der Gemeinde auftrat, war bei seinem ersten Erscheinen in der Schule von so unbändiger Überkraft, so unbeleckt von jeglicher Kultur, daß er, statt auf seinem gewöhnlichen Wege nach seinem Platze zu gehn, stets über Tische und Bänke hinwegsetzte; dem Wildfange hielten kaum die Hosen am Leibe. Sehr bald änderte sich dies; Sepp wurde still und ernst, seine ganze Kraft sammelte sich zum Nachdenken und im Lernen. Ich gab ihm meine Freude über die Änderung zu erkennen, und er erzählte mir, eine Nacht habe er nicht schlafen können, und da sei ihm der Gedanke gekommen: du bist bisher kein Mensch gewesen, sondern ein Vieh; jetzt, durch die Schule, kannst du ein Mensch werden, und du mußt es werden. — Seit jener Nacht fühle er sich wie umgewandelt. Ein andrer — jetzt tüchtiger Forstmann und Geometer — war mir ebenfalls durch ein fast plötzliches Übergehn von wenig ergiebigem Abmühen zu leichtem Fassen und raschem Fortschreiten aufgefallen. Später gab er mir die Erklärung: „Mir ist auf einmal Licht aufgegangen. Sie hatten uns eine Gleichung aufgegeben; ich grübelte, konnte aber die Lösung nicht finden. So war ich im Stalle und melkte die Kuh, immer in Gedanken; das Blatt hatte ich mitgenommen, neben mich auf einen Klotz gelegt und sah jeden Augenblick darnach hin. Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf: So mußt du's machen! Ich ließ Kuh und Kübel stehn, nahm mein Blatt, lief in das

Zimmer, ſetzte mich an den Tiſch, und ich löste die Gleichung. Seither geht alles Lernen beſſer.“

Das Jahr 1839 ging zu Ende, das Winterſemeſter, die eigentliche Arbeitszeit der Schule, hatte begonnen mit vermehrter Schülerzahl. Da kamen des Sonntags einige ältere Schüler zu mir und trugen vor: die Grenchener hätten einſt von Zeit zu Zeit eine große Komödie aufgeführt. Seit langen Jahren hatte man nur noch zu Faſtnacht den Pulcinell geſehn, ſie aber wollten wieder „ein großes Spiel“ haben und bäten mich, ihnen zu helfen. Ich verlangte Bedenkzeit und erkundigte mich bei älteren Leuten, namentlich bei dem alten „Hans Vit“, der an der letzten Aufführung, vor mindeſtens vierzig Jahren, als Jüngling mitgewirkt, und, wie er mir verſchämt geſtand, die Mutter Gottes geſpielt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß jene letzte dramatiſche Leiſtung die Genovefa geweſen ſei. Er bezweifelte, daß das jüngere Geſchlecht Ähnliches zu Stande bringe, denn einen ſo prächtigen Aufzug mit vielen Roſſen, ſo gewaltige Sprünge frei über die Pferde weg werde man heut zu Tage nicht mehr ſehn. Beſonders anſtrengend ſei die Rolle des Grafen geweſen; ein Mann habe dazu nicht ausgereicht, ſie hätten deswegen drei Grafen gehabt, die abwechſelnd ihre gymnaſtiſchen Künſte verrichteten. Auf meine Frage, ob denn nicht auch geſprochen worden ſei und ob ihm nicht irgend eine Stelle im Gedächtnis geblieben, die er mir vorſagen könne, hob der Alte an zu deklamieren, anderthalb Töne über der natürlichen Stimmlage, ſingend, ſkandierend, mit einförmigem gehackten Rhythmus und Tonfall. Sicher war dieſe Art des Vortrages eine uralt überlieferte und die Rede bei jenen Darſtellungen Nebenſache, die Sprünge, Ringkämpfe und Leibesübungen Hauptſache geweſen. Ich wählte nun ein vaterländiſches Trauerſpiel, „Hans Waldmann, Bürgermeiſter von Zürich,“ von Wurſtemberger aus Bern. Der Held, Führer in den Burgunderkriegen, bemühte ſich, in ſeiner Vaterſtadt die Adelsherrſchaft zu brechen und zeitgemäße Reformen einzuführen. Manche Neuerungen waren dem Bürger unbequem. Der „Mann des Volkes“ wurde unpopulär, eine Adelsverſchwörung ſtürzte ihn, er wurde hingerichtet. An der nötigen Handlung fehlte es dem Stücke nicht; Zweikämpfe, Volksaufſtand, Gefecht, Kerkerſcenen kamen vor; zu lange Dialoge fielen dem Rotſtift. Die Schüler nahmen mit Acclamation das vorgeſchlagne Stück an, und die Jugend, für Selbſtregierung begabt und erzogen, gab ſich rüſtig ans Werk. Sekundärſchüler und ältere kamen zuſammen, wählten einen Präſidenten und die Verteilung der Rollen begann. Der Präſident fragte: „Wer will den Hans Waldmann ſpielen?“ Drei oder vier Bewerber erhoben ſich und jeder machte ſeine Anſprüche geltend, Körperlänge, laute Stimme, Schulbildung. Dann mußten ſie abtreten, und die

Diskussion begann. Jeder Bewerber hatte seine Anhänger und seine Gegner. Die Verhandlung wurde geschlossen, und eine an Einstimmigkeit grenzende Mehrheit teilte dem Lehrer Tschui die Titelrolle zu. So ging es der Reihe nach weiter, und die übrig bleibende Masse verständigte sich untereinander über ihre Verteilung unter Soldaten, Bauern und Bauerfrauen vom Züricher See. Mit der Abstimmung hatte jeder Streit ein Ende. Die Verteilung der Rollen befriedigte vollständig; ich hätte sie keineswegs besser machen können. Gleich darauf ersuchte mich eine Anzahl älterer Bursche zwischen zwanzig und dreißig Jahren, sie als Soldaten mitspielen zu lassen; es seien doch ein paar wilde Gesellen unter den Schauspielern, es könnten auch unter den Zuschauern ungezogne Burschen Unfug treiben, dann möchte es doch gut sein, wenn sie gleich bei der Hand wären, um Ordnung zu halten. Ihrem Begehren wurde gern willfahrt, und das Erscheinen dieser Starken mag hingereicht haben, ihre Dienste unnötig zu machen. — Wahrhaft erfreulich war die gute Einwirkung der Aufführung auf das Leben im Dorfe. Keine Schlägerei kam den ganzen Winter vor; die Burschen saßen nicht in den Wirtshäusern, betranken sich nicht, sie übten zu Hause ihre Rollen, Nachbarn und Bekannte sahen zu. Obgleich Ritterfräulein und Bauernweiber von Knaben dargestellt wurden, fanden Mädchen und Frauen doch reichlich Arbeit, da auch für Theater, Dekorationen, Kostüme und Orchester gesorgt werden mußte. Der Tanzsaal und der neu angebaute Speisesaal des größten Wirtshauses waren durch einen großen Bogen in Form eines Thorgewölbes miteinander verbunden, das gab Bühne und Zuschauerraum. Ein Podium und Bänke schafften über eintausend Plätze. Der Gemeinderat wies für das nötige Zimmerholz Waldbäume an: in hellen Haufen ging's hinaus, die Bäume stürzten unten den Axthieben, die Burschen spannten sich davor, hingen ihr Schlittengeschell um und schleppten jubelnd die Stämme den steilen Bergpfad herab zur Sägemühle. Dann kamen die Zimmerleute des Dorfes, Hülfsmannschaft genug arbeitete mit ihnen, in kurzem war das Theater fertig. Dekorationen wurden von einem Theater in Biel gemietet, die Kostüme zeichnete ein Solothurner Maler und gab auch an, wie dieselben mit Benutzung vorhandener Kleidungsstücke, der Schürzen, Mieder, Umschlagetücher und Mäntel der Frauen, am billigsten herzustellen waren. Während der Dorfschneider mit verstärkten Arbeitskräften rastlos an den Kostümen schaffte, welche nur höherer Kunstfertigkeit gelingen konnten, mühten sich die Mädchen wochenlang mit den Prachtgewändern der Ritterfräulein, mit den einfachen und malerischen Trachten der Frauen aus dem Volke, und mancher Held verdankte Federbarett und Mantel, die ihn zum Gegenstand der Bewunderung machten, dem Geschmack und der Geschicklichkeit einer Schwester

oder einer künftigen Braut. Ließen die Kleider fast weniger als ihre Träger zu wünschen übrig, so gaben die Rüstungen der Krieger dieser Aufführung einen eigentümlichen Vorzug. Denn die Regierung überließ ihnen die nötige Anzahl Helme, Harnische, Arm- und Beinschienen, Speere, Schwerter und Hellebarden aus den Burgunderkriegen, die im Zeughause noch aufbewahrt wurden, und beglückte die Truppe noch besonders mit einer alten Feldschlange.

Als im Februar die Tage der Aufführungen herankamen, — denn mindestens drei aufeinander folgende Sonntage mußten es sein, um einigermaßen die gewaltigen Zurüstungen zu lohnen — da machte ich darauf aufmerksam, daß es wohl Zeit wäre, Theaterzettel zu drucken. „Zettel?" meinte der Präsident, „das kann nicht schaden, die Leute wissen dann auch, wen sie vor sich haben. Es ergab sich, daß die Schauspieler dabei an einen Streifen Papier dachten, den jeder etwa an seine Kopfbedeckung klebe, auf dem das Publikum mit großen Buchstaben den Namen der Person lesen könnte. Das Mißverständnis war bald aufgeklärt. Endlich am 15. März 1840 erschien der große Tag der ersten Aufführung, sie begann gegen drei Uhr und dauerte vier Stunden. Der Erfolg übertraf jede Erwartung, das Haus war gefüllt und die Zuschauer wurden zu lautem Beifall hingerissen. Ich verlebte hinter den Coulissen peinliche Augenblicke, wenn die kämpfenden Helden trotz aller Ermahnungen mit den langen scharfen Schwertern auf einander hieben, daß die Funken stoben, und ich mußte zufrieden sein, daß nicht mehr Blut floß, als einige Tropfen aus einer leichten Wunde an der Hand. Dem Spiele folgte ein festliches Abendessen, endlich ein Tanz. Noch um Mitternacht tanzten die Ritter in ihren Rüstungen, die sie um die Mittagsstunde angelegt hatten. Ich schloß daraus, daß dies Geschlecht an Körperkraft den Vätern, die bei Granson und Murten fochten, nicht nachstehe.

Das Spiel verband mich viel näher mit der Gemeinde. Unaufgefordert ließ der Gemeinderat mir mehr Holz anbieten, die Schüler halfen mir voll Eifer in meiner kleinen Landwirtschaft, sie bestellten den Garten, mähten das Gras, brachten das Heu ein, von ihnen erhielt ich die frühsten Erdbeeren und Kirschen, und wenn der Bach gefischt wurde, die schönsten Forellen. Der Eifer im Lernen war noch gestiegen, seit bei einer öffentlichen Prüfung Mitglieder der Kantonsregierung die Schule gelobt hatten. Die deutschen und französischen Aufsätze der Besseren durften sich sehen lassen, sie lösten Gleichungen zweiten Grades mit Leichtigkeit, erklärten die Einrichtung der Uhr, der Mühle und der Dampfmaschine, wie die Gesetze, auf denen ihre Wirkung beruht; außerdem wurde Cornelius Nepos und Cäsar gelesen. Der Unterricht in der vaterländischen Geschichte wird in der Schweiz überall sorgfältig betrieben, aber nur in den glänzenderen Partien. Die Schlachten

bei Morgarten, Sempach, Murten kennt jedes Kind, aber die Unterthänigkeit ihrer Regenten, die französischen Pensionen und Gnadenketten werden meist mit Stillschweigen übergangen. Mir schien es zweckmäßig, das Licht nicht ohne den Schatten zu geben.

Nur noch kurze Zeit aber war mir auf dem liebgewordenen Posten vergönnt. Politische Verhältnisse hatten mich gezwungen, in der Schweiz Zuflucht zu suchen, politische Wandlungen führten mich nach Deutschland zurück. Unser Abzug mußte zu Weihnachten stattfinden, der Abschied ward uns schwer. Die Trennung von den Schülern machte ich kurz ab: ich schenkte jedem ein Buch, sagte ihnen Lebewohl und entfernte mich schnell. Ein junger Mann, der zwar nicht in der Schule gewesen, aber als Soldat im „Hans Waldmann" gedient hatte, fragte, von welchem Kutscher in Solothurn ich den Wagen nehmen wolle. Ich nannte ihm den Mann. Am folgenden Tage kam er wieder und zeigte mir an, er habe sich bei diesem Fuhrherrn als Knecht verdungen und am Lohn nachgelassen, dafür aber sich ausgebeten uns nach Deutschland zu fahren, denn er wolle sorgen, daß wir gut fortkämen, und sehen, ob wir dort so gut aufgehoben seien wie in Grenchen.

Es war ein kalter dunkler Wintermorgen, als wir vom Wirtshause, in dem wir die letzte Nacht zugebracht hatten, abfuhren. Groß war unsre Überraschung, als wir in der frühen Stunde und der grimmigen Kälte die Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, gedrängt vor dem Hause und längs der Landstraße stehn sahn. Sie wollten uns noch einmal die Hand drücken, sie riefen uns Lebewohl zu, und noch andre Rufe vernahm ich: „es ist gefehlt, daß Ihr von uns fortgeht," „Ihr müßt wiederkommen," „Ihr sollt das Bürgerrecht haben;" sie hoben die Kinder in die Höhe: „Seht ihn noch einmal! Seht alle noch einmal!" Die Peitsche knallte, und der Wagen fuhr davon.

Soweit die Erzählung Karl Mathy's, des früheren Schullehrers von Grenchen. Er ist 1868 als badischer Staatsminister gestorben.

M303569 PF3117
W3
V.2

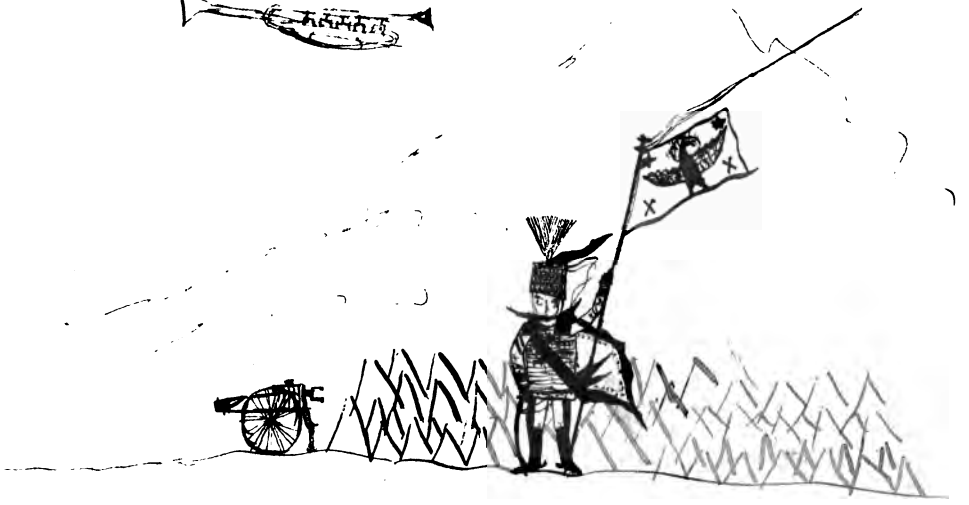
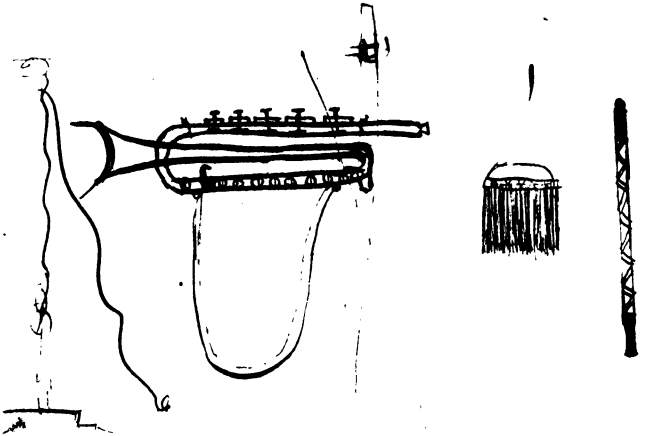
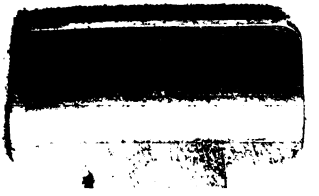
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

| | |
|---|---|
| 25 JUL '57 B J | |
| | |
| | |
| REC'D LD | |
| SEP 12 1957 | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |

LD 21–100m-6,'56
(B9311s10)476

General Library
University of California
Berkeley

YC 52618